

Innere Sprachform

Eine
Einführung in A. Martys Sprachphilosophie

Von

O. Funke

o. ö. Professor der engl. Philologie an der deutschen Universität zu Prag

„Die Grundlage alles Sprachstudiums muß immer die philosophische sein, und bei jedem einzelnen Punkte, jedem noch so konkreten Fall muß man sich mit vollkommener Klarheit bewußt werden, wie er sich zum allgemeinen und notwendigen in der Sprache verhält. Man muß nur nicht die Gebiete der Begriffe und der Tatsachen miteinander verwechseln, nicht unvollständiger Untersuchung durch Aufsuchung scheinbar philosophischer Gründe allgemeine Gültigkeit verleihen wollen.....“

W. v. Humboldt, Ges. Werke, V, 1, 10

Ausgesondert

Gedruckt mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft,
Kunst und Literatur in Böhmen

Reichenberg i. B.
Sudetendeutscher Verlag Franz Kratz
1924

Inhaltsübersicht.

	Seite
Vorwort	IX—XII
Einleitende Bemerkungen	1—3
I. Das Problem der inneren Sprachform im 'Ursprung der Sprache' (1875)	4—13
II. Das Problem im 'Farbensinn' (1879)	13—18
III. Das Problem in Martys übrigen Werken (1884—1910)	
Erläuterung grundlegender Termini ('Form' und 'Stoff', 'Bedeutung', 'Auto- und Synsemantika', 'Sprachform')	19—26
A. Die 'figürliche innere' Sprachform	
Deskriptive und genetische Behandlung des Fragenkomplexes, besonders auf dem Gebiete der Namen	26—44
Die Erscheinungen auf dem Gebiete der Syntax (besonders bei der Aussage, der grammatischen Kategorie der Kasus und des Verbums)	45—73
Äquivokationen und Synonyma	74—83
B. Die 'konstruktive innere' Sprachform (mit Berücksichtigung des Problems der Wortstellung und ihrer Wechselbeziehung zur Flexion)	83—94
IV. Sprache und Volk	94—110
V. Historischer Ausblick. (Der Begriff 'innere Sprachform' bei Humboldt, Steinthal und Wundt.)	111—130
Register	131—135

VORWORT

Die innere Anregung zur Abfassung der folgenden Zeilen kam von zweifacher Seite her: von der philosophischen und von der sprachwissenschaftlichen.

Seitdem ich *Martys* Schriften¹ genauer kennenlernte und in seine Ansichten sowie in die seines Lehrers *Brentano* durch die Vorlesungen und persönliche Unterweisung seitens meines verehrten Kollegen *O. Kraus* tieferen Einblick gewann, drängte sich mir immer mehr die Überzeugung auf, daß die Lehre *Wundts* für die Sprachforschung nicht diejenige Bedeutung haben könnte, die ihr noch immer zugemessen wird. Es wurde mir klar, in wie vielen prinzipiellen Fragen wir zum mindesten auf höchst schwankem Boden bauen, wenn wir *Wundt* urteilslos Gefolgschaft leisten.

Noch ist *Martys* Lebenswerk auf sprachwissenschaftlicher Seite nicht genügend bekannt und gewürdigt; zum Teil sind seine Schriften durch Mißverständnisse und ungenaue Kenntnis unterschätzt, zum Teil infolge einzelner absprechender Kritiken und Urteile, die von gegnerischer philosophischer und sprachwissenschaftlicher Seite² kamen, überhaupt nicht gelesen worden. Andererseits gebe ich ohne weiteres zu, daß gerade die 'Untersuchungen' *Martys* (1908), sein großes, zusammenfassendes Werk, für den Sprachforscher nicht glücklich disponiert war, und daß es keine mühelose Aufgabe bedeutet, das für die Sprachforschung in erster Linie Bedeutsame sich herauszuschälen und mundgerecht zu machen. So hat sich denn, glaube ich, die Befürchtung erfüllt, die einst *Jaberg*³ in seiner eingehenden und klugen Besprechung dieses Werkes geäußert hat; es wurde diesem Buch in der Tat nicht die Beachtung zu teil, die es verdient hätte. Ebenso ist es den anderen Veröffentlichungen des Philosophen ergangen.

Gerade neuere und neueste Publikationen, die sich einer gewissen Verbreitung und zum Teil auch eines Ansehens in Fachkreisen erfreuen — ich nenne etwa *Deutschbeins* 'System der neu-englischen Syntax' (1917) und dessen 'Sprachpsychologische Studien' (1918, 1919), *Schürrs* Abhandlung 'Sprachwissenschaft und Zeit-

¹ Das Verzeichnis der im Text benützten Werke *Martys* ist auf Seite I (Anm. 1) der Abhandlung gegeben.

² Vgl. z. B. *Vofler*, Zeitschrift f. Psychologie, Bd. 52, p. 305 ff. (1909), und dazu *Marty* [(IX)].

³ *Herrigs Archiv*, Bd. CXXIII, p. 424—425 (1910).

geist' (1922), *Schrijnen-Fischer* 'Einführung in das Studium der indogerm. Sprachwissenschaft' (1921), *W. Horns* 'Sprachkörper und Sprachfunktion' (Palästra, Bd. 135) oder Abhandlungen kleineren Umfangs, wie *Porzigs* Aufsatz 'Der Begriff der inneren Sprachform' (Indogerm. F., Bd. 41; 1923) oder *Lerchs* Artikel 'Die Aufgaben der romanischen Syntax' (Becker-Festschrift, 1922) —, zeigen in auffälligem Maße, wie wenig Erfolg Martys Lehren auf philologischer Seite aufzuweisen haben. Auch ein Buch, wie *Sperbers* 'Einführung in die Bedeutungslehre' (1923), das gerade Teile von M.'s ureigenstem Gebiete behandelt, hat, soviel ich sehe, von ihm keine Notiz genommen. In größerem oder geringem Ausmaß laufen in all diesen, mitunter gewiß anregenden und wertvollen Arbeiten Unklarheiten und Irrtümer mit, die unmöglich hätten Bestand haben können, wenn man sich mit Marty auch nur einigermaßen gründlich befaßt hätte.

So erscheint es mir im Interesse der sprachwissenschaftlichen Forschung geboten zu sein, Martys Ansichten in knapper Form und in ihrem wesentlichen Kern einem größeren Leserkreis zuzuführen. Einen kleinen Vorstoß in dieser Richtung versuchte ich in einem Aufsatz 'Über Prinzipienfragen der Sprachwissenschaft' im 57. Band der Zeitschrift 'Englische Studien' (1923).

Das unmittelbare Motiv zur Abfassung dieses Büchleins gab mir der vorerwähnte Aufsatz Porzigs. Wird hier doch auch Martys These der 'inneren Sprachform' berührt, aber in einer Weise, die keineswegs befriedigen kann. Seine Ausführungen zeigen, daß er die Tragweite des Problems im Sinne Martys auch nicht annähernd erfaßt hat, und so ergeben sich manch schiefe und unrichtige Urteile. Da aber gerade diese Frage ein fundamentales Problem für die Sprachwissenschaft bildet — darin stimme ich mit Porzig vollkommen überein — und auch in Martys sprachphilosophischen Ansichten eine zentrale Stellung einnimmt, so erschien es mir rätlich, diesen Gegenstand zunächst gesondert zu behandeln und hiebei der Hauptsache nach nur Martys eigene Anschauungen darüber mit den sie voraussetzenden Grundbegriffen seiner Lehre zusammenfassend und möglichst übersichtlich zur Darstellung zu bringen. Darum habe ich auch mit Zitaten aus seinen Werken nicht gespart; besonders dort nicht, wo seine klare, wohlgedachte Ausdrucksweise durch Umschreibungen nur hätte verlieren können. Ich hoffe zu zeigen, daß es nicht mehr zeitgemäß genannt werden kann, ihn ganz außer acht zu lassen oder seine Lehre totzuschweigen, wie es einst Wundt, wohl mit gutem Grunde für sich, getan hat.

Eine kürzere Aussprache mit Porzigs Ansichten, zugleich eine Sammlung von sprachgeschichtlichen Beispielen möchte ich dann an anderem Orte folgen lassen. Später wird sich noch reichlich Gelegenheit bieten zu einer Auseinandersetzung und einem Vergleich mit anderen Meinungen auf semasiologischem Gebiete (z. B. mit *Noreen*, *Falk*, *Otto*, *Sperber* u. a.). Ich wollte hier vorläufig nach einer Seite hin ausbauen.

Man legt ja auf engerem sprachwissenschaftlichen Gebiet immer das größte Gewicht darauf, die Arbeiten der Vorgänger in Rücksicht zu ziehen; dasselbe muß aber besonders auch auf dem Gebiete gelten, das die engsten Beziehungen zur Philosophie hat, nämlich auf dem der Bedeutungslehre. Auch da dürfen wir uns heute nicht mehr begnügen, die Meinungen einer philosophischen Schule stillschweigend hinzunehmen und die von anderer Seite geäußerten Ansichten beiseite zu lassen, sondern, sofern sich der Sprachforscher mit diesem Stoffe beschäftigt — und er muß es meines Erachtens tun, wenn er über den engeren Bereich der bloß äußeren Sprachform, des Lautlichen, hinausgeht —, hat er auch die Verpflichtung, in die Voraussetzungen für seine Spezialforschung selbständig und selbsttätig Einblick zu nehmen. Je gründlicher er sich mit solchen Fragen beschäftigt, um so größer wird der Nutzen für seine Wissenschaft sein.

Was nun noch meine persönliche Stellung zur Lehre Martys betrifft, so ist es meine Überzeugung, daß er in vielen Punkten unzweifelhaft siegreich genannt werden muß: Seine These vom Ursprung der Sprache, seine Lehre vom Verhältnis zwischen Sprachform und Bedeutung sowie von der Ausbildung der grammatischen Kategorien, seine Ansicht über den Bedeutungswandel, sein Prinzip selbst- und mitbedeutender Ausdrücke und insbesondere das zentrale Problem der 'inneren Sprachform' scheinen mir dauernden Wert zu besitzen und Fundamente zu bilden, auf denen wir weiter bauen können. Ebenso wohltuend wirkt seine Auffassung von 'Volks'- oder 'Sprachgeist' und überhaupt die ständige Beachtung soziologischer Probleme. Anderes wird wohl einer Revision bedürfen: so vielleicht die Frage, wo die Grenzlinie zwischen Auto- und Synsemantika zu ziehen sei; dann insbesondere seine Relationslehre im Kasusbuch. Aber auch in solchen Fragen hat er die Problemstellung gegeben und die Umrisse gezeichnet. Doch, wie schon bemerkt, habe ich es mir in erster Hinsicht zur Aufgabe gemacht, im folgenden Martys Meinung für sich sprechen zu lassen. Man wird es mir aber, hoffe ich, nicht verübeln, wenn ich ab und zu meinen eigenen Standpunkt durchblicken lasse und gelegentlich auf meines Erachtens irrtümliche Auffassungen anderer hinweise.

Wolle man also die folgenden Seiten nicht als Streitschrift, sondern als einen bescheidenen Versuch betrachten, zur Klärung mancher Fragen und Unklarheiten auf grammatischem Gebiet anzuregen oder vielleicht dazu beizutragen.

So möge diese Arbeit dem Zwecke dienen, der mir bei ihrer Abfassung vor Augen gestanden hat. Es wäre nur Sache der Gerechtigkeit dem Manne gegenüber, dessen Andenken diese Zeilen gewidmet sind.

Es ist mir eine angenehme Pflicht, allen zu danken, die das Zustandekommen dieses Büchleins gefördert haben. In erster Linie gebührt der Dank meinem Kollegen *O. Kraus*: er hat mich zuerst auf Marty hingewiesen und in die Gedankenwelt des Philosophen eingeführt, er hat die Mühe nicht gescheut, mit mir mein Manu-

XII

skript durchzugehen, mich auf Unklarheiten im Ausdruck aufmerksam zu machen und auch die erste Korrektur mitzulesen. Selbstverständlich aber trage ich allein die Verantwortung für meine Darlegungen. Weiterhin habe ich den Herausgebern der 'Prager Deutschen Studien' zu danken für die Aufnahme meiner Schrift in diese Publikationsreihe, insbesondere Herrn Hofrat A. Sauer für seine Mühewaltung beim Mitlesen der Korrekturen. Schließlich sage ich der *Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen* meinen ergebenen Dank für die materielle Unterstützung, ohne die eine Drucklegung nicht möglich gewesen wäre. Verlag und Druckerei haben sich bei der Fertigstellung des Buches in gleich vorzüglicher Weise bewährt.

Prag, zu Weihnachten 1923.

O. Funke.

Die erste gründliche Erläuterung des Terminus 'innere Sprachform' gibt Marty im 3. Artikel 'über subjektlose Sätze' (1884); hier wird der Begriff bereits in der Weise aufgefaßt, wie er uns weiterhin in M.'s Werken entgegentritt, wenn auch später dann im einzelnen Ergänzungen hinzukommen und der Ausblick sich beständig weitet.¹ Hiebei findet M. auch Gelegenheit zur ersten umfassenderen Aussprache mit den Ansichten Humboldts, Steinthals, Lazarus' und Wundts. Bereits da zeigt sich das Bestreben, diese Erscheinung der 'inneren Sprachform' nach zwei Gesichtspunkten zu beleuchten: nach ihrer Natur, ihrem Wesen und nach ihrer Entstehung, ihrem Werden; also jene fundamentale Scheidung von

¹ Vgl. die kurze Darstellung des Problems in der Zeitschrift E(nglische) Studien) ed. Hoops.; Bd. 57, 177 ff. (1923). — Die für uns in Betracht kommenden Werke Marty's sind: 1. *Über den Ursprung der Sprache*, Würzburg, 1875. 2. *Die Frage nach der geschichtlichen Entwicklung des Farbensinnes. Nebst 2 Anhängen: I. Über die Begriffe Helligkeit und Intensität der Gesichtsempfindungen. II. Über Befähigung und Berechtigung der Poesie zur Schilderung von Farben und Formen*, Wien, 1879. 3. *Untersuchungen zur Grundlegung einer allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie*, I Bd., Halle, Niemeyer, 1908. 4. *Zur Sprachphilosophie. Die 'logische', 'lokalistische' und andere Kasustheorien*, Halle, Niemeyer, 1910. 5. Aufsätze und Kritiken in: *Gesammelte Schriften* ed. Eisenmeier, Kastil und Kraus, Halle, Niemeyer, 1916 ff.

Zum Zwecke meiner Darstellung ordne ich die Werke chronologisch und werde sie im weiteren Verlauf der Darstellung mit folgenden Sigeln zitieren:

- 1875: *Ursprung (der Sprache)* = (I)
- 1879: *Farbensinn* = (II)
- 1884: Artikel 1—3 'Über subjektlose Sätze...' in Ges. Werken, Bd. II, 1. Abt. (p. 1—101) = (III)
- 1884—1892: Zehn Artikel 'Über Sprachreflex, Nativismus und absichtliche Sprachbildung' in Ges. Werken, Bd. I, 2. Abt. = (IV)
- 1893: 'Über das Verhältnis von Grammatik und Logik' in Ges. Werken, Bd. II, 2. Abt. = (V)
- 1894—1895: Artikel 4—7 'Über subjektlose Sätze' in Ges. Werken, Bd. II, 1. Abt. (p. 136—307) = (VI)
- 1897: 'Über die Scheidung von grammatischem, logischem und psychologischem Subjekt resp. Prädikat' in Ges. Werken, Bd. II, 1. Abt. = (VII)
- 1908: *Untersuchungen...* = (VIII)
- 1910: 'Über Beginn und Methode der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie' in Ges. Werken, Bd. II, 2. Abt. = (IX)
- 1910: *Kasusbuch* = (X)

deskriptiver und genetischer Betrachtung¹, die Marty immer wieder betont. Darnach ist in deskriptiver Hinsicht die 'innere Sprachform' oder das Etymon »eine Vorstellung, die als Band der Assoziation dient zwischen dem äußerlich wahrnehmbaren Zeichen und seiner Bedeutung, d. h. dem psychischen Inhalt, den es im Angeredeten erwecken will. Eine Ausdrucksform, welche ein Etymon oder eine innere Form besitzt, erweckt also zunächst gewisse Vorstellungen, die vom Redenden nicht eigentlich gemeint sind, sondern bloß den Beruf haben, im Hörer den Seeleninhalt (Vorstellungen, Urteile, Gefühle usw.), auf den es in Wahrheit abgesehen ist, herbeizuführen. Wie verschiedene Laute², so können je nach Umständen auch ganz verschiedene Etyma für denselben Inhalt das ihn mit dem Laute verknüpfende Band bilden, und darum mag man, wie den wechselnden Laut die 'äußere', so das wechselnde Etymon mit Grund die 'innere Sprachform' nennen.«³ Als typisches Beispiel nenne ich vorläufig die Figur der Metapher oder der Synekdoche (z. B. '*Rittersporn*' für eine Blume mit spornartiger Blüte; '*Kiel*', '*Segel*' für Schiff). In solchen Fällen erweckt das sprachliche Zeichen (d. h. das 'Wort') vorerst eine Nebenvorstellung, die nicht die eigentliche Bedeutung erschöpft. '*Rittersporn*' nennt ja zunächst einen Gegenstand, der ganz anderer Art ist als die Blume mit ihrer spornförmigen Blüte; aber diese Pflanze soll mit Hilfe jenes 'Bildes' tatsächlich bezeichnet werden. Nicht anders bei '*Kiel*' oder '*Segel*' für Schiff; ich erwecke beim Aussprechen dieser Wörter im Hörenden zuerst die Vorstellungen von Schiffsteilen, dann aber durch deren Vermittlung den eigentlich gemeinten Begriff '*Schiff*'. Solche Hilfsvorstellungen also, welche die eigentliche Bedeutung nicht erschöpfen, sondern ins Bewußtsein zu rufen bestimmt sind, nennt M. die 'innere Sprachform' (oder das Etymon) des betreffenden Ausdrucks.

2. In genetischer Hinsicht ist die Erscheinung der 'inneren Sprachform' nach Marty primär entstanden im Dienste der Absicht von Mitteilung und Verständigung, die anfänglich ausschließliches, immer aber vorwiegendes Motiv der Sprachbildung gewesen ist. Wenn die nach Verständigung suchenden Individuen einen Gedanken zum Ausdruck bringen wollten, für den sie keine sprachliche Bezeichnung besaßen, so wählten sie mit Bewußtsein und Absicht⁴

¹ Vgl. hiezu: E. St. 57, 171 ff. (1923); in dieser Scheidung fußt Marty im wesentlichen auf den Lehren seines Lehrers Brentano, der in der Psychologie eine deskriptive und genetische Betrachtung gefordert hat. Bekanntermaßen basiert die phänomenologische Richtung auf Brentanos deskriptiver Methode. Ich möchte bei dieser Gelegenheit verweisen auf die Einleitung von O. Kraus zur Neuausgabe von Brentanos Psychologie (Meiners philos. Bibl.; Leipzig, 1924); diese Einleitung erscheint auch als Sonderausgabe.

² M. bezeichnet mit 'Laut' schlechtweg die 'Lautform' oder das 'Lautliche' als solches.

³ (III) p. 67 f.

⁴ WegendiesesoftmißverstandenenAusdrucksverweise ich ein- für allemal auf Martys Ausführungen in (IV) p. 152 bis 182; (VIII) p. 619 ff.

ein 'Wort' oder einen sprachlichen Ausdruck, der durch seine ihm bereits anhaftende Bedeutung auf jenen Gedanken hinführen sollte. Hiedurch wurde dieser Gedanke gewissermaßen für die sprachliche Bezeichnung erobert.

»Da die Sprache weder allen gleichförmig angeboren war, noch durch Verabredung entstehen konnte, bedurfte sie eines Bandes zwischen Laut und Bedeutung, d. h. der Laut erweckte zunächst gewisse Nebenvorstellungen (die nicht selbst gemeint waren, sondern nur das Verständnis vermitteln, den Begriff, auf den es abgesehen war, erwecken sollten) — ein Etymon. Dabei war es natürlich, daß je nach Umständen für denselben Begriff verschiedene Vorstellungen sich in der genannten Weise als geeignet zum Zwecke der Verständigung darboten, mit anderen Worten, daß der Name für denselben Begriff hier dieses, dort jenes Etymon hatte«. ¹ (Z. B.: den Gedanken 'Erde' kann eine Sprache durch Ausdrücke für die Nebenvorstellungen 'Gepflühtes', 'Fruchtbares' ins Bewußtsein rufen; beidemal ist die Bedeutung dieselbe, aber die Mittel, sie im Hörer wachzurufen, verschiedene. Ebenso kann ich die Bedeutung 'Schiff' durch die Ausdrücke 'Kiel', 'Segel' erwecken.) Man hat die Volkssprache und die Kindersprache als bilderreich bezeichnet, und hiedurch stehen sie in gewisser Parallele zur Dichtersprache. Nur erstrebt der Künstler nicht in erster Linie durch solche Mittel Verständigung, sondern die Erweckung schöner Vorstellungen; er sucht ästhetisches Vergnügen zu bereiten.

Soviel zunächst über die erste grundlegende Erörterung des Problems. Ehe wir aber in die Einzelbehandlung der Frage eintreten, wollen wir noch zusehen, wie weit Marty in seinen beiden ersten Schriften die Erscheinung der 'inneren Sprachform' berührt. 3.

Da ist folgendes zu beobachten. Im 'Ursprung der Sprache' spielt das ganze Problem sehr bedeutsam herein; wie wir gleich sehen werden, beruht nach Marty der Hauptsache nach darauf die Ausbildung des Wortschatzes, insbesondere die Entwicklung der konventionellen Bezeichnungsmittel, weiterhin auch die Entstehung der Syntax. Es handelt sich dabei im wesentlichen um die genetische Seite der Erscheinung. Im 'Farbensinn' behandelt M. wichtige Fragen der Bedeutungslehre, insbesondere des dichterischen Ausdrucks; hier wird nebst der Genesis auch der Natur der 'inneren Sprachform' im Dienste des Dichters das Augenmerk zugewendet. Festzuhalten ist also, daß *der Sache nach* bereits diese beiden ersten Werke die Grundlage bieten, auf der Marty weiterbauen konnte. Dagegen erscheint da der *Terminus 'innere Sprachform'* ganz vereinzelt und noch nicht in jener präzisen Bedeutung, die ihm M. später zuerkennt. Dieser Ausdruck findet sich nur zweimal im 'Ursprung', im 'Farbensinn' überhaupt nicht.

Wir wollen uns vor allem jene Gedanken der beiden Schriften gegenwärtigen, die M. dann später in den Begriffskomplex seiner Bezeichnung 'innere Sprachform' aufgenommen hat, die aber hier noch nicht ausdrücklich diesen Namen tragen.

¹ (III) p. 94.

I. Das Problem im 'Ursprung der Sprache'.

4. Marty erstrebt in dieser Arbeit, die Entstehung der Lautsprache aus der Wirksamkeit bekannter und in völlig analoger Weise auch anderwärts noch wirksamer Kräfte, die wir heute beobachten können, zu erklären.¹ Er war sich darüber vollkommen klar, daß die historische Forschung über diese Frage nicht die letzte Auskunft erteilen könnte; denn wir wissen niemals, ob wir in den geschichtlich erreichbaren frühesten Sprachzuständen auch tatsächlich primäre Sprachmittel vor uns haben. Immer wird also zum Versuch einer Lösung dieses Problems der Weg der Hypothese beschritten werden müssen; aber nicht um Phantasiebilder handelt es sich hierbei, sondern um Schlüsse nach den strengen Regeln der Induktion und des Analogieschlusses.

M. gliedert das Gesamtproblem in die drei Hauptfragen:

1. Wie gelangten die ersten Menschen zur Kundgabe und Mitteilung, überhaupt zur Kenntnisnahme des inneren Lebens?
2. Wie bildeten sie die Mittel dazu zu einer solchen Form aus, wie sie der Lautsprache eigen ist?
3. Warum erhielt gerade die Lautmitteilung diese hervorragende Stellung?

Da ich aus dem Inhalt dieser Arbeit im wesentlichen diejenigen Gedanken herauschälen will, die unser Problem der inneren Sprachform betreffen, so können wir uns auf die beiden ersten Fragenkomplexe beschränken.

5. Ad. 1. Frühzeitig muß sich beim primitiven Menschen die Überzeugung eingestellt haben, daß der Genosse ein dem eigenen analoges psychisches Leben besitze²; weiters das Interesse entstanden sein, dieses fremde Leben zu beeinflussen. Da nun aber jedes Indivi-

¹ (I) p. 59; Geschichtlich steht M. unter dem Einfluß der empirischen Richtung *Brentanos*; in bezug auf das Ursprungsproblem hat er Anregungen insbesondere von *Herbart*, *Darwin*, *Tylor*, *Whitney*, *L. Geiger* erhalten (vgl. (I) 'Histor.-kritischer Überblick', p. 4-58). Ich verweise zu dieser Frage auch auf (VIII) p. 673/4 (zu *Jespersen's* 'Progress', p. 334); gleich hier sei hervorgehoben, daß sich M. in steter Fühlung mit der Sprachforschung gehalten, andererseits als Psychologe immer auch der Kindersprache seine Aufmerksamkeit zugewendet hat. Über die Kindersprache vgl. (I) p. 29, 36, 41, 43, 73, 89 f., 105 f., 122; (III) p. 54, 87 ff.! (gegen *Steinthal*); (IV) p. 162, 165, 181, 205 (Note)!, 207, 222, 268 (Note); (V) p. 86; (VIII) p. 701 ff. (Ausssprache mit Stern).

² (I) p. 64 ff.; in welch weitgehendem Maße derartige gewohnheitsmäßige Annahmen namentlich auf primitiven Stufen auftreten können, zeigt die vitalistische Weltauffassung (p. 66!).

dum so organisiert ist, daß sich ihm an psychische Regungen unwillkürliche körperliche Bewegungen mancherlei Art knüpfen und daß es bald die Fähigkeit erlangt, solche Bewegungen auch willkürlich zu erzeugen, so stellten sich bei direkter Einwirkung menschlicher Individuen aufeinander bald auch aus dieser Quelle eine Reihe von Mittel ein, um sich verständigen zu können. Dazu kamen dann andere *willkürliche* Bewegungen (z. B. die Abwehrbewegung u. ä.), die ursprünglich nicht dem Zwecke der Mitteilung dienten. Die primitiven, durch angeborene psychophysische Mechanismen dargebotenen Äußerungen (seien es Gebärden oder Laute) und die zunächst nicht der gegenseitigen Verständigung dienenden Willkürbewegungen boten primäres Material für Mitteilungszwecke; zur Sprache (im weiteren Sinne) wurden diese Mittel, als man sie bewußt in den Dienst der Verständigung (der Kundgabe und Mitteilung) stellte. So entstand zunächst eine Reihe unmittelbar verständlicher Zeichen zum Ausdruck psychischer Zustände. Die absichtliche Wiederholung¹ von ursprünglich unwillkürlichen Äußerungen (z. B. *Schrei* bei Schmerzempfindung) oder von willkürlichen Handlungen (z. B. Abwehrbewegung) konnte zunächst im Dienste der Mitteilung die psychischen Phänomene bedeuten, welche jene begleiteten (so: der Schrei 'den Schmerz', die Abwehrbewegung 'Zorn, Warnung, Drohung' u. dgl.).² Weiter aber war es möglich, derartige primitive Zeichen auch 'metaphorisch' für physische Vorgänge zu gebrauchen, auf die sich unser inneres Leben bezieht oder von denen es abhängig ist. So konnte etwa der Schrei nicht nur als Zeichen für Schmerz, sondern auch für den äußeren Vorfall, der ihn erregte, Ausdruck werden; Bezeichnungen für inneres Erleben mochten auf diese Weise zur Mitteilung äußerer Tatsachen in Verwendung treten.

Hier treffen wir zum erstenmal auf eine Andeutung des Grundproblems, das M. später als das Wesen der 'inneren Sprachform' betrachtete: die Benützung der mit einem Ausdrucksmittel bereits assoziierten Vorstellung (z. B. hier: eines Schreies als Ausdruck für Schmerz), um auf eine neue Bedeutung (Vorfall, Unglück u. ä.) hinzuführen.

Ad 2. Hatte es sich im vorausgehenden darum gehandelt, überhaupt nur die Möglichkeit primitiver Mitteilungsformen darzutun, so führt uns die Frage — *wie konnten die Ausdrucksmittel zur Form der artikulierten Lautsprache gelangen?* — zum Problem der Ausbildung des sprachlichen Bezeichnungssystems, wie es uns in ausgebildeten Sprachen entgegentritt. 6.

Aus dem Gange dieser Untersuchung hebe ich den für unsere gegenwärtige Betrachtung wichtigsten Punkt hervor: wie konnte von solch rudimentären Anfängen aus das reiche Gebiet der äußeren und inneren Erfahrung für den sprachlichen Ausdruck erobert werden, wie konnte man also für diese Bedeutungssphären Bezeichnungsmittel gewinnen und weiterhin, wie konnte es zu konventionellen Sprachzeichen kommen?

¹ Vgl. (I) p. 91 (Note).

² (I) 91—93.

Knüpfen wir an diesen letzten Gedanken an. Unsere jetzigen lautlichen Bezeichnungsmittel sind zum größten Teil nicht von Natur aus, sondern nur durch Gewohnheit verständlich; die Bedeutung scheint mit ihnen willkürlich oder konventionell verknüpft. Wie ist dies möglich geworden? M. erwidert darauf: Solche konventionelle Bezeichnungsmittel sind ursprünglich aus unmittelbar verständlichen hervorgegangen. Ähnliches hat sich auch auf dem Gebiete der Schrift vollzogen. So kommt M. nun dazu, die Entstehung einer reicheren Menge solch selbstverständlicher Mitteilungsförmlichkeiten zu erwägen.

7. Was die mannigfachen Gegenstände der äußeren Erfahrung betrifft, so war es für die weitere Ausdehnung des Verkehrs besonders wichtig, für sie unmittelbar verständliche Bezeichnungen zu gewinnen. Eine solche Möglichkeit bot sich dadurch, daß man die eigene Äußerung diesen Gegenständen ähnlich machte. So ergaben sich:

A. Nachahmende Äußerungen¹, welche ursprünglich Erscheinungen *derselben Gattung* darzustellen hatten; Töne, Bewegungen, Gestalten, Örtlichkeiten konnten durch eigene Lautäußerungen, Bewegungen, Stellungen (Gebärden) nachgebildet werden. So wurden diese zu direkten Bezeichnungsmitteln für jene Töne usw. Diese nachahmenden Äußerungen konnten aber nun weiterhin auch indirekt Verwendung finden zur Bezeichnung für anderes, das zum Nachgeahmten »im Verhältnis eines Teiles, einer Ursache oder Wirkung, kurz in irgend einer Beziehung regelmäßiger Begleitschaft oder Folge stand. Man konnte also durch Nachahmung der Handlung den Handelnden und das, woran sie geübt wird, durch Nachahmung eines Lautes den lautgebenden Gegenstand und mancherlei Eigenschaften und Erscheinungen, die ihn begleiten, bezeichnen; und bei der unbegrenzten Wirksamkeit der Assoziation nach Kontiguität hatte man daran ein Mittel, durch eine verhältnismäßig dürftige Zahl von Nachahmungen eine große Menge von Gegenständen in den Bereich unmittelbar verständlicher Bezeichnung zu ziehen. . . . Um aber den vollen Begriff von der vielseitigen Verwendbarkeit der Nachahmungen zu gewinnen, hat man noch zu bedenken, daß von jeder der Positionen aus, die ein nachahmender Laut durch Assoziation nach Kontiguität gewann, wieder Eroberungen ins Gebiet des Analogon gemacht werden und um die so errungenen Punkte sich abermals Assoziationen nach Kontiguität gruppieren konnten. Die Sprachgeschichte zeigt, wie konventionelle Zeichen von *einer* Bedeutung ausgehend eine unbegrenzte Menge von Funktionen gewinnen können: eine Kette, wovon zwar je die benachbarten Glieder miteinander in einer wohl verständlichen Beziehung stehen,

¹ Über die einfachen Motive, welche dazu führten, Nachahmungen als Bezeichnungsmittel zu verwenden, spricht M. sehr klar (*I*) p. 85—90; über diese Frage (insbesondere Schallnachahmung) vgl. noch (*IV*) p. 210 ff. und (*VIII*) p. 678 ff.

die entfernteren aber sich schließlich so heterogen sind, daß man mit Bezug auf solche Bedeutungsentwicklungen gesagt hat, es gebe kaum zwei so verschiedene Gegenstände, die nicht auf solchen verschlungenen Wegen schließlich von demselben Laut erobert werden könnten. Alle diese Wege konnten aber auch ursprünglich bei der Verwendung der nachahmenden Bezeichnungen beschritten werden.¹

Soviel von eigentlichen Nachahmungen, *wo die nachahmende Äußerung derselben Gattung von Erscheinungen angehört, wie das durch sie Dargestellte*. Was die erwähnte weitere Übertragung solcher Bezeichnungsmittel anlangt, so treffen wir hier bereits auf Gedankengänge, die später weitere Ausarbeitung erfahren haben. Die Assoziationen nach Kontiguität und Analogie, von denen M. im vorstehenden als psychischen Triebkräften für solch übertragene Verwendung spricht, geben, wie wir sehen werden, im 'Farbensinn' die Basis für die Erklärung der Metonymie und der Metapher, und in den weiteren Ausführungen werden wir diesen psychischen Erscheinungen wiederum begegnen, wenn wir auf die genetische Seite der 'inneren Sprachform' und damit auf die Frage der Gesetze des Bedeutungswandels zu sprechen kommen.

B. Neben direkt nachahmenden Äußerungen konnten aber die eigenen Laute und Bewegungen auch Erscheinungen anderer Gattung verähnlicht werden; so mochte man Laute in direkter Weise zur Bezeichnung von Gesichtsbildern u. dgl. verwenden. Es handelt sich also in solchen Fällen um Ausnützung direkter Analogien zwischen verschiedenen Sinnesgebieten, wie sie M. noch in Metaphern unserer Sprache findet; wir reden von hohen, tiefen, rauhen, zitternden, gedehnten Tönen u. dgl. Solche Verhältnisse ließen sich aber für primitive Sprachstufen voraussetzen, wozu die verschiedenen Arten von Laut- oder Bewegungssymbolik zu zählen sind (z. B. Reduplikation zur Bezeichnung längerer Dauer, stärkeren Grades, Wiederholung; ähnlich Lautdehnung u. a. m.). Solche Ausdrucksmittel traten wohl meist zusammen mit anderen auf.

Ich habe diesen Punkt nur des Interesses wegen erwähnt; er gehört nicht zu *unserem* engeren Fragenkomplex.

M. betont noch, daß zu derartigen Bildungen nachahmender Zeichen für äußere Gegenstände keinerlei allgemeine Einsichten und Schlüsse nötig waren, sondern daß sie sich den primitiven Menschen leicht und ungesucht boten.²

Wir haben bisher in Erwägung gezogen, wie die Sphäre äußerer Erfahrung für die Bezeichnung gewonnen werden konnte. In ähnlicher Weise vollzog sich nun nach M.'s Ausführungen die weitere Gewinnung des Bereiches innerer Erfahrung für den Ausdruck der Mitteilung.

Bereits früher, als wir über vermutlich primitive Mitteilungsförmern sprachen, wurden als expressive Bezeichnungsmittel für psychische Zustände die absichtliche Wiederholung reflektorischer Ausdrucksbewegungen (z. B. Schrei zur Bezeichnung des Schmerzes)

¹ (I) p. 81 ff.; Sperrungen von mir.

² Vgl. die schon erwähnte Stelle (I) p. 85-90.

und willkürlicher Handlungen (z. B. Abwehrbewegung zum Ausdruck des Zornes) erwähnt. Es wurde dort auch bereits angedeutet, wie solche primitive Ausdrucksmittel 'metaphorische' Verwendung für die Mitteilung äußerer Tatsachen finden konnten. Aber auch für das psychische Gebiet waren weitere Bezeichnungsmöglichkeiten gegeben, indem man psychische Erscheinungen direkt mit Hilfe gewisser Analogien nachahmte. Ich lasse Marty selbst zu Worte kommen: »Daß sich uns Analogien zwischen physischen Erscheinungen, die wir erzeugen können, und seelischen Zuständen aufdrängen, ist bekannt und durch Beispiele aus unserer gewöhnlichen Rede-weise leicht zu erhärten. Sprechen wir doch von Zuneigung und Abneigung, niedergebeugtem und aufgerichtetem Mute, von wankenden und festen Meinungen und Entschlüssen; und dem Ungebildeten, der die scharfe Grenze zwischen Psychischem und Physischem nicht gezogen hat, zeigt seine Phantasie besonders leicht solche Ähnlichkeiten. So glaube ich z. B., daß das Neigen des Kopfes als Zeichen der Bejahung nicht, wie Darwin vermutet, Rudiment der Beugung des Kopfes, welches beim Kinde mit dem Annehmen der Nahrung verbunden ist, sondern eine Nachahmung ist und entstand, weil man das Beistimmen zum Urteil des anderen als analog empfand der körperlichen Hinwendung zu ihm. Dem entspricht auch, daß wir, um entschiedene Verneinung auszudrücken, uns von dem Sprechenden abwenden, zurücktreten, die Hand abwehrend vorstrecken u. dgl. Und worauf deuten Metaphern, wie: 'sich zu einer Ansicht hinneigen, sie annehmen, verwerfen' anderes, als daß uns die Bejahung als Annäherung, die Verneinung unter dem gegen- teiligen Bilde erscheint? Auch die schwankende Hand- und Schulterbewegung als Zeichen der Unsicherheit des Urteiles oder Entschlusses möchte symbolischen Ursprungs sein. Denn wer unentschlossen zweifelt, gleicht dem Körper, der auf unsicherer Grundlage wankt.«¹

Auch solch analogisch nachbildende Bezeichnungen für psychische Zustände konnten dann übertragen verwendet werden, wie z. B. der Ausdruck des Ekels weiterhin zur Kundgabe von Abscheu oder Verachtung u. dgl. Was nun aber speziell die Entwicklung der *Lautbezeichnungen* für psychische Phänomene betrifft, so möchte sie sich M. folgendermaßen vorstellen: anfangs spielten dabei die für gewisse Stimmungen charakteristischen Laute eine Rolle; darüber hinaus ging man im wesentlichen erst, nachdem man schon für die Lautsprache ein gutes Stück des Bereichs der äußeren Erfahrung gewonnen hatte; da konnte man dann (wie dies in bekannten Sprachzuständen noch zu sehen ist) Affekte durch die Bezeichnung der sie begleitenden Gebärde (vgl. schäumen u. dgl. für Zorn) oder durch den sprachlichen Ausdruck für die früher erwähnten analogischen Nachahmungen (vgl. Neigung, Ablehnung u. ä.) zur Mitteilung bringen. Schließlich konnten in weiterem Ausmaß die Ausdrucksmittel für äußere Gegenstände auf psychische Phänomene übertragen werden, sofern sich irgend eine Beziehung zwischen ihnen erkennen ließ.²

¹ (I) p. 94.

² (I) p. 96.

Es wird aus diesen Ausführungen bereits zur Genüge erkenntlich geworden sein, daß das Problem der 'inneren Sprachform' bei diesen Gedankengängen M.'s sehr bedeutsam in Frage kommt; stellt er sich doch die Gewinnung der Sphäre äußerer und innerer Erfahrung für die sprachliche Bezeichnung so vor, daß zunächst eine Reihe unmittelbar verständlicher Ausdrucksmittel entstand (absichtlich in den Dienst der Mitteilung genommene reflektorische Äußerungen; nachahmende oder zum Bezeichneten in direkter Analogie stehende Bezeichnungen). Von da aus wurden dann mit Hilfe von ihrer Übertragung auf Grund assoziativer Zusammenhänge neue Bedeutungsbereiche für die Mitteilung erobert. Überall aber, wo eine mit einer Bezeichnung oder Ausdrucksform assoziierte Bedeutung dazu dient, einen neuen Inhalt zu decken und im Hörer wachzurufen, fungiert sie als Hilfsvorstellung; diese Hilfsvorstellung nun ist nichts anderes als M.'s 'innere' Sprachform. Unter seinen späteren Beispielen für diese Erscheinung spielt, wie wir sehen werden, gerade das psychische Gebiet eine hervorragende Rolle.

Wir haben nun kurz die weitere Frage zu berühren: *wie wurden die Ausdrucksmittel zu konventionellen Zeichen?* Aus den Momenten, die M. hierfür zur Erwägung stellt, kommt hier für uns zunächst in Betracht der sogenannte 'Bedeutungswandel' infolge Verwendung eines sprachlichen Ausdrucks im übertragenen Sinne. Kam das 'Wort' in einer ursprünglich selbstverständlichen Bedeutung außer Gebrauch, so schien es willkürlich zur abgeleiteten Funktion gekommen zu sein. Ich möchte aber gleich die Bemerkung einfügen, daß M. diese Übertragung eines Ausdrucks allein nicht als einzige Quelle des sogenannten Bedeutungswandels betrachtet hat. Immer hat er auch die Wirksamkeit des Zusammenhanges oder der Gesamtsituation betont, wonach die Bedeutung durch gewisse gedankliche Verbindungen nach einer bestimmten Richtung hin fixiert werden konnte; weiter hat er auch hervorgehoben, daß in gewissem Ausmaß bei solchen Vorgängen Bedeutungsverwechslung im Spiele sein konnte.¹ Aber im 'Ursprung' finden wir diese Gedanken noch nicht ausgearbeitet. Hingegen begegnen wir hier einigen Ausführungen über andere Arten des Bedeutungswandels als jene durch Übertragung, Ansichten, die nach M.'s späterer Meinung einer Revision bedürfen, die aber interessant sind, weil da zum erstenmal der Terminus 'innere Sprachform' gebraucht wird. Ich will darüber anmerkungsweise berichten.

Anmerkung.

M. führt des weiteren aus, daß nicht alle Fälle des Bedeutungswandels infolge solcher Übertragung und des Verbleichens der ursprünglichen Wort-

¹ Vgl. (VIII) p. 543 ff. (Kritik der Wundtschen Lehre vom Bedeutungswandel).

bedeutung zu stande gekommen seien. Da heißt es:¹ »Aber auch ohne solche Übertragung und Außergebrauchkommen ihrer ursprünglichen Bedeutung kann das sie bestimmende und erklärende Moment, *was man innere Sprachform genannt hat*, aus dem Bewußtsein entswinden. Die sprachlichen Bezeichnungen erfahren bei längerem Gebrauch mannigfache Wandlungen in dem Bestand der mit ihnen assoziierten Vorstellungselemente; neue Merkmale werden in demselben aufgenommen, andere fallen aus — sei es, indem die bezeichneten Dinge selbst sich ändern, sei es, indem bloß unsere Auffassung von ihnen wechselt — und der Ausfall kann auch den Merkmalen widerfahren, welche den Grund der Namengebung bildeten.

Die Römer nannten diejenigen, die sich um ein öffentliches Amt bewarben, *candidati*, weil sie in weißer Kleidung in der Volksversammlung zu erscheinen hatten. Der Name Kandidat für einen Mann, der sich um ein Amt bewirbt, ist geblieben; aber das weiße Kleid ist den darnach Genannten nicht mehr charakteristisch. In ähnlicher Weise hat sich der Gegenstand der Namen Papier und Feder geändert. Widerfuhr nun etwas Analoges dem Objekt einer unmittelbar verständlichen Bezeichnung, so ging ihr dadurch dieser Charakter verloren.

Auch die bloße Änderung der Auffassung wird leicht der *inneren Sprachform* verderblich.

Da die Zeichenbildung gewöhnlich darauf ausgeht, an diejenigen Züge eines Gegenstandes anzuknüpfen, wofür irgend eine verständliche Bezeichnung bereits da ist, so lehnt sie sich oft an unwesentliche Beziehungen und zufällige Ereignisse an, die den Gegenstand angeben oder irgend einmal angingen. Sobald sich in einem solchen Falle die Assoziation durch Gewohnheit gefestigt hat, verliert der Umstand, der sie einleitete, seine praktische Wichtigkeit, und mag, von wesentlicheren in den Hintergrund gedrängt, leicht ganz in Vergessenheit geraten. Ein solcher Ausfall kann aber auch bei Zeichen stattfinden, die auf Merkmale gründen, welche man für wesentlich erachtete; ändert sich ja die Auffassung der Dinge im Fortschritt der Erkenntnis oft in ganz durchgreifender Weise. Man denke hier an Namen wie Geist (was eigentlich 'Wind', 'Hauch' bedeutet), Polarisation des Lichtes u. dgl. Es ist leicht, alles dies auf die ursprünglichen nachahmenden Bezeichnungen zu übertragen.«

Stellen wir zunächst die Frage: Was besagt hier der Terminus '*innere Sprachform*'? Dem Wortlaut des Zitats nach ist der Ausdruck von Marty (aus der zeitgenössischen sprachphilosophischen Literatur) übernommen und bedeutet 'das eine Bezeichnung bestimmende und erklärende Moment' oder m. a. W. das Merkmal, das den Grund für die Namengebung bildet. So wäre etwa bei *candidati* der Begriff 'weißgekleidet' als Merkmal des Gegenstandes und Grund seiner Benennung die '*innere Sprachform*'. Diese Definition hat M. später, wie wir sehen werden, wegen ihrer Vieldeutigkeit abgelehnt; es steckt in ihr etwas Richtiges, aber das Verhältnis dieses 'Merkmal'begriffes zur eigentlichen Bedeutung kommt darin nicht klar zum Ausdruck. Dachten sich doch Forscher wie Steinthal u. a. durch diese '*innere Sprachform*' den eigentlichen Gedanken vor dem Bewußtsein vertreten oder 'apperzipiert'. Ich will nicht sagen, daß M. hier diese Meinung noch teilt, jedenfalls aber sehen wir, daß er seine spätere Begriffsdefinition noch nicht explizite ausgearbeitet hatte.²

Aber weiter. Handelt es sich in diesen Fällen nicht doch um Übertragung und um Außergebrauchkommen der ursprünglichen Bedeutung?

¹ (I) p. 97 f.

² Ich verweise vorläufig auf (III) p. II; p. 83 ff., wo sich M. bereits mit Steinthal u. a. darüber ausspricht.

Nach M.'s späteren Ansichten ist ersteres unbedingt zu bejahen, letzteres in gewissem Umfang zuzugeben. Bei den Fällen von sogenanntem Sachwandel ist dies doch ohne weiteres klar: sobald ein neuer oder veränderter Gegenstand an die Stelle eines anderen trat, war es eben ein neuer oder veränderter Bedeutungskomplex, der nach einer sprachlichen Bezeichnung verlangte. (Kiel)feder und (Stahl)feder sind z. B. zwei total verschiedene Dinge, ebenso ihre begrifflichen Vorstellungen. Da aber beide Gegenstände demselben Zwecke dienten, so behielt man den alten Namen für die neue Sache bei; mit dem Verschwinden des früheren Gegenstandes einerseits, infolge der immer innigeren Assoziation seiner Bezeichnung mit dem neuen Begriffs-komplex andererseits kam die ursprüngliche Bedeutung außer Gebrauch. Es handelt sich also in diesen Fällen des 'Sachwandels' gewiß um Bezeichnungsübertragung und in der Folge oft auch um Außergebrauchkommen der ursprünglichen Bedeutung. Ich sage 'oft'; denn es kann sehr wohl die alte Bedeutung weiterleben, wenn der alte Gegenstand neben dem neuen blieb: (Schwung)feder eines Vogels, (Schreib)feder. Aber das Wort 'Feder' ist heute äquivok, d. h. es kann total verschiedene Begriffe decken. 'Papier' und *candidati*¹ sind analog zu beurteilen.

Nicht anders aber verhält es sich beim Wechsel unserer Auffassung von gewissen Dingen. In dem Augenblick, wo sich Begriffs-komplexe infolge neuer Erfahrungen oder Erkenntnisse verändern, sind es eben neue Bedeutungen geworden, die mit den Bezeichnungen der früheren versehen bleiben, weil sie ehtweder gewisse begriffliche Elemente von jenen enthalten oder sonst irgendwie assoziativ mit ihnen verbunden sind. Auch da also haben wir es strenge genommen mit Bezeichnungsübertragung und Außergebrauchkommen der ursprünglichen Bedeutung, die zunächst als Hilfsvorstellung für die neue diente, zu tun. M. hat sich später über diesen Punkt ganz klar geäußert.²

Diese besprochene Stelle nun ist für unser Problem der inneren Sprachform nur insofern von Belang, als M. hier von ihrem Entschwinden spricht. Gerade das aber betrifft seiner späteren Meinung nach nicht die Bedeutung als solche; das Verbleichen der inneren Sprachform fällt nicht eigentlich in die Kategorie des Bedeutungswandels.

So muß dieses Zitat im Sinne seiner reiferen Meinung umgedacht werden. Wir werden im folgenden diese Fragen noch zu berühren haben.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu unseren früheren Gedankengängen zurück. Wir sprachen von der Entwicklung konventioneller Sprachzeichen aus ursprünglich selbstverständlichen und sahen, daß M. als *eine* Quelle hiefür den Bedeutungswandel namhaft macht. Von den weiteren Quellen³ der Entstehung konventioneller fällt in gewissem Umfang die Formveränderung der Sprachmittel in unseren Fragenkomplex herein, soweit es sich dabei um ursprüngliche Zusammenfügung und mögliche weitgehende Verschmelzung oder Umformung von Lautzeichen handelt. Diese Erscheinung betrifft aber in ihren Voraussetzungen überhaupt das

¹ Vgl. (III) p. 88 (Note 1), wo M. selbst gegenüber Wundt diesen Standpunkt angedeutet hat.

² Vgl. (V) p. 91 (Note).

³ Weitere Quellen wie primäre Benutzung konventioneller Zeichen und Verwendung zufälliger Assoziationen ((I) p. 102 ff.; p. 106) stehen unserer Frage ferner.

Problem der Genesis syntaktischer Fügungen. Auch auf diesem Gebiete gewinnt die Frage nach der 'inneren Sprachform' eine eminente Bedeutung. Die wichtige Scheidung zwischen selbst- und mitbedeutenden Ausdrücken, die m. E. am Anfang jeder Bedeutungslehre zu stehen hätte, und somit die Entstehung der Syntaxe läßt sich nach M. nur so erklären, daß die mitbedeutenden Zeichen durch übertragene Verwendung aus ursprünglich selbstbedeutenden hervorgegangen sind. So erklärt er sich das Zustandekommen der Flexionen, Präpositionen u. a. m. Es empfiehlt sich jedoch, diese Frage später in größerem Zusammenhang darzustellen.

So sehen wir also, wie die übertragene Verwendung der Sprachmittel im Zentrum der Lehre Martys von der Ausbildung eines sprachlichen Bezeichnungssystems steht; es soll hier nochmals betont werden, daß sich dieses Problem im wesentlichen mit dem der genetischen Seite der inneren Sprachform deckt.

12. Nur eines möchte ich aus dem überaus anregenden Inhalt dieser Schrift noch hervorheben. Im Schlußwort¹ wendet sich M. noch gegen diejenigen Sprachforscher, die das Nachahmungsprinzip auf Grund der Ergebnisse der historischen Sprachforschung, vor allem auf dem Gebiete des Indogerm., bezweifeln. Er betont, wir könnten es niemals beweisen, daß die sog. Wurzeln des Idg. auch nur entfernt die frühesten oder einen Teil der frühesten Keime menschlicher Rede darstellten.² Aber die Ausbildung des Wortschatzes in den historischen Epochen gäbe uns eine indirekte Bestätigung für das Nachahmungsprinzip: »Wenn der ganze immense Vorrat von Wörtern und Formen in den indogerm. Sprachen seine Verständlichkeit von einem geringen Häuflein von Wurzeln borgt, also überall Anlehnung an gegebene Assoziationen das leitende Prinzip in der Wahl und Gestaltung der Bezeichnungsmittel ist: wie wahrscheinlich ist es da, daß bei der Entstehung dieser Wurzeln nun plötzlich ganz andere Gesetze gelten? Wenn man in späterer Zeit in jedem Falle zur Bezeichnung einer neuen Vorstellung einen Laut herbeirief, der bereits gewohnheitsmäßig an eine ähnliche Vorstellung erinnerte und so unmittelbar auf die erste zu führen versprach, so läßt die Analogie hiezu nichts anderes erwarten, als daß man, bevor die Möglichkeit geboten war, sich an ordnungsmäßig verständliche Ausdrücke anzulehnen, Tonzeichen wählte, die unmittelbar die gewünschte Assoziation zu wecken versprachen, wo nur immer solche sich boten.«

13. Martys Auffassung der Lautsprache tritt uns bereits in dieser ersten Schrift festgegründet entgegen. Die Thesen der Sprachentstehung als Naturprodukt oder als Satzung finden bei ihm dahin ihre Beantwortung, daß das sprachliche Material als solches von Natur aus faktisch oder virtuell gegeben, seine Verwendung und weitere Ausbildung zum Dienste der Kundgabe und Mitteilung eine menschliche Erwerbung ist, die nicht

¹ (*I*) p. 141 ff.

² Vgl. auch (*IV*) p. 171 (Note).

als angeborene Disposition, sondern als Erzeugnis sozialer Nötigung zu begreifen ist.¹ Darum hat gerade Marty das teleologische Moment in der Sprachbildung stets hervorgehoben² und die Sprachwissenschaft als Geisteswissenschaft bezeichnet. In einer späteren Schrift³ formuliert er dies ganz eindeutig dahin, daß die Sprache kein Organismus und die Wissenschaft von ihr nicht als Naturwissenschaft zu betrachten sei. Diesen Grundgedanken finden wir bereits in seiner ersten Schrift niedergelegt.

II. Das Problem im 'Farbensinn'.

Hatte Marty im 'Ursprung' vor allem die genetische Seite unseres Problems im Auge, so wird in seiner zweiten Schrift auch der deskriptiven Betrachtung ihr Recht zu teil. 14.

M. hat es sich hier zur Aufgabe gemacht, gegenüber gegen teiligen Ansichten zu zeigen, daß »direkte Gründe teils deduktiver Art (insbesondere die Tatsache, daß heute alle Menschen und viele Tiergeschlechter Farben sehen), teils historischer Natur (vornehmlich Überreste farbiger Dekoration) in entscheidender Weise dafür sprechen, daß die Farbenempfindungen den vorchristlichen Völkern, ja wohl allen früheren menschlichen Geschlechtern in keiner Weise gefehlt haben«. ⁴ Eingehend prüft der V. die Gründe, welche für eine Entwicklung des Farbensinns vorgebracht wurden: Farbenblindheit; historische Zeugnisse aus der Geschichte der Malerei und aus der älteren Sprache sowie Literatur. Schon im ersten Abschnitt dieses polemischen Teiles finden wir die wichtige Bemerkung über die vieldeutige Verwendung von 'Farbensinn': man scheidet nicht genügend zwischen 'Empfindungsinhalt', 'Beurteilung', der jener erfährt, und den 'Gefühlen', die er erweckt.⁵ Instrukтив verweist der V. auf das Analogon des musikalischen Sinnes: der musikalische und der unmusikalische Mensch haben dieselben Empfindungsinhalte, aber sie erfahren bei beiden verschiedene Beurteilung und erwecken verschiedene Gefühle.

Diese Gedanken verwertet M. nun auch bei seiner Kritik jener Meinungen, die sich für die Annahme einer Entwicklung der Farbenempfindung auf das Zeugnis älterer Sprachzustände berufen.

O. Weise⁶ hatte aus den Farbenbezeichnungen der indogerm. Sprachen darzutun versucht, daß aus der Entwicklung der Farben- 15.

¹ Später hat M. diese Gedanken noch sehr ausführlich im einzelnen dargelegt in (IV), bes. p. 152—182; weiter namentlich gegen Wundt in (VIII) p. 601 ff., zusammenfassend p. 670 ff.; ferner in seiner Aussprache mit Vossler (IX) p. 163 ff.

² (VIII) p. 621 ff. (gegen Wundt).

³ (IV) p. 300 (vgl. auch (VIII) Einleitung u. ebda. namentlich p. 620 ff.).

⁴ (II) p. 108.

⁵ (II) p. 39; 40 ff. (für prinzipielle Fragen über die Entwicklung des Geschmacks scheinen mir M.'s Ausführungen von großer Bedeutung zu sein).

⁶ Bezzenb. Beitr. II (1878).

bezeichnungen auf eine Entwicklung der Farbenempfindung zu schließen sei. Darauf entgegnet M.:¹ Einmal setzt das Benennen ein Beurteilen, ein Klassifizieren voraus; die allmähliche Ausbildung des Urteils hatte auch eine erst allmähliche Ausbildung der Bezeichnungen zur Folge. Zum zweiten — und dieser Punkt ist m. E. der wichtigste — müßte Klassifizieren und Benennen (oder Begriffs- und Bezeichnungssystem) keineswegs streng parallel gehen; das Unterscheiden der Empfindungsinhalte brauche nicht notwendig zu verschiedener sprachlicher Bezeichnung zu führen: »Die Sprache ist nicht aus einem Bestreben entstanden, das einsame Denken durch ein paralleles System von sinnlichen Zeichen zu symbolisieren. Es gibt keinen solchen Trieb im Menschen. Zur Sprachbildung führte bloß das Verlangen nach Mitteilung, und darum wurden auch die Ausdrucksmittel nur so weit ein genauer Abdruck der Gedanken, als es der Zweck der Verständigung unumgänglich erheischte. Um dies bestätigt zu finden, denke man hier zunächst an die *metaphorische* und *metonymische* Verwendung von Bezeichnungen, von der oft gesagt worden ist, sie sei eine Notwendigkeit des sprachlichen Ausdrucks. Sie ist es in der Tat wenigstens für ein solches Ausdrucksmittel, das, wie die Volkssprache, ohne Verabredung entstanden ist. Nie hat man ein völlig willkürliches Zeichen durch ausdrückliche Übereinkunft in seine Bedeutung eingesetzt; immer verdankte es entweder seiner natürlichen Gestalt oder der ihm bereits assoziierten Bedeutung die Wahl zur Bezeichnung irgend eines Gegenstandes. Dabei konnte es aber nicht ausbleiben, daß man, wie es noch das Kind in umfassender Weise tut, *ὁμόνομα πρὸς ἓν* und *κατ' ἀναλογίαν*² bildete, d. h. ein Wort gelegentlich für einen Inhalt anwendete, der mit dem früher dadurch bezeichneten nicht identisch, sondern bloß durch irgend ein natürliches Band der Ideenassoziation verknüpft war. Man unterschied beide Gegenstände wohl, aber hoffte nach Analogie zu früheren ähnlichen Erfahrungen, daß der bereits bekannte Name des einen den Hörer im besondern Zusammenhang der Umstände auch auf den Gedanken an den anderen bringen werde. So kam es, daß z. B. für *Rot* und *Schön* oder für *Blond* und *Sanft* oder für *Blume* und *Farbe* in irgend einer Sprache dasselbe Wort dient. Schon darum darf man natürlich die Zahl der verschiedenen sprachlichen Bezeichnungen (insbesondere wenn man einzelne Wortgattungen wie Substantiva, Adjektiva u. dgl. außer dem Zusammenhang der Rede und aller übrigen Umstände betrachtet) nicht schlechtweg als Höhemesser für die Zahl der unterschiedenen Gedanken ansehen.«³

Wir bemerken sofort, wie hier der Gedanke der 'inneren Sprachform' wieder hereinspielt.

¹ (II) p. 63 ff.; p. 109 f.

² Vgl. dazu (V) p. 79 (Note 2); (VIII) p. 502 ff.

³ (II) p. 63—64; diese und die folgenden Ausführungen sowie besonders der Anhang (p. 131 ff.) 'Über die Befähigung und Berechtigung der Poesie zur Schilderung von Farben und Formen' seien allen, die sich für Bedeutungslehre interessieren, zur Lektüre empfohlen.

Aber gerade für die Farbenbezeichnungen gedenkt M. noch eines Umstandes, der zwar nicht direkt in die Sphäre unseres Problems fällt, jedoch so wichtig ist, daß ich ihn besonders hervorheben möchte. Eine unterschiedliche Benennung verschiedener Qualität mochte auch deshalb unterbleiben, weil die Qualitätsdifferenzen zu geringfügig erschienen, um sie eigens in der Bezeichnung auszudrücken. Die Volkssprache verwendet gern vage Bezeichnungen dort, wo das Verständnis keine größere Genauigkeit verlangt; man unterläßt es, jedem Unterschied einen eigenen Namen zu geben. Wie scharf unterscheiden sich die Ausdrücke technischer Kreise und diejenigen der Alltagssprache. Man bezeichnet z. B. dieselbe Farbe bald als Grau, bald als Blau; das ist es, was M. als Verschwommenheit des Ausdrucks aus Bequemlichkeit bezeichnet.¹

Solche Erwägungen führen M. zum Schlusse, daß im allgemeinen die Entwicklung der Farbenbezeichnungen nichts besage für eine Entwicklung des Empfindungsvermögens. Was das Zustandekommen dieser Bezeichnungen betrifft, so erscheint es im Hinblick auf die Ausbildung des Urteils und des Interesses an ihrer Benennung als verständlich, wenn zuerst die markantesten und wichtigsten Farbendifferenzen Namen erhielten.

M. erklärt auf diese Weise, daß im Indogerm. die Benennung der Farben nach Gegenständen verhältnismäßig spät zu belegen sei gegenüber primären Farbenbezeichnungen selbst; es war eben wichtiger, für die markanten Farbenunterschiede selbst Namen zu besitzen als für die meisten Gegenstände, denen diese Farben charakteristisch sind.²

Aber noch in anderer Hinsicht wird unsere Frage nach der 'inneren' Sprachform in M.'s Schrift berührt. Er prüft die bekanntermaßen oft recht schwankenden Bedeutungen einiger antiker Farbenbezeichnungen³ und sucht dann eine Begründung hiefür. Dabei hebt er als prinzipiell wichtig hervor, daß bei solchen bedeutungsgeschichtlichen Untersuchungen grundsätzlich zwischen dichterischem und nicht poetischem Sprachgebrauch zu scheiden sei. Der Dichter strebt nach Erweckung schöner Vorstellungen, die Alltagssprache hat die sachliche Mitteilung von Erfahrungen oder Kenntnissen zum Ziele.⁴ Gewiß

¹ Vgl. (II) p. 65 Note; dazu vgl. (VIII) p. 527 ff.

² Vgl. dazu: Schrader, *Reallexikon der indogerm. Altertumskunde*² (1921) 'Farbe'. Hätte man für diesen Artikel Martys Schrift ebenso herangezogen, wie Abhandlungen von Magnus u. a., so hätte sich manches klarer fassen lassen. Im allgemeinen aber ersieht man, daß auch die neuere Forschung nicht wesentlich über M.'s Gedanken hinausgekommen ist, ja daß sich noch immer Unklarheiten finden, die durch M. schon ihrer Lösung zugeführt worden waren.

³ (II) p. 70 ff.

⁴ Dieser Grundsatz bedarf auch heute eindringlichster Betonung. Meines Erachtens herrschen so viele schiefe Auffassungen über das sprachliche Leben, weil man oft das künstlerische Moment in erste Linie rückt und, von da ausgehend, generalisiert. Wir müssen uns daran gewöhnen, das Bild des sprachlichen Lebens aufzulösen in Kunst- und Alltagssprache sowie deren Zwischenglieder; weiterhin muß die soziologische Gruppenbildung in Betracht gezogen werden. Dann werden synthetische Phantome, wie man sie unter dem Schlagwort '*Sprache als Ausdruck des Zeitgeistes*' gern konstruiert, ihre vorgetäuschte Einheitlichkeit verlieren

gebe es dann auch Mischungen zwischen beiden, wie sie etwa der oratorische Stil darstelle.

Über die Dichtersprache hat nun M. eine Reihe feinsinnigster Bemerkungen gemacht, die man immer mit Genuß und Vorteil lesen wird. Hier wird insbesondere das Wesen der 'inneren' Sprachform, also die deskriptive Seite des Problems, berührt.

Die Hauptgedanken sind etwa folgende: Farben und andere physische sowie psychische Erscheinungen können vom Dichter nicht durch zergliederndes Beschreiben und ängstliches Klassifizieren, überhaupt nicht durch technisch genaue Bezeichnungsmittel ästhetisch befriedigend dargestellt werden. Solche Belehrung widerspricht den eigentümlichen Gesetzen des schönen Vorstellens. Darum bedient sich der Dichter in seiner Diktion der Vergleiche, er sucht an möglichst Schönes zu erinnern und scheut vor Ungenauigkeiten nicht zurück. Er will gar nicht wörtlich genommen sein. Wenn Homer 'rosenfingrig' von der Morgenröte gebraucht, so wird durch die Schönheit, die einem so unbedeutenden Teil der gedachten Gestalt beigelegt wird, der Zauber der Gesamterscheinung in ganz anderes Licht gerückt. Nicht selten gebraucht der Dichter auch bei der Bezeichnung der Farben eine Synekdoche; er wählt die prächtigste oder charakteristische Spezies der Gattung (*κρίναος*, *purpureus*, *caeruleus* öfter als Repräsentanten der Dämmerung oder Dunkelheit; *golden* u. dgl. als Vertreter alles freudigen lichten Glanzes).

Die poetische Diktion ist also ausgezeichnet durch Bilderreichtum; beim Vergleich, bei Anwendung der Synekdoche, überall spielt da die innere Sprachform herein, überall werden da begleitende Vorstellungen erweckt, die nicht die eigentliche Bedeutung ausmachen, sondern nach den Gesetzen freier assoziativer Wirkung auf sie hinführen.¹ So erklärt sich also die Ungenauig-

müssen. Mehr darüber an anderer Stelle. Fehler in dieser Richtung finden wir z. B. auch bei W. Schultz 'Über das Farbenempfindungssystem der Hellenen' (1904), der zwar Marty unter seinen Quellen zitiert, aber nicht einmal auf solche Prinzipien Rücksicht nimmt; vgl. etwa seine Ausführungen über *κρῆνον* (p. 34) und Marty ((II) p. 83 sowie p. 86, Note ², über die Lexikographen). So kommt auch Schultz zu ganz irrigen Schlüssen.

¹ Überaus feinsinnig sind die Bemerkungen M's. über die poetische Notwendigkeit, einen Wechsel der Bilder zu erzeugen ((II) p. 87), über das Epitheton ornans (p. 88 f.), über die Anschaulichkeit der Schilderungen Homers (p. 90 ff.). — M. hat niemals übersehen, daß zwischen dichterischer Diktion und Kinder- sowie einfacher Volkssprache gewisse Parallelen bestehen; überall macht die Phantasie ihr Recht geltend, werden metaphorische Bezeichnungen besonders bevorzugt. Ein Unterschied aber findet sich primär meist in den Motiven derartiger Verwendung. Der Künstler strebt bewußt nach schöner Darstellung, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß der echte Dichter durch Reflexion seine Bilder erzeugen müßte (vgl. dazu weiter Marty (III) p. 64 ff.; (IV) p. 161; (V) p. 72 Note; (VI) p. 299; (VIII) p. 645 ff.). Auch der Vorstellungsverlauf ähnelt beim Dichter oft kindlicher oder primitiver Denkart; darum finden wir in der Poesie eine freiere Syntax (vgl. (II) p. 137 u. Note).

keit poetischer Diktion auf dem Gebiet der Farbenbezeichnungen vor allem durch das Wesen der Poesie selbst.

Anders verhält es sich mit der nüchternen Alltagssprache. Mancherlei Gründe bestehen dafür, daß diese Sprachidiome nicht zu einer völlig rationellen Farbenbenennung gekommen sind: so vor allem der Mangel an der Erkenntnis der Grundfarben, da sie uns die Außenwelt niemals in voller Reinheit darbietet (darum Mischfarben, wie: flavus, ξανθός), und die Planlosigkeit der Sprachbildung überhaupt. Wenn nun all dies für die Unzulänglichkeit der antiken Farbenbezeichnungen in Anschlag zu bringen sei, so dürfe — meint M. — aber nicht übersehen werden, daß wir noch andere Fehlerquellen besäßen, die uns über vergangene Epochen zu einem ungerechten Werturteil gelangen ließen: unsere *Unkenntnis* weit zurückliegender Epochen, insbesondere vielfach der Gegenstände, deren Farbe beschrieben wird, der Stoffe u. a. m.; weiters auch die *Neigung*, das, was uns *gewohnheitsmäßig* vertraut ist, an und für sich höher einzuschätzen als das Ungewohnte und Fernerliegende.

Im Anhang dieser Schrift hat nun M. noch seine Ausführungen über Poetik erweitert, u. zw. in einem sehr lehrreichen Abschnitt 'Über die Befähigung und Berechtigung der Poesie zur Schilderung von Farben und Formen'.¹ Seine früheren Bemerkungen über Homers Anschaulichkeit führen ihn nun dazu, sich mit Lessings und F. Th. Vischers Ansichten über poetische Darstellungsweisen auseinander zu setzen. Es handelt sich um Lessings bekannte These, daß Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie seien, und die Sprache als ihr Mittel nur zeitlich Fortschreitendes, nicht aber Farben und Formen malen könnte. Gegenüber dieser Meinung und Vischers modifizierter Auffassung kommt M. zum Resultat, daß eigentümliche, den natürlichen Verlauf der Vorstellungen betreffende Gesetze es bedingen, wenn die dem Maler eigene Weise der Schilderung des Körperlichen, die uns Teil für Teil vorführt, dem Dichter wenig ansteht. Allein er besitzt im Gleichnis und in der Metonymie andere Darstellungsmittel, welche jenen Gesetzen nicht zuwiderlaufen. Damit kann er auch körperliche Schönheit darstellen. Wenn aber der Dichter in der Beschreibung von Formen und Farben Maß halte, so sei dies dadurch geboten, daß die Vorstellungen von Psychischem wertvoller seien als die von Physischem. Darum die Bevorzugung menschlicher Handlungen, menschlicher Bewegungen, die das Seelische widerspiegeln, darum die poetische Beseelung der Natur.²

Die folgenden Erklärungen über das Wesen der Metapher und Metonymie bilden nun einen wichtigen Beitrag für die deskriptive Erläuterung der 'inneren' Sprachform.

Marty hat aber, dies sei nochmals ausdrücklich hervorgehoben, gewiß nicht verkannt, daß gerade auch in der Volkssprache neben dem Motiv der Verständigung die Freude an farbenkräftigen, witzigen, scherzhaften Wendungen, ein poetisches Vermögen im Spiele der Phantasie zu Tage tritt (vgl. (VII) p. 660 ff.; (IX) p. 158).

¹ (II) p. 130 ff.; Erich Schmidt hat in seiner Lessingbiographie Martys Ausführungen gerühmt.

² Vgl. noch (VIII) p. 177; p. 652, 653.

18. Die Metapher¹ ist ihrem Wesen nach ein abgekürzter Vergleich; beide beruhen auf Ähnlichkeitsassoziation. Es tritt nicht eine Vorstellung an die Stelle der anderen, sondern beide, das Vergleichene und das Bild sind im Bewußtsein vorhanden. Das Hinzufügen einer zweiten ähnlichen Vorstellung zu derjenigen, auf die es eigentlich ankommt (d. h. die Bedeutung), erfreut nicht nur durch die Bereicherung der Phantasie, sondern vor allem wird die Vorstellung des Vergleichenen dadurch vollkommener und reicher; entweder wird die Aufmerksamkeit besonders auf einen Punkt der Ähnlichkeit konzentriert (dadurch erhält das Vergleichene meist eine konkretere Beleuchtung) oder es wird durch die Schönheit des zum Vergleich Benützten auch das Vergleichene gehoben und in den Affektkreis jener Vorstellung hineingezogen.

Unter Metonymie² faßt M. jede Art uneigentlicher Bezeichnungen zusammen, die nicht durch Ähnlichkeit, sondern durch irgend eine andere Beziehung begründet ist (Teil statt Ganzem und umgekehrt; Ursache und Wirkung u. dgl.). M. sucht die Wirkung der Metonymie durch das Gesetz der zusammengesetzten Assoziation zu erklären: eine Vorstellung wird sicherer und lebendiger ins Bewußtsein gerufen, mit je mehr in einem gegenwärtigen Vorstellungsphänomen gegebenen Zügen sie durch ein Band der Assoziation verknüpft ist.

In beiden Fällen aber, bei Metapher und Metonymie, ist das als Vergleich oder Hilfsvorstellung Herangezogene nichts anderes als die 'innere' Sprachform; hier im Dienste der poetischen Diktion.

Wir gewahren, wie M. zur Erklärung dieser Tropen auf die Assoziationstypen nach Ähnlichkeit und Kontiguität (hier zusammengesetzte Assoziation genannt) hinweist. Wir sind diesem Gedanken bereits im 'Ursprung' bei der Ausbildung des Wortschatzes begegnet und werden später wiederum auf ihn treffen.

19. So zeigen uns also die beiden ersten Schriften Martys bereits zur Genüge, welche Bedeutung dieses Problem für die Sprache der Verständigung und der Kunst gewinnen muß. An den hierin niedergelegten Gedankenkreis knüpft er denn auch immer wieder an und wir finden noch in seinen letzten Werken gelegentliche Rückverweisungen auf diese ersten Abhandlungen, die bereits im Keime alles das bergen, was später dann noch zur vollen Reife gedeihen sollte. Darum habe ich auch bei diesen heute wenig bekannten Schriften länger verweilen zu müssen geglaubt.³

¹ Vgl. noch (VIII) p. 650 ff.!

² M. hat später (in (V) p. 81) die metonymische Bezeichnung einer abgekürzten Definition oder einem Versuch hiezu verglichen.

³ Ich möchte diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne zu betonen, daß auch M.'s Lehrer *F. Brentano* für künstlerische Fragen feines Verständnis hatte. Die beiden Schriften Brentanos »*Das Schlechte als Gegenstand dichterischer Darstellung*« und »*Das Genie*« (beide: Duncker und Humblot, Leipzig, 1892) legen davon beredtes Zeugnis ab.

III. Das Problem in Martys übrigen Werken.

Da wir, wie früher erwähnt, in den Ausführungen M.'s 'Über subjektlose Sätze' (1884) bereits auf eine klare und eindeutige Definition des Begriffes der 'inneren Sprachform' treffen und da dieser Begriff auch in den folgenden Schriften des Philosophen seinem Inhalte nach keine prinzipielle Änderung erfährt — nur die Sphäre der sprachlichen Erscheinungen, bei denen das Problem in Frage kommt, weitet sich beständig —, so will ich die Betrachtungen in M.'s folgenden Werken, soweit sie unser Problem betreffen, zusammenfassend behandeln.

Grundsätzlich werde ich in diesem Teile der Arbeit, der über M.'s eigene Anschauungen handelt, solche sprachliche Beispiele beibringen, die der Autor selbst aufführt; in einer späteren Abhandlung möchte ich selbst weiteres Material zur Diskussion stellen.

Ich erachte es aber zunächst als geboten, einige grundlegende Termini M.'s kurz zu erläutern, die für die folgenden Ausführungen vorausgesetzt werden müssen.

A. Die Aufgaben der Sprachwissenschaft umfassen 21. im ganzen die wissenschaftliche Behandlung der *Sprachform* und der durch sie ausgedrückten *Bedeutung*; statt *Bedeutung* könnte man ebenso gut die Bezeichnungen 'Sprachinhalt' oder 'Sprachstoff' gebrauchen, wogegen die Form als das Mittel erscheint, das diesen Stoff ausdrückt oder umkleidet.¹

In der Behandlung der sprachlichen Probleme ist nun Arbeitsteilung nötig, sowohl in bezug auf die verschiedenen Seiten des Objekts der Forschung als auch hinsichtlich des Standpunktes der Betrachtung.

Die Untersuchung individueller Tatsachen oder konkreter Tatbestände des sprachlichen Lebens — dies sowohl nach seiner physischen wie nach seiner psychischen Seite — gehört in erster Linie zum Arbeitsfeld der Sprachforschung oder Sprachgeschichte. Faßt man dagegen als Ziel der Forschung allgemeine Tatbestände ins Auge, sucht man nach abstrakt-gesetzlichen Erkenntnissen, so bildet in dieser Richtung die Untersuchung der physiologischen Sprachvorgänge das Gebiet der Lautphysiologie, jene der psychischen Seite der Sprache die Domäne der Sprachphilosophie.

Zu letzterer gehören nach Marty alle auf das Allgemeine und Gesetzmäßige an den sprachlichen Erscheinungen gerichteten Probleme, die entweder psychologischer Natur sind oder nicht ohne vornehmliche Hilfe der Psychologie gelöst werden können. Sprach-

¹ Vgl. (V) p. 92 (Note 2); (VIII) p. 101 ff., p. 121, p. 172 (unten) u. ö. — Marty gebraucht in den Untersuchungen den Ausdruck 'Sprachform' als Korrelat zu 'Bedeutung', d. h. sofern es sich um sinntragende Lautkomplexe handelt; vgl. (VIII) p. 130 (Note). Aber er hat den Wert rein lautlicher Fragen gewiß nicht unterschätzt (siehe (V) p. 68).

philosophie ist demnach ein Teil der Sprachwissenschaft; koordiniert ist ihr die Physiologie der Sprache und »beide stehen als abstrakte oder Gesetzeswissenschaften von den sprachlichen Erscheinungen der ausschließlich oder vorwiegend konkreten Sprachkenntnis oder Sprachhistorie gegenüber«.

Es braucht aber wohl kaum ausdrücklich bemerkt zu werden, daß sich diese Gebiete vielfach wechselseitig berühren.¹

B. Alle sprachlichen Erscheinungen lassen sich weiter von einem doppelten Gesichtspunkt aus betrachten: Man kann sich zunächst nach ihrem Wesen, nach ihrer Natur fragen; diese Art der Betrachtung ist die *deskriptive, beschreibende*. Weiter aber interessiert uns auch ihr Werden, ihre Entwicklung und die Bedingungen derselben; wir suchen sie zu erklären und in ihrer Genesis zu verstehen; dann sprechen wir von *genetischer* Untersuchung oder im Einzelfall von *genetischen* Eigentümlichkeiten des betreffenden sprachlichen Ausdrucks. M. hat wiederholt und eindringlich über die Notwendigkeit gesprochen, deskriptive und genetische Gesichtspunkte sowohl auf dem Gebiete der Form als auch der Bedeutung klar zu scheiden, und in der Kritik seiner Gegner vermag er des öfteren auf Irrtümer hinzuweisen, welche durch eine Vermischung oder Verkennung dieser Betrachtungsweisen hervorgerufen sind.²

22. **C.** Was versteht nun M. unter 'Bedeutung' eines sprachlichen Ausdrucks? Darnach heißt *Bedeutung* dasjenige psychische Phänomen, welches der sprachliche Ausdruck im Hörer

¹ Vgl. die Ausführungen M.'s in (VIII) p. 19—20; (IX).

² Vgl. (III) p. 31; (IV) p. 49 f., 198, 235—237; (V) p. 98; (VI) p. 149 ff., 161 f.; (VIII) p. 52 f. (§ 18) p. 222; 549, 553 (samt Note); (IX) p. 132 ff.; (X) p. 3; dazu die aus dem Nachlaß veröffentlichten Bemerkungen (Engl. Studien 57, 174 ff.). — Auch heute noch wird diese Scheidung nicht allgemein eingehalten und manch fragliche Ansichten gehen auf ihre Vernachlässigung zurück; so scheinen mir W. Horns Ausführungen in '*Sprachkörper und Sprachfunktion*' (Palästra, 135), die durch Luick (Engl. Studien, Bd. 56) von lautlicher Seite her eine modifizierende Kritik erfahren haben, ebenfalls von vorerwähntem Fehler nicht frei zu sein, indem unter 'Funktion' bald genetische Eigentümlichkeiten, bald deskriptive, und zwar solche der f. i. Sprachform oder der Bedeutung verstanden werden. Die Meinung, daß Flexionssilben u. dgl. selbständige funktionelle Bedeutung haben, halte ich bezüglich der aktuellen Rede des naiven Sprechers für einen Irrtum; nur das ganze Wort, zusammen mit seiner Endung, hat eine gewisse Funktion. Darum sind Beispiele, wie *bindu*, nicht im Sinne Horns zu erklären. Ich verweise auf Marty (VIII) p. 203 ff., insbes. p. 216 ff. Im übrigen muß es hier genügen, auf diesen prinzipiellen Punkt von Seite der Bedeutungslehre her aufmerksam gemacht zu haben. Bezüglich der sprachlichen Zeichen, die Funktionswechsel (z. B. selbstbedeutender → mitbedeutender Ausdruck; etwa Simplex und seine Verwendung im Kompositum) am besten zum Ausdruck bringen konnten, hält Marty den Akzentfaktor für das Wichtigste (vgl. (I) p. 113; (VII) p. 362); Luicks Meinung über das primäre Wirken des Akzents im sprachlichen Ausdruck bei vielen von Horns Fällen trifft also mit dieser Ansicht M.'s zusammen.

wachzurufen bestimmt ist.¹ *Namen*, wie 'Pferd', 'Haus', 'Sonne' u. dgl., sollen im Hörer eine entsprechende begriffliche Vorstellung erwecken; *Aussagen* ein Urteil und *interesseheischende Äußerungen* oder *Emotive* (wie Wünsche, Befehle, Bitten, Fragen) ein emotionelles Phänomen resp. deren Vorstellungen.

In dieser Begriffsbestimmung der 'Bedeutung' liegt bereits die Ansicht beschlossen, daß es der primäre Zweck des Sprechenden ist, den Angeredeten seelisch irgendwie zu beeinflussen.²

Anmerkung.

Gewiß gibt der Sprecher gleichzeitig auch sein eigenes psychisches Leben kund; seine Vorstellungen, Überzeugungen und sein Gemütsleben. Sofern der sprachliche Ausdruck dies kundtut, können wir von *Kundgabe* sprechen. Man könnte also sagen, die Kundgabe vermittele in gewissem Sinne die Bedeutung; aber die beiden werden sich nicht immer völlig decken (vgl. vor allem: Lüge, gedankenlose Rede); auch sonst aber erweckt ein kundgegebenes Urteil im Hörer nicht das völlig identische Phänomen, oft nur die Vorstellung des Urteilsinhalts, und etwas andere Differenzen finden sich bei den Emotiven.³

Und schließlich bezieht sich der Redende verschiedentlich auf Dinge; insofern kann man sagen, die sprachlichen Ausdrücke *nennen* oder *bezeichnen* etwas.

So ergibt sich etwa für das Aussprechen eines Namens folgendes:
1. es liegt darin eine gewisse Suggestion oder Aufforderung für den Hörer, dasselbe vorzustellen, was ich vorstelle = Bedeutung des Namens;
2. in der Regel liegt darin die Kundgabe oder Äußerung der Tatsache, daß in mir eine gewisse Vorstellungstätigkeit stattfindet = Kundgabe;
3. es wird durch den Namen das Ding genannt, das ich vorstelle. Der Name nennt etwas.

Wir wollen hievon vor allem festhalten, daß es die primäre Intention des Sprechenden (bildlich: des sprachlichen Ausdrucksmittels) ist, im Hörer die 'Bedeutung' zu erwecken.

¹ Es ist klar, daß für eine klassifikatorische Behandlung der sprachlichen Ausdrücke nach ihrer Bedeutung die Frage fundamental ist, wie denn überhaupt die psychischen Phänomene sich vom deskriptiven Standpunkt aus gruppieren lassen. Marty fußt hier auf Brentanos Lehre, daß die psychischen Erscheinungen in drei Gruppen gegliedert werden könnten: Vorstellungen, Urteile und Gemütstätigkeiten (Lieben oder Hassen). Diese grundlegende Klassifikation hat Brentano in seiner '*Psychologie vom empirischen Standpunkt*' (1874) und später in der ergänzenden Schrift '*Zur Klassifikation der psychischen Phänomene*' (1911) öffentlich dargelegt. Die Originaldrucke dieser Schriften sind vergriffen, werden aber in kurzem durch eine Neuauflage, besorgt von O. Kraus, im Verlag *Meiner* (Leipzig), wieder zugänglich gemacht werden. Marty selbst hat die Frage in (VIII) p. 226 ff. behandelt. Es sei hier noch hervorgehoben, daß er die diesen drei Klassen entsprechenden sprachlichen Ausdrücke *Vorstellungssuggestive* (insbesondere *Namen*), *Aussagen* und *interesseheischende Äußerungen* (oder *Emotive*) nennt.

² Vgl. (III) p. 69 f.; (V) p. 83 f. und Note; (VII) p. 324 ff.; (VIII) p. 280 ff. (*Namen* p. 383 ff., besonders p. 436 und 476 ff.; *Aussagen* p. 360 ff.; *Emotive* p. 363 ff.; über die Scheidung von Aussagen und Emotiven p. 382 [oben] und p. 760).

³ Besonders (VIII) p. 490 ff.

D. Wir haben nun soeben die Bezeichnungen *Namen*, *Aussagen* und *Emotive* gebraucht und damit wiederum eine wichtige Prinzipienfrage der Bedeutungslehre berührt: die Frage nach den selbst- und mitbedeutenden Ausdrücken oder nach den Auto- und Synsemantika.¹

Ich will hier dieses überaus wichtige Problem nur andeuten. Der Grammatiker gebraucht auf dem Gebiet der Bedeutung auch die Bezeichnungen von 'Stoff' und 'Form' in vieldeutiger Weise: man spricht vom Stamme des Wortes als von etwas 'Stofflichem' gegenüber dem 'Formalen' der Endungen, man scheidet ganze Wörter gern als 'Begriffs- oder Stoffwörter' von 'Formwörtern' (wie z. B. Substantiva gegenüber Präpositionen, Konjunktionen u. dgl.). Marty hat nun ausgeführt, daß diesen meist recht unscharfen Bezeichnungsweisen ein wahrer Kern in der Richtung zu Grunde liege, daß es in der Sprache Ausdrucksmittel gibt, die schon für sich allein genommen den Ausdruck eines für sich mitteilbaren psychischen Phänomens bilden, während es daneben andere Sprachmittel gibt, von denen dies nicht gilt.

I. Der Gelehrte war sich darüber vollkommen klar, daß in der *aktuellen* Rede nur diejenigen sprachlichen Ausdrücke als selbstbedeutend oder Autosemantika zu bezeichnen seien, die ein Urteils- oder Interessephänomen bedeuten: also die Aussagen und Emotive, die der Grammatiker unpräzise als Sätze (gewöhnlich Hauptsätze) zu bezeichnen pflegt. Marty nennt sie zusammenfassend wirkliche Reden.² Sie bilden, indem sie im Hörer Urteils- oder Interessephänomene zu wecken bestimmt sind, die wichtigsten, für sich verständlichen und abgeschlossenen Gedankenstücke der Rede.

Es gibt aber auch Ausdrucksmittel, denen gemeinsam ist, daß sie im Hörer Vorstellungen wachrufen sollen; diese sprachlichen Ausdrücke nennt M. Vorstellungssuggestive und rechnet sie ebenfalls noch zu den Autosemantika, da den durch sie bedeuteten psychischen Phänomenen eine gewisse Selbständigkeit zukomme. Dies allerdings in verschiedener Art. Hiernach scheiden sie sich wiederum in fingierte (oder fiktive) Reden und in Namen. Zu den fingierten Reden zählen »unter Umständen dichterische Erzählungen, also scheinbare Aussagen, und manche scheinbare Ausrufungs-, Wunsch- und Befehlssätze des Lyrikers usw. Ich nenne«, sagt M.³ »auch letztere Vorstellungssuggestive, so oft und sofern ihre nächste Aufgabe bloß die ist, im Hörer gewisse Vorstellungen zu erwecken. Weiterhin kann dies allerdings den Zweck haben, Phänomene des Liebens und Hassens, speziell sog. ästheti-

¹ Über selbst- und mitbedeutende Ausdrücke vgl. *allgemein*: (I) p. 107 (Note), p. 112; p. 118 (Note); (V) p. 92 (Note); (VI) p. 137, p. 161; (VIII) 204 ff.; insbes. p. 207; (IX) p. 139 ff., p. 162. Über die selbstbedeutenden Ausdrücke weiter: (VIII) p. 226 ff., p. 476 ff.; über die mitbedeutenden: (VIII) p. 532 ff.; (X) p. 64 ff. (!).

² (VIII) p. 476.

³ (VIII) p. 474 f.!

sches Vergnügen zu erwecken. Aber solche weiterliegende Ziele können bei der fundamentalen Einteilung und Charakteristik der Autosemantika nicht in Betracht kommen«. Insofern nun solche fingierte Reden in der Sprache für sich allein verwendet werden können, möchte sie M. mit jenen wirklichen Reden zusammen 'praktische' Autosemantika nennen. Die zweite und sehr wichtige Gruppe dieser Vorstellungssuggestive sind nun die Namen. Sie scheiden sich von den fingierten Reden nicht durch die Bedeutung an sich, sondern durch die sprachliche Form und durch ihre Verwendungsart. Namen¹ bedeuten begriffliche Vorstellungen wie z. B. 'Haus', 'Garten', 'Ding', 'Berg', 'ein Mensch', 'ein Rotes-Rundes'; 'ein Mann, der ein Verbrechen begangen hat' u. dgl. Diese Namen werden in der aktuellen Rede nicht allein verwendet, sie stellen aber doch hinsichtlich ihrer Bedeutung unter dem Vorrat an Ausdrucksmitteln gewisse relativ selbständige Zentren dar; gegenüber den fingierten Reden haben sie nicht Aussage- oder Emotivform. M. möchte die Namen mit Rücksicht auf ihre Verwendung in der aktuellen Rede 'theoretische' Autosemantika nennen.

Anmerkung.

Marty gibt in den Untersuchungen (p. 384) als Beispiele für Namen auch Infinitive wie 'Frühaufstehen', 'alle Hände voll zu tun haben', 'einen Fleischergang tun' usw. Nach seiner späteren Auffassung² würde er derartige grammatikalische Abstrakta nicht mehr zu den Autosemantika gezählt haben.

II. Demgegenüber aber verfügen wir auch über sprachliche Ausdrücke ('Wörter', 'Wortkomplexe'), die nicht selbstbedeutend fungieren können; solche Synsemantika sind nach Marty's Worten alle die, welche nur mit anderen Redebestandteilen zusammen eine vollständige Bedeutung haben, sei es, daß sie einen Begriff erwecken helfen, also bloß Teile eines Namens sind, oder zum Ausdruck eines Urteils (einer Aussage) oder zur Kundgabe einer Gemütsbewegung oder eines Willens (zu einer Bitt-, Befehlsformel u. dgl.) beitragen« ((V) p. 92 Note). So: die Präpositionen, Konjunktionen, aber auch die Adjektiva (wie 'gut', 'schön', 'gelb'), gewisse Verbalformen (wie 'geht', 'steht', 'sitzt', sofern diese Formen nicht Imperative sind; ebenso z. B. Infinitiv- und Partizipialformen), sog. Nebensätze (wie 'der geschlagen hat', 'daß er krank war', 'als wir ankamen') u. a. m.; weiter gehören hieher die Kasus obliqui der Autosemantika (z. B. 'des Vaters', 'den Freund') oder Bestandteile der Komposita ('Kirch-turm' gegenüber 'Kirche', 'Turm', welch letztere autosemantisch sind); schließlich auch, wie wir noch im weiteren sehen werden, die sog. grammatikalischen Abstrakta.³

¹ Vgl. Definition (III) p. 63 (u. Note), p. 217; (VIII) p. 384, p. 436 ff.

² (X) p. 91 ff.

³ Nicht unwichtig scheint mir die Bemerkung zu sein, daß es unter den Synsemantika selbst wieder verschiedene Abstufungen gibt; man könnte von Graden der Bedeutungsverblässung sprechen; z. B. selbständige Verba und dieselben als Hilfszeitwörter ('tun', 'werden', 'to grow', 'to do', me. ginne u. a. m.).

Über die Abgrenzung der mitbedeutenden Ausdrücke von Wortbestandteilen, die nicht mehr synsemantisch genannt werden können, soll hier nicht gesprochen werden; ich begnüge mich mit einem ausdrücklichen Hinweis auf Martys diesbezügliche Ausführungen.¹ Gerade bei diesem letzten Problem ist die Scheidung von deskriptiver und genetischer Betrachtung wichtig und manche Unklarheiten in der grammatischen Terminologie sind darauf zurückzuführen.²

Wollen wir also festhalten, daß es auch auf dem Gebiete der Bedeutung, bildlich gesprochen, Selbst- und Mitlauter gibt.

23. E. Wir sprachen bisher von gewissen Problemen der Bedeutung als solcher; ihr gegenüber steht nun die Sprachform als Mittel, jene im Hörer wachzurufen. Die Sprachform umkleidet die Bedeutung und bringt sie zum Ausdruck.³

M. unterscheidet nun eine äußere und eine innere Sprachform. Ich betone ausdrücklich, daß es sich hier zunächst um Begriffe in *deskriptivem* Sinne handelt, d. h. sie beziehen sich auf die aktuelle, jeweils gegenwärtige Beschaffenheit des betreffenden sprachlichen Ausdrucksmittels ohne Rücksicht auf seine Entstehung.

Äußere Sprachform⁴ an unserer Rede ist alles, was äußerlich oder sinnlich wahrnehmbar ist: das Klangliche, die Gebärden, in weiterem Belang auch die eine Sprache vermittelnde Schrift. Nur muß bei diesem Terminus M.'s im Auge behalten werden, daß er Sprachform als Korrelat einer Bedeutung auffaßt; m. a. W. äußere Sprachform ist ihm die sinnlich wahrnehmbare Seite des Ausdrucksmittels, sofern dieses Träger einer Bedeutung ist.⁵

¹ (VIII) p. 204 ff.; p. 220 ff.

² Ausdrücke wie: Stamm, Endung, Wurzel u. dgl. gehören hieher; ebenso, wenn man für gewisse Silben oder Laute der aktuellen Rede, funktionelle Bedeutung postuliert, wo es sich aber nicht um deskriptive, sondern um genetische Fragen handelt. Ich habe früher bereits diesbezügliche Bedenken gegen W. Horns Ausführungen in 'Sprachkörper und Sprachfunktion' berührt.

³ Wiewohl die Scheidung von Bedeutung und Sprachform eigentlich selbstverständlich ist, so zeigt doch gerade die grammatische Nomenklatur in dieser Hinsicht ein Chaos: Ausdrücke, wie Substantiv, Verb, Kasus, Satz u. dgl. schwanken, je nachdem man Bedeutung oder Form ins Auge faßt. So ist z. B. das grammatische 'Substantiv' eine gewisse Formkategorie, aber jedenfalls keine einheitliche Bedeutungskategorie: 'Mensch' (Gegenstandswort und autosemantisch); 'Gerechtigkeit, Güte' (Eigenschaftswort und synsemantisch); 'Lauf, Gang, Sprache' (Tätigkeitswort und synsemantisch) vgl. (X) p. 87 ff. Aber nicht bloß in der linguistischen Terminologie, sondern auch bei Sprachphilosophen begegnet man derartigen Verwechslungen und Unklarheiten; so wiederholt bei Wundt vgl. (X) p. 8 ff., insbes. 21 ff.

⁴ (VIII) p. 121 ff.

⁵ Sinnentbehrende Laute oder Lautkomplexe will er 'Lautform' nennen. Ich möchte aber ausdrücklich betonen, daß darin nicht etwa eine Geringschätzung für rein lautliche Fragen zu erblicken ist, vielmehr hängt M.'s Terminologie zusammen mit dem Ziele seiner 'Untersuchungen', das die

Bildlich gesprochen: das den Gedanken umgebende, äußere, sinnlich wahrnehmbare Kleid ist die äußere Sprachform. So kann dieselbe Bedeutung in verschiedenen Sprachen durch verschiedene äußere Mittel zum Ausdruck gelangen: deutsch 'Mensch', lat. 'homo', engl. 'man'; oder 'des Menschen', 'hominis', 'of the man'; je eine Bedeutung hat in jeder der drei Sprachen verschiedene äußere Sprachformen. Desgleichen, wenn im Deutschen 'verschieden' bedeuten kann 'vielfältig' oder 'tot' und der Lateiner dafür entsprechend 'diversus' oder 'mortuus' sagen muß. Die beiden Bedeutungen haben im Deutschen eine, im Lateinischen zwei voneinander verschiedene äußere Sprachformen. Damit soll nun nicht gesagt sein, daß durch solche äußerliche Unterschiede das ganze Wesen der Differenzen erschöpft ist.

Ich sagte früher, der Begriff 'äußere Sprachform' sei deskriptiv; er beziehe sich auf die aktuelle Rede. Die äußere Sprachform in diesem Sinne sagt uns nichts darüber aus, wie das Wort oder der betreffende Wortkomplex zu stande gekommen ist. Der sinnliche Eindruck allein gibt uns keinen Aufschluß darüber, ob ein Wort durch Zusammensetzung entstanden ist, ob ein Wortteil Prä- oder Suffix ist, ob Flexion vorliegt oder nicht. Wenn wir derartige Eigentümlichkeiten der äußeren Sprachform in Frage ziehen, dann gehen wir zur genetischen Betrachtung des Sprachmittels über; so wenn man 'liebte' trennen wollte, in 'lieb-te' auf Grund einer Entstehungshypothese. Zu den genetischen Eigentümlichkeiten der äußeren Sprachform des Wortes 'liebte' würde also zählen, daß es (bei Annahme der Zusammensetzungstheorie für das schwache Präteritum) einstmals aus zwei ursprünglich selbständigeren, sinnlich wahrnehmbaren Bestandteilen zuwege kam. Derartige hypothetisch oder überhaupt historisch erschlossene Eigenschaften der äußeren Sprachform gehören aber nicht der aktuellen Rede unserer heutigen Sprache an.

So ist es also nach M. nötig, von der äußeren Sprachform ihre genetischen Eigentümlichkeiten zu trennen oder m. a. W. deskriptive und genetische Gesichtspunkte nicht zu vermengen.

Der äußeren Sprachform stellt M. nun die innere gegenüber als etwas, was auch zur Ausdrucksmethode, zur Form des sprachlichen Ausdrucksmittels und nicht zur Bedeutung gehöre, was aber nur der inneren Erfahrung zugänglich sei. 24.

Zuerst in den 'Untersuchungen' hat er zwischen figürlicher und konstruktiver innerer Sprachform unterschieden.

Wie weit das Problem in den ersten zwei Schriften M.'s berührt wird, habe ich dargetan. Die weitere Behandlung ist chronologisch die folgende: a) Die Frage nach der später so genannten figürlichen inneren Sprachform steht zunächst durchaus allein im Vordergrund; sie wird in allgemeinen

Klarlegung semasiologischer Fragen betrifft. So mußte er der Bedeutung ihre Ausdrucksweise gegenüberstellen. Ausdrücklich hat er selbst die Lautforschung als 'den unentbehrlichen Unterbau für jede andere' bezeichnet ((V) p. 68).

Zügen erörtert in (III), in einzelnen Bemerkungen in (IV); die umfassendste Darstellung davon findet sich dann in (V), nicht nur bezüglich einfacher Namen, sondern auch bereits mit Rücksicht auf die Syntax (Synsemantika). Dieser letztere Fragekomplex wird nun erweitert und vertieft in den folgenden Abhandlungen (VI), (VII). Das Ganze erhält eine vielleicht zu komprimierte Behandlung in (VIII) (p. 135–144)¹, wobei aber nicht zu übersehen ist, daß das Problem in diesem großen Werk immer wieder berührt wird und noch in (X) bedeutsam hervortritt. b) Die Frage nach der konstruktiven inneren Sprachform wird vor (VIII) nur gelegentlich gestreift²; erst in dieser Schrift tritt sie deutlich in den Vordergrund, wird aber doch auch hier mehr in allgemeinen Zügen behandelt.

Ich will meine Besprechung des Gegenstandes nun ebenfalls nach M.'s späterer Einteilung gliedern. Hervorgehoben sei nur das Gemeinsame der erwähnten zwei Gruppen: immer handelt es sich um Begleitvorstellungen, die mit der äußeren Sprachform verbunden sind und die auf die Bedeutung hinführen, sie zum Teil vorbereiten, vermitteln helfen oder leichter verständlich machen können, die aber nicht die Bedeutung selbst ausmachen.

A. Die 'figürliche innere' Sprachform.

25. Wir behandeln zuerst die **deskriptive** Seite dieser Frage.³

Die *f(igürliche) i(nnere)* Sprachform ist nach M. eine begriffliche Vorstellung, die zunächst durch die äußere sprachliche Form des Ausdrucksmittels im Hörer erweckt wird, aber nicht die eigentliche Bedeutung ausmacht; sie hat nur die Aufgabe, diese Bedeutung zu vermitteln.⁴

Ein Beispiel: 'Löwe' bedeutet das bekannte Tier; nun kann dieses Wort auch gebraucht werden, um einen Krieger zu bezeichnen, der sich als heldenhafter Kämpfer hervortut. Wenn ich von jemandem in diesem Sinn als von einem Löwen spreche, so wird zunächst durch den Namen die Vorstellung des kühnen Raubtieres erweckt, durch diese Vermittlung aber erst die eigentliche Bedeutung, d. h. das, was eigentlich gemeint ist, nämlich die Vorstellung eines Mannes von bestimmten Qualitäten. Es werden also in diesem Zusammenhang mit dem Aussprechen des Namens 'Löwe' zwei Vorstellungen wachgerufen; die zuerst ins Bewußtsein tretende dient aber nur als Band der Assoziation für die eigentlich zu erweckende Bedeutung (vgl. z. B. Shakespeare, Coriol. I, 1, 232).

Daraus erhellt schon, daß wir bei Betrachtung eines derartigen Ausdrucksmittels von seiner f. i. Sprachform, bei Betrachtung von mehreren von ihren f. i. Sprachformen reden sollten. M. hat selbst da-

¹ Auf den Umstand, daß sich manche bei der Lektüre Martys nur auf diesen Abschnitt beschränken, sind gewiß Mißverständnisse und Unterschätzung der fundamentalen Wichtigkeit des Problems zurückzuführen; insbesondere sei (V) der Lektüre empfohlen.

² Vgl. (IV) p. 140; (V) p. 68 (Note); (VI) p. 137.

³ Das Problem der Syntax wird zunächst von der Besprechung ausgeschaltet.

⁴ Vgl. die mehr oder weniger ausgeführten Definitionen (III) p. 67; (V) p. 70; (VI) p. 217, p. 303; (VIII) p. 121, p. 134, 153, 180, 462; (X) p. 84 f.

vor gewarnt, von der inneren Form einer Sprache wie von einer Einheit und einer einfachen Erscheinung zu sprechen. Das einzelne Bezeichnungsmittel oder die einzelne Bezeichnungsmethode der Sprache hat (unter Umständen) eine figürliche innere Sprachform. Dasselbe gilt bezüglich der Genesis dieser Erscheinungen. Da sich aber im Wesen der f. i. Sprachformen der einzelnen Sprachmittel und ihrer Entstehung gemeinsame Züge vorfinden, weiters innerhalb einer Sprache oder Sprachgruppe in gewissem Umfang eine Art Stil in Benützung solcher, die Bedeutung vermittelnden Hilfsvorstellungen sich zeigen kann, so mag man unter dem gegebenen Vorbehalt schlechtweg von f. i. Sprachform überhaupt, sofern man nur das Wesen und das Werden dieser Erscheinung im allgemeinen im Auge hat, und ebenso von der f. i. Sprachform einer Sprache reden. Ich will daher im folgenden auch den bei M. meist gebrauchten Singular unseres Terminus beibehalten, auch wo von einer Mehrheit der Sprachmittel die Rede ist. Dasselbe gilt für die später zu erörternde konstruktive innere Sprachform.¹

Das *Wesen* dieser f. i. Sprachform besteht also »in gewissen Vorstellungen, die durch äußere sprachliche Ausdrücke erweckt werden, aber nicht selbst deren Bedeutung bilden, sondern nur dazu dienen, sie nach den Gesetzen der Ideenassoziation zu erwecken. Das erstbeste Beispiel einer Metapher oder Metonymie, und jede Sprache ist voll von solchen, macht klar, was gemeint ist. Wer 'Kiel' statt 'Schiff' sagt, wer von einem 'Makel auf dem Schild der Ehre' oder 'verhärtetem Gemüte', ja von der 'matten Haltung des Rüböls' auf der Produktenbörse redet, der erweckt in der Regel zunächst eine Vorstellung, die nicht eigentlich gemeint ist, sondern nur als Mittelglied der Assoziation auf die gemeinte hinführt. Aber ebenso ist es, wenn in irgend einer Sprache der Fuchs bald 'der Rote', bald der 'Schlaue', wenn der Mensch 'der Denkende', der Bruder 'der Tragende' oder 'Helfende', die Erde 'die Gepflügte', der Mond 'der Leuchtende', die Maus 'die Diebin' und die Metalle nach ihren Farben genannt wurden.

In manchen Fällen realisiert der Sprechende und Verstehende die in der Bezeichnung enthaltene Metapher oder Metonymie nicht mehr, obschon er es könnte. Wir denken bei: 'ins Kraut schießen', 'ins Bockshorn jagen', 'unter die Arme greifen', bei 'Strom der Rede', 'Fluß der Gedanken' u. dgl. oft nicht mehr an die ursprüngliche Bedeutung der Wörter; ebenso bei: 'es gibt' nicht mehr an Geben, bei Zeitpartikeln: 'soeben', 'gerade', 'nach' nicht an die räumlichen Grundvorstellungen, beim Adverb 'bloß' nicht an die Blöße usw. Die innere Form ist infolge beständiger Unaufmerksamkeit auf sie mehr oder weniger verblichen. Die Gewohnheit hat direkt die sichere Assoziation zwischen Laut und Bedeutung hergestellt, und das ist vom Standpunkt der bloßen Zwecke der Verständigung und Mitteilung nie zu bedauern, oft sogar zu begrüßen. Aber in anderen Fällen tritt das noch ein, wovon wir zuvor sprachen. An den Laut knüpft sich zunächst eine Vorstellung, die nicht gemeint ist, sondern nur dazu dienen soll, die Bedeutung zu vermitteln. Sie ist nicht das Bezeichnete, sondern selbst ein Zeichen so gut wie der Laut.«²

¹ (VIII) p. 142.

² (V) p. 68 ff.; Sperrung von mir.

Es ist also wohl zu beachten, daß vom deskriptiven Standpunkt aus die Frage von Bedeutung ist, ob die Hilfsvorstellung, das vermittelnde 'Bild', noch tatsächlich ins Bewußtsein tritt oder nicht; in letzterem Falle haben wir es dann nur mehr mit genetischen (d. h. historisch erkennbaren) Eigentümlichkeiten des betreffenden Ausdrucks zu tun.

27. Betrachten wir zunächst aus Martys sonstigen Beispielen¹ einige Gruppen sprachlicher Bezeichnungen mit f. i. Sprachform und gliedern wir hiebei vom deskriptiven Standpunkt das Gebiet in Klassen je nach der Art des Verhältnisses, in dem das Bild und die eigentliche Bedeutung zueinander stehen.

a) *Bild und eigentliche Bedeutung stehen zueinander im Verhältnis einer gewissen Analogie oder einer Ähnlichkeit.* Unter Analogie im strengen Sinne des Wortes verstehen wir eine Gleichheit von Verhältnissen zwischen dem, was absolut genommen verschieden ist; unter Ähnlichkeit eine teilweise Gleichheit überhaupt, sei es an inneren oder äußeren Merkmalen, weiter auch eine geringe Verschiedenheit, die aber genügt, um assoziativ zu wirken (z. B. bei sich nahestehenden Spezies einer Gattung).

Fälle von Analogien in dem eben erörterten Sinne sind uns gegeben, wenn wir z. B. Personen benennen: Esel, Gans, Windhund, Schlange, Backfisch, Herdentier; wenn wir Bergteile bezeichnen mit: Fuß, Horn, Kamm, Joch, Sattel, aiguilles, dent; wenn wir reden von: den Beinen des Tisches, dem Hals einer Flasche, dem Barte des Schlüssels, von den Armen des Flusses, einer Landzunge, vom Kelch einer Blume, den Augen einer Kartoffel, von Brücken-, Nagel-, Kohlkopf; wenn die vornehmste Figur auf dem Schachbrett oder unter den Tieren der Löwe König genannt wird.

Besonders markant sind dergleichen analogische 'Bilder' auf psychischem Gebiete: wir übertragen Längenverhältnisse des Raumes auf die Zeit; sprechen von vollen (runden, spitzen, hohen, tiefen) Tönen, von dunklen Klängen; von süßen oder bitteren Reden; von der Last des Kummers oder Schmerzes; von lodernem Zorn, verhärtetem Gemüt, gehobener Stimmung, von schwankendem Urteil, Hinneigung, Abneigung, Ablehnung; wir sagen von gewissen psychischen Zuständen, man sei: erschüttert, erbaut, niedergeschmettert, befangen, auf dem Holzwege. Hieher zu stellen sind Ausdrücke: der Lauf oder der Zug der Gedanken, der Weg einer Untersuchung, der Gang der Handlung, der Grund einer Sache; oder Redensarten wie: Lunte riechen, in den Harnisch bringen, den Pelz waschen, sich brüsten u. dgl.

Beispiele für das Verhältnis der Ähnlichkeit bietet jede Metapher² im engsten Sinne: z. B. Pflanzennamen wie Eisenhut, Ritter-sporn, Hahnenfuß, Fingerhut, Königskerze usw.

¹ Ich folge hier im wesentlichen M.'s Ausführungen in (VIII) p. 501 ff.

² Meist gebraucht man Metapher in weiterem Sinne für jedes Ausdrucksmittel, bei dem übertragene Verwendung, d. h. eine Sprachform, im Spiele ist; dann ist unter metaphorischem Gebrauch jede uneigentliche Bezeichnungsweise nicht bloß auf dem Gebiete der Namen zu verstehen. Ich verweise auf M.'s Ausführungen zur Metapher insbes. in (VIII) p. 650 ff.

In all diesen genannten Bezeichnungen steht also die (ursprüngliche) Hilfsvorstellung und die Bedeutung im Verhältnis einer gewissen Analogie oder einer Ähnlichkeit.

b) *Bild und Bedeutung stehen im Verhältnis einer sonstigen Beziehung* (Ursache und Wirkung, Teil und Ganzes im engeren und weiteren Sinn u. dgl.).

Kausale Verhältnisse bilden sehr häufig den Grund für Übertragungen: man gebraucht den Namen des Autors für die Werke; man kauft einen Goethe, Schiller, einen echten Rembrandt; man spricht von Zuflucht als dem Ort, der gewissermaßen als Wirkung der Handlung erscheint; ähnlich von Einfahrt, Durchfahrt. Ernte bezeichnet den Handlungsvorgang wie das Resultat (= das Geerntete). Gesund bezeichnet nicht nur den physischen Zustand, sondern wird auch in Verbindungen, wie gesunde Gegend, gesunde Gesichtsfarbe, gebraucht, um die Wirkung resp. die Folge des Gesundheits zum Ausdruck zu bringen. Sehr häufig werden psychische Vorgänge auf dem Gebiete der Gemütstätigkeiten bezeichnet nach den sinnlich wahrnehmbaren Wirkungen (Ausdrucksbewegungen), wie z. B. schäumen ('zornig sein'), über etwas jubeln, jauchzen ('sich freuen'), vor etwas zurückbeben ('sich vor etwas fürchten'); oder die Ursachen (die äußeren Objekte, Reize, die als Träger aufgefaßten Organe) geben den Grund für die Bezeichnung ab.¹ Auf dem Verhältnis von Ursache und Wirkung beruht weiters, wenn der Name eines Zeichens auf das Bezeichnete (oder umgekehrt) übertragen wird: Altar, Kreuz, Halbmond, Krone, Thron für gewisse religiöse und politische Gruppen; umgekehrt: die Namen der Sprachlaute oder Töne für Buchstaben oder Notenzeichen. Die Übertragung des Bezeichneten auf das Zeichen selbst liegt auch vor in der von den Scholastikern so genannten *suppositio materialis*: z. B. 'Mensch' ist ein Substantiv; 'aber' ist eine Konjunktion. In diesem Falle steht das Sprachzeichen als Name für sich oder nennt sich selbst. Anders, aber ähnlich, verhält es sich mit der sogenannten *suppositio formalis*: z. B. 'Mensch' ist ein Allgemeinbegriff; auch hier findet eine Verschiebung der gewöhnlichen Funktion des Namens 'Mensch' statt. Dieses Wort bedeutet gewiß die allgemeine Vorstellung 'Mensch', nennt aber gewöhnlich diesen oder jenen einzelnen Menschen. In der *suppositio formalis* wird nun die Bedeutung, die Allgemeinvorstellung selbst zu dem durch den Namen Genannten gemacht.

Eine große Zahl von Bezeichnungübertragungen ergibt das Verhältnis vom Teil zum Ganzen (oder umgekehrt), insbesondere, wenn diese Beziehung nicht nur im engeren, sondern auch im weiteren Sinne genommen wird.

Im engsten Sinne gehören hieher: Kiel, Segel für Schiff; Klinge für Schwert, Messer; Graukopf für alter Mann. Als kollektive Teile kann nach M. auch betrachtet werden, was zeitlich oder

¹ Vgl. Beispiele solcher Art in H. Kuraths 'The Semantic Sources of the Words for the Emotions in Sanskrit, Greek, Latin and the Germanic Languages', Diss., Chicago 1921.

örtlich nahesteht oder aneinandergrenzt. So können Personen oder Gegenstände, die einen Ort gewohnheitsmäßig einnehmen oder damit zufällig verbunden erscheinen, den Namen des Ortes erhalten: Kammer, Kirche, Rüdesheimer, Kognak, Bajonett, Fiaker u. dgl.

Im weiteren Sinne kann als Verhältnis von Teil zum Ganzen aufgefaßt werden: Substanz (Ding) und Akzidens (reale Beschaffenheit oder Tätigkeit; weiter Dispositionen, Kräfte u. dgl.); auch in diesem Belang finden häufig Namenübertragungen statt: wenn man einen Mensch Übermut, altes Laster, a youth nennt; wenn Sprachen das Pferd als 'das Schnelle', die Schlange 'die Kriechende', den Elefanten 'den Zweimaltrinkenden', den 'mit einer Hand Versehnen', den 'Zweizahnigen', das Gold 'das Glänzende' bezeichnen. Auch die Beziehungen zwischen Stoff und Form mit ihren vielartigen Bedeutungen sind hier einzureihen. M. selbst hat in sehr feinsinniger Weise die mannigfachen Bedeutungen von 'Stoff' und 'Form' dargelegt.¹ So zählen wohl auch hieher Bezeichnungen, wie: Gold für Becher, Eisen für Schwert u. ä. m. Andererseits können auch Akzidentien durch den Namen der Dinge, denen sie zukommen, sprachlich ausgedrückt werden: Orange, Violett u. dgl.

Als Teilverhältnis im weiteren Sinne kann auch die Beziehung zwischen Art und Gattung (oder umgekehrt) aufgefaßt werden; auch hier gibt es Übertragungen, indem Artnamen als solche der Gattung oder umgekehrt verwendet werden: Rosen für Blumen schlechtweg; Äpfel für mancherlei Fruchtarten, Hoboist für Musikanten; oder Frucht für Getreide, Vogel für eine bestimmte Spezies, 'machen' für vielfache Betätigungen. Im letzteren Falle haben wir es mit Übertragungen in der Richtung von der Gattung zur Art zu tun. Zu dieser Gruppe zählen nun auch die sogenannten Bezeichnungen *κα'ἔξοχόν*: Wort, Schrift für spezielle religiöse Termini; Kopf für begabte Person; Stadt, Dorf, Herr für bestimmte Individuen; so kann auch der Name einer Individualität zum Gattungsnamen werden: ein Cato, Cicero, Demosthenes oder umgekehrt ein Gattungsnamen zu jenem eines Individuums: viele Eigennamen sind auf diese Weise individualisiert (Müller, Schmidt; Neustadt, Mühlendorf, Furth usw.).

In diese große Gruppe, bei der Bild und Bedeutung nicht im Verhältnis von Analogie oder Ähnlichkeit, sondern in einer sonstigen Beziehung stehen, gehören alle Fälle der Metonymie und Synekdoche.

Gewiß sind hiemit noch nicht alle Untergruppen solcher Beziehungen erschöpft, aber M. war es nur darum zu tun, die grundlegendsten Klassen herauszuheben.² Fernerhin ist wichtig hervorzuheben, daß bei solchen Übertragungen nicht bloß ein Verhältnis, sondern zugleich oder sukzessive mehrere hereinspielen können. So mag für die Bezeichnung mancher psychischer Tätigkeiten Analogie und das Verhältnis regelmäßiger Begleitung den Grund der Namengebung gebildet haben.

¹ (VIII) p. 100 ff.; insbes. p. 114 f.

² Vgl. (VIII) p. 512—513.

Als besondere Gruppe von Fällen, wo bei Übertragung eine innere Beziehung zu Grunde liegt, sind diejenigen zu erwähnen, wo eine Bezeichnung von einem korrelativen Begriff auf den anderen übertragen wird; die beiden Begriffe, zwischen denen der Name getauscht wird, sind in diesem Falle selbst Korrelativa: z. B. riechen (Geruchsempfindung haben und Ursache derselben sein); ähnlich schmecken, lernen (colloquial für 'lehren'), to look (sehen und aussehen), to read (lesen und gelesen werden) u. ä. m.¹

Wir können hier noch kurz die Frage berühren, wie weit die f. i. Sprachform in solchen Fällen noch lebendig ist. Da ist zu sagen, daß ein einheitliches Urteil darüber, auch für den einzelnen Fall, nicht immer mit Sicherheit abgegeben werden kann. In der Alltagssprache hängt dies ab vom häufigen, gewohnheitsmäßigen Gebrauch solcher Ausdrücke; so werden für den Geographen oder Touristen die Bergteilebezeichnungen kaum mehr von lebendiger f. i. Sprachform begleitet sein; ebensowenig Ausdrücke, wie Kelch einer Blume, für den, der bereits die Elemente der Botanik erlernt hat. Bei dieser Frage spielen vor allem soziologische Momente herein: Alter, Beruf, Bildung, Interessenssphären, Sprachusus. In der Sprache des Dichters dagegen sind allemal beide Vorstellungen, f. i. Sprachform und Bedeutung, lebendig; darauf beruht ja gerade das ästhetische Vergnügen (vgl. die Ausführungen im »Farbensinn«).

Auf das Gebiet der Syntaxe werden wir bei Betrachtung der genetischen Seite unseres Problems zu sprechen kommen.

Vorerst aber noch einige andere Fragepunkte, die eine mögliche Verwechslung der f. i. Sprachform mit anderen Erscheinungen betreffen. 29.

Was ist also nicht zur Sphäre der f. i. Sprachform zu zählen oder in welcher Richtung muß man sich vor Verwechslungen hüten?²

a) Wenn man sagt, man könne öfter an der Bedeutung Haupt- und Nebenvorstellungen unterscheiden etwa in der Art, daß zwei Ausdrücke in der Hauptsache dasselbe bedeuteten, jedoch der eine immerhin eine andere Schattierung zeige wie der zweite (etwa 'Pferd' und 'Klepper'), so handelt es sich in solchen Fällen um eine wirkliche Verschiedenheit der Bedeutung, d. h. der bedeutete Vorstellungskomplex ist ein verschiedener; in unserem Falle etwa 'Pferd' und 'elendes Pferd'.³

b) Oft kann der Unterschied zweier sprachlicher Ausdrücke nicht direkt im bedeuteten Vorstellungskomplex gesucht werden, sondern in gewissen Gefühlen, die jene kundgeben oder erwecken sollen. So scheidet sich höfliche und beleidigende, harte und lieblose, anständige und unanständige Redeweise. Das ist es, was Marty als 'Farbe' der Rede,⁴ andere als 'Gefühlswert' oder 'Stimmungsgehalt' bezeichnet haben.⁵ Auch in solchen Fällen liegt der Unterschied im Bedeutungskomplex selbst.

¹ Vgl. (VIII) p. 518.

² Vgl. (III) p. 68 ff.; (V) p. 82 ff.; (VIII) p. 151 ff.; p. 524 ff.; p. 557 f.

³ In K. O. Erdmanns Buch 'Die Bedeutung des Wortes' als Nebensinn bezeichnet.

⁴ Vgl. auch (VIII) p. 525; dazu p. 555 (Note).

⁵ So K. O. Erdmann.

c) Noch auf einen dritten und vielleicht wichtigsten Punkt muß in diesem Zusammenhang hingewiesen werden, nämlich auf eine Verwechslung des begrifflichen Erfassens eines Realen mit der f. i. Sprachform. Man gebraucht da öfter die Ausdrucksweise 'etwas apperzipieren' und spricht auch bei der inneren Sprachform von 'Apperzeption'. Dieser Terminus ist vieldeutig und darum gefährlich.¹ M. kommt wiederholt auf diese Frage zu sprechen, namentlich dort, wo er sich mit seinen Gegnern (Steinthal, Wundt) auseinandersetzt.

Wollen wir uns an einem Beispiel Martys klarmachen, was gemeint ist.

»Wenn ich etwas, was ich auf der Wiese grasend sehe, einmal lebendes Wesen, dann Tier, dann Säugetier, dann Ziegenbock nenne, so ist das Genannte stets dasselbe. Aber die Namen haben verschiedene Bedeutung, d. h. das Ganze des Gegenstandes ist dabei gleichsam von verschiedenen Seiten, es ist durch verschiedene vollständigere oder weniger vollständige Begriffe aufgefaßt. Die Bezeichnung ist jedesmal eine Abbréviatur, weil die zugehörige Bedeutung oder der Begriff jedesmal ein unvollständiger oder abbréviativer ist und entweder überhaupt nicht alles oder wenigstens nicht explizite alles enthält, was man schlechthin am Gegenstand bemerken und auffassen könnte. Der 'strenge' Vollbegriff des durch den Namen Ziegenbock bezeichneten Tieres, d. h. ein Begriff, der alle Merkmale desselben explizite enthielte, ist ja in gewissem Sinne als für uns unerschöpflich zu bezeichnen.

Ganz anders, wenn ich, nachdem ich jenen Gegenstand durch irgend einen, sagen wir durch den relativ vollständigsten der obigen Begriffe, nämlich als Ziegenbock, aufgefaßt habe, nun einen Namen für diesen Begriff suche und ihn bald etwa vom Meckern, bald vom Barte des Tieres hernehme. Hier ist nun nicht bloß das Genannte, sondern auch die Bedeutung des Namens dieselbe. Ich verbinde dieselben Begriffe mit den Worten, ob ich nun sage: Sehen Sie dort den Meck-Meck oder: Sehen Sie dort den Bärtigen grasen. Der Unterschied, der da besteht, ist nur ein solcher in den Vorstellungen der figürlichen inneren Sprachform. Allerdings kann man auch diese manchmal — z. B. in den beiden eben angeführten Fällen — in gewissem Sinne eine Abbréviatur nennen. Aber der Unterschied von vorhin ist ein gewaltiger. Diese Abbréviatur, die möglicherweise bei der f. i. Sprachform vorliegt und die darin besteht, daß die Bezeichnung für den Begriff von derjenigen für ein einzelnes Merkmal hergenommen ist, ist nicht notwendig eine Folge davon, daß nicht der ganze Begriff gedacht würde — während jene andere Abbréviatur, welche in jedem Namen und Begriffe im Verhältnis zum Gegenstand liegt, tatsächlich darin wurzelt, daß, wenigstens wenn es sich um »Substanzen« handelt, keiner unserer Begriffe den Gegenstand mit expliziter Vollständigkeit zu erfassen vermag. Während also diese

¹ Ich verweise auf die wichtige Erläuterung des Begriffes 'Apperzeption' bei M. (IV) p. 65 ff. (bes. p. 85, 86 Note; p. 100); (VIII) p. 158 ff., p. 656 f.

Unvollständigkeit eine Folge der Beschränktheit unseres Erkenntnis- und Denkvermögens und darum eine universelle ist, erweist sich jene erste, bei manchen f. i. Sprachformen gegebene, bloß als ein Kunstgriff unserer Sprachbildung und, da dieser mit anderen wechselt, findet sie sich keineswegs universell bei unseren Namen, auch nicht bei denen von Dingen. Schon wenn ich z. B. (*für Ziegenbock*) sagen würde: Dort grasst des 'Schneiders Reitpferd', so habe ich eine innere Sprachform gewählt, nicht eigentlich indem ich den Namen von einem einzelnen Merkmal des Begriffs hergenommen habe. Jedenfalls aber begegnet demjenigen, der glaubt, jedesmal erscheine bei der inneren Sprachform ein 'Merkmal' (das sogenannte »auffälligste«) als Vertreter oder Abbeviatur für die übrigen, daß er die Fälle der f. i. Sprachform auf dem weiten Gebiete derjenigen Bedeutungen, die nicht prädikativ zusammengesetzte Begriffe und somit gar nicht aus Merkmalen, d. h. Teilbegriffen verknüpft sind, ganz übersieht¹ Wir haben früher bei unserer gedrängten klassifikatorischen Übersicht die Verhältnisse zwischen Bild und Bedeutung betrachtet und hiebei gesehen, daß das Bild der f. i. Sprachform keineswegs immer als 'Teil' (als sogenanntes 'Merkmal') gegenüber dem 'Ganzen' der Bedeutung bezeichnet werden kann.

Ähnlich wie bei vorerwähntem Beispiel verhält es sich, wenn eine Sprache die Erde 'Gepflühtes' nennt. 'Gepflühtes' ist in diesem Falle nicht die Bedeutung meiner Äußerung, nicht der Gedanke, auf den ich eigentlich den Hörer bringen will, wenn ich die Erde so nenne. Wäre 'Gepflühtes' meine intendierte Bedeutung selbst, »dann würde ich ja damit eben nicht auf die Erde hingewiesen haben, sondern dächte und meinte einen anderen Begriff, der zwar zufällig ein *proprium* des Begriffes Erde, aber nicht er selber ist. Ist aber die Erde das Bezeichnete, dann ist Gepflühtes eine bloße Nebenvorstellung, zum Behufe der Bezeichnung herbeigezogen, und statt ihrer kann unter Umständen eine andere den gleichen Dienst ebensogut leisten, z. B. 'die Fruchtbare'. Beidemal ist derselbe Begriff bezeichnet, nur die Mittel, ihn beim Hörer ins Bewußtsein zu rufen, sind andere.«² Ebenso, wenn eine Sprache den Begriff des *Weibes* bald durch Vermittlung der Vorstellung der 'Säugenden', bald der 'Gebärenden' usw. bezeichnet; es handelt sich da nicht um ernstliche Deutungen oder 'Auffassungen' ('Apperzeptionen') des Weibes, sondern um Nebenvorstellungen, die das Verständnis vermitteln sollen (so wie beim ersten Beispiel: 'Meck-Meck'; der 'Bärtige').³ Noch eine einschlägige Bemerkung M.'s möchte ich anführen. Er wendet sich da unter anderem gegen Regnauds Meinung, die Auffassung der Dinge falle ihrer Mehrzahl nach mit den herrschenden Eigenschaften zusammen; so werde denn die Sonne als 'das Leuchtende', das Wasser als 'das Laufende' u. ä. m. aufgefaßt. »Glaubt denn der Verfasser«,

¹ (VIII) p. 163—165.

² (III) p. 94.

³ (IV) p. 70 (Note 3).

sagt M., »daraus, daß man die Sonne etwa als die Leuchtende, das Wasser als das Laufende bezeichnete, folge: Leuchten und Bewegung seien die einzigen Eigenschaften gewesen, die man anfänglich an jenen Gegenständen bemerkte? und wir könnten deshalb sagen, man habe diese Qualität und das Ding gewissermaßen identifiziert? In Wahrheit hat der Mensch ohne allen Zweifel neben dem Leuchten auch die Größe, Gestalt und Wärme an der Sonne bemerkt. Es bedurfte einer wirklichen Abstraktion, um eines dieser Merkmale zum Etymon der Benennung zu machen, und eben nur Etymon war jenes Merkmal z. B. das Leuchtendsein, womit schon gesagt ist, daß es zwar den sogenannten Wortsinn des Namens Sonne, aber nicht dessen Bedeutung bildete. Der Name bedeutete eine Vorstellung und nannte einen Gegenstand, woran auch schon der Urmensch noch anderes als das Leuchten unterschied.«¹

30. In all diesen und ähnlichen Fällen, in denen zur Bezeichnung eines Gegenstandes ein 'Merkmal' herausgegriffen wird, darf dieses nicht mit der eigentlichen Bedeutung verwechselt werden; dies ist z. B. von Humboldt, Steinthal, Wundt u. a. geschehen und man hat vom 'Apperzipieren' eines Gegenstandes durch einen Begriff gesprochen.² Die Namengebung benützt bei dieser Bezeichnungsweise ein in dem Begriffskomplex der Bedeutung enthaltenes Vorstellungselement, für das entweder ein sprachlicher Ausdruck bereits vorhanden war oder worauf sich in der gegebenen Situation das Interesse richtete, um vermittelt dieses 'Merkmals', vermittelt dieser Begleitvorstellung auf die eigentliche Bedeutung assoziativ hinzuführen. So ist es bei jenen früher erwähnten Beispielen, wie: 'das Glänzende' für Gold, 'das Schnelle' für Pferd, 'das Kriechende' für Schlange, 'Graukopf' für eine Person, 'der Zweimaltrinkende, der Zweizahnige u. ä.' für Elefant. Derartige Ausdrücke bedeuten an und für sich relativ einfache Vorstellungen, aber im angegebenen Sinne verwendet, erschöpfen diese Vorstellungen nicht die intendierte Bedeutung; sie dienen als Bindeglieder zwischen der Lautform und der eigentlichen Bedeutung, die einen viel reicheren Begriffskomplex umfaßt. Sie fungieren mit anderen Worten als *innere Sprachformen* und ihrem Wesen nach gehören sie ebenso zur Klasse der Metonymie wie etwa 'Gold' für Becher, 'Eisen' für Schwert, 'Kiel' oder 'Segel' für Schiff; es handelt sich also bei solcher Bezeichnungsweise nicht um verschiedene begriffliche Klassifikation, sondern — sofern die Absicht der Verständigung primäres Motiv ist — um eine Art primitiver umschreibender Definition, die mittelst ihres sprachlichen Ausdrucks die eigentliche Bedeutung vermittelt. Die innere Sprachform, d. i. die den Ausdruck begleitende, aber dessen Bedeutung nicht erschöpfende Nebenvorstellung, kann also sehr wohl dem eigentlichen Gesamtkomplex der Bedeutung entnommen sein; sie kann ein *proprium*

¹ (IV) p. 294 (Note).

² (VIII) p. 581 f.: Wundts 'dominierendes Merkmal' gehört nach Marty zur f. i. Sprachform.

derselben beinhalten, aber sie muß durchaus nicht zur Bedeutung in diesem Verhältnis stehen. Je nach Umständen wird als 'innere Form' jeder Zug gewählt, »der durch irgend eine Beziehung zu dem Auszudrückenden als Band der Assoziation für dasselbe zu dienen verspricht. Man hat oft gesagt: 'Die Sprache drückt niemals etwas vollständig aus, sondern hebt überall nur das am meisten hervorstechende oder ihr so erscheinende Merkmal hervor. Dieses Merkmal zu finden, ist Sache der Etymologie.' Wenn diese Bemerkung mit den Tatsachen im Einklang sein soll, so darf unter 'Merkmal' offenbar nicht immer ein Teil oder Moment des zu bezeichnenden Begriffes und auch nicht notwendig ein *proprium* (d. h. ein anderer Begriff, der den ersten regelmäßig begleitet, also gleichen Umfangs mit ihm ist) verstanden werden, sondern nur eine Vorstellung, die in irgend einer, sei es mehr konstanten, sei es auch nur vorübergehenden Verbindung mit ihm steht, so daß sie wenigstens unter den gerade gegebenen Umständen ihn assoziativ zu wecken vermag. Und was die Eigenschaft des Hervorstechens betrifft, so darf nicht gemeint sein, daß der als innere Form ergriffene Zug an und für sich vor anderen die Aufmerksamkeit auf sich lenke, sondern es genügt, wenn er dies vom Standpunkt des nach Bezeichnungsmitteln Suchenden und unter der praktischen Rücksicht auf den Kreis der hierfür gerade zur Verfügung stehenden Mittel tut. Gewiß wird ein 'Merkmal', das in sich selbst Gewicht hat und einen nachhaltigen Eindruck macht, unter sonst gleichen Umständen vor anderen tauglich sein, als innere Form zu dienen; denn es selbst und alles, was mit ihm verknüpft war, wird ja aus jenem Grunde leichter reproduzierbar sein. Aber daneben kommen, wie früher ausgeführt wurde, in hervorragendem Maße die speziellen, ja individuellen Umstände in Betracht, unter denen, und die Mittel, mit denen die Verständigung stattfindet.«¹ Hätte man sich noch vor Augen gehalten, daß alle metonymischen und metaphorischen Ausdrücke ihrem Wesen nach eine große Gruppe bilden, die in sich nur durch das Verhältnis des 'Bildes' zur Bedeutung mannigfache Spielarten aufweist, so wären wohl derartige tiefgreifende Verwechslungen, wie gerade für den Fall, wo ein 'Merkmal' die Bedeutung vermittelt, einerseits zwischen verschiedener begrifflicher Auffassung eines Dinges, d. h. der Subsumtion eines Realen unter verschiedene Begriffe und andererseits zwischen verschiedenen f. i. Sprachformen, die zur Vermittlung ein und desselben Begriffes dienen, nicht möglich gewesen.²

Freilich spielt bei solchen Ansichten auch etwas anderes herein: 31. immer steht da im Hintergrund die Meinung, die sich der betreffende Forscher über den Ursprung der Sprache gebildet hat.

¹ (V) p. 79 f.

² Vgl. zum Fragenkomplex: (VIII) p. 158 f. (Punkt b), p. 165 (Note); (X) p. 101; über 'Merkmal' insbes. (V) p. 80; (VIII) p. 571, 581 (gegenüber Wundt); (X) p. 45 f., p. 102 und Note; über die f. i. Sprachform im Verhältnis zur 'Definition' (V) p. 78 ff.

Hier liegen die Wurzeln für die verschiedenen, oft unüberbrückbaren Gegensätze und von da haben wir auch auszugehen, wenn wir uns nun der **genetischen** Seite unseres Problems zuwenden.

Wie erklärt sich M. die Entstehung der f. i. Sprachform? Wir kennen bereits die Gedankengänge seiner ersten Schrift; hieran müssen wir anknüpfen.

Die Erscheinung der f. i. Sprachform läßt sich nicht erklären, wenn man meinte, die Sprachbildung sei erfolgt im Dienste des einsamen Denkens; noch bei Annahme gegenseitiger Verabredung oder vorbedachter, planmäßiger Übereinkunft und Erfindung; desgleichen nicht, wenn man den nativistischen Standpunkt einnimmt und die Ansicht hegt, das Werden und Wachsen der Sprache sei der menschlichen Absicht entzogen, die Sprachmittel entwickelten sich ohne Rücksicht auf die Zwecke der Mitteilung und Verständigung als unwillkürliche Affektäußerung oder als notwendiger, an die psychischen Vorgänge geknüpfter Korrelatvorgang. Unser Problem läßt sich nur dann in seiner Genesis erklären, wenn man die Ausbildung der menschlichen Sprache im Sinne einer empirisch-teleologischen Betrachtungsweise¹ lehrt, »welche die Sprache als ein zu Zwecken der Äußerung des Seelenlebens durch Absicht und psychische Arbeit gebildetes Werkzeug ansieht, ohne bei ihrer Bildung planmäßiges Nachdenken und in diesem Sinn erfinderischen Scharfsinn anzurufen.«² Die Volkssprachen sind entstanden aus dem Gebote sozialer Notwendigkeit, gesellschaftlichen Bedürfnisses; der primäre Zweck war die Absicht der Mitteilung und der Verständigung. Auf den ersten Stadien der Sprachentwicklung handelte es sich um ein bewußtes, aber planloses Ergreifen von Bezeichnungsmitteln an der Hand konkreter Erfahrungen über ihre semantische Kraft (in buntem Wechsel: Laute und Gebärden, und zwar teils eine absichtliche Wiederholung von natürlichen Ausdrucksbewegungen und Interjektionen, teils eine solche von Lautgebärden und Schallnachahmungen, teils eine solche von Lauten, welche zufällig und bloß dank der Situation zu einer assoziativen Wirksamkeit gelangt waren).³ Nicht unwillkürlich und wahllos, wohl aber planlos und unsystematisch ist auch weiterhin die Sprachentwicklung vor sich gegangen. »Jeder einzelne Schritt war ein bewußter. In bezug auf jedes Wort und jede Form wurde irgend einmal von einem oder mehreren einzelnen zuerst der Versuch gemacht, sie zum Zwecke der Verständigung mit anderen zu gebrauchen und in diesem Sinne sie einzuführen; gewiß nicht mit dem Gedanken an die fernere oder gar an alle Zukunft und an den weitesten Kreis, wohl aber mit dem Gedanken an den kleinen Kreis der Mitunterredenden und die kurze Zeit des währenden Gespräches. Dieser Versuch, eben weil von der Absicht der Verständigung beiseit, war im eigentlichen Sinne eine Willenshandlung, ja —

¹ (IV) p. 152 ff.; (VIII) p. 601 ff. und zusammenfassend p. 671 ff.

² (VII) p. 643.

³ (VIII) p. 703.

da es sich meist um ein tastendes Probieren und, je nach dem Erfolg, um ein unbefriedigtes Fallenlassen oder approbierendes Festhalten eines Mittels handelte — eine Wahlhandlung. Und nicht bloß der erste Schöpfer der Zeichen übte so eine tastende Auslese; ebenso taten es — der eine mehr, der andere weniger — seine Genossen; und eben nur, was dem ganzen Kreise genehm war und definitiv von ihm gewählt wurde, blieb ein relativ dauernder Bestandteil der gemeinsamen Sprache und wurde Sache einer festen Gewohnheit. Allein diese Auslese von brauchbaren Verständigungsmitteln war eine völlig planlose. Jeder, der so zur Sprachbildung stückweise beitrug, dachte nur an das gegenwärtige Bedürfnis, und von dem Ganzen und dem endlichen Resultat, von der inneren Gliederung des Werkes und den Funktionen seiner verschiedenen Teile, hatte keiner von allen, die so — der eine mit mehr, der andere mit weniger Geschmack und Erfolg — an seiner Vollendung mitgeholfen, irgend ein Bewußtsein und noch weniger von der Methode oder den Methoden, die bei dem Bau verfolgt wurden. In diesem Sinne war die Sprachbildung eine unbewußte und unbeabsichtigte.«¹

In diese Gedankengänge fügt sich nun unser Problem ein. Die primitiven Bezeichnungsmittel waren, wie schon im 'Ursprung' ausgeführt, zunächst unmittelbar verständlich, sei es durch Ähnlichkeit (oder Analogie) mit dem Bezeichneten, sei es vermittelt einer durch Zufall oder Gewohnheit geschaffenen Assoziation. 32.

Die Notwendigkeit, mit diesem verhältnismäßig geringen Bestand an Ausdrucksmitteln die stets zunehmende Menge auszudrückender Inhalte oder Bedeutungssphären für die Bezeichnung zu erobern, führte nun zur übertragenen Verwendung dieser ursprünglich unmittelbar verständlichen Zeichen. Man nützte ihre mittelbare assoziative Kraft aus und bediente sich hiebei in kühner Weise noch so fern liegender und vager Beziehungen, wenn nur der Zusammenhang, gemeinsame Erfahrungen und Interessen sowie spezielle günstige Umstände Aussicht auf Erfolg der Verständigung versprachen.

»Dies ist der ursprüngliche Anlaß und der Hauptzweck der inneren Sprachform: als Band der Assoziation zu dienen zwischen Laut und Bedeutung, und es dem Sprachschöpfer zu ermöglichen, durch eine relativ beschränkte Zahl durch sich verständlicher oder durch ungesuchte Gewohnheit verständlich gewordener Zeichen eine weit größere Fülle von Inhalten zu umspannen.«²

Wir wollen hier einen Augenblick innehalten und zunächst eine Zwischenfrage kurz berühren. Voraussetzung für eine derartige Entwicklung ist, daß ein Gedanke zuerst vorhanden ist, nach dessen Bezeichnung man verlangt. Nun hat M. immer den Standpunkt eines 33.

¹ (VIII) p. 628; dazu (III) p. 18 f., (IV) p. 152 ff.

² (V) p. 72; von mir gesperrt.

Prius des Gedanklichen gegenüber dem sprachlichen Ausdruck in dem Sinne vertreten, daß Denken und Sprechen nicht wesenseins sind, sondern das Denken notwendig der Sprache voraus-eilen müsse. Der neue Gedanke war stets vor dem neuen Worte da und dieses war nur eine Hilfe, mit ihm rascher und sicherer zu operieren.¹ M. hat den Nutzen der Sprache für das Denken wiederholt ausdrücklich betont:² sie bietet Unterstützung für die Reproduktion und Unterscheidung von bewußten Inhalten; die Worte festigen 'wie ein Kitt' den Aufbau der begrifflichen Gebilde, sie halten die Resultate fortgeschrittener Abstraktion fest. In diesem Sinne trägt die Sprache wieder bei »zur Erzeugung mitzuteilender Gedanken und so zu ihrem eigenen Fortschritt, daß, indem der Mensch die bereits erworbenen Gedanken mit Hilfe der ihnen assoziierten Zeichen vollkommener und sicherer beherrschte, ihm dadurch die Gewinnung neuer Begriffe und Erkenntnisse erleichtert war«. ³ Sprache ist in diesem Belang Denkhilfe, und zwischen Denken und Sprechen findet ein gegenseitiges Sich-heben und Gehobenwerden statt. Aber das Prinzipielle bleibt, daß »die Vernunft vor der spezifisch menschlichen Sprache da war und sich doch auch mit ihr weiter entwickelte. Nicht in jedem Sinne kommt der 'Vernunft' Priorität zu gegenüber der Sprache, nämlich nicht im Sinne eines auf die Wahl der Bezeichnungsmittel verwendeten abstrakten Nachdenkens und nicht im Sinne einer logischen Reflexion über die eigene Sprach- und Denktätigkeit, wohl aber in dem des Besitzes irgend welcher durch Abstraktion gewonnener allgemeiner Begriffe.⁴ Vernunft in diesem Sinne schuf allererst den spezifisch menschlichen Bezeichnungsmitteln ihre eigentümlichen Inhalte und für vielseitige übertragene Verwendung die figürlichen inneren Sprachformen.⁵ Nur war auch diese Vernunfttätigkeit nicht bloß in gewissem Maße Voraussetzung für die Sprachbildung, sondern sie hat sich natürlich auch Hand in Hand und Schritt für Schritt mit ihr weiter entwickelt, wie wir es noch heute beim Kinde beobachten können.«⁵

M. hat anderseits nicht geleugnet, daß in gewissem Ausmaß die gewohnheitsmäßigen Sprachmittel Stellvertreter des begrifflichen Denkens werden können. Aber diesem symbolischen Denken sind Grenzen gesetzt und immer müssen wir die Möglichkeit haben, auf die eigentliche Bedeutung zurückzugehen.⁶

34. Die übertragene Verwendung eines bereits verständlichen Sprachmittels ist also das Charakteristische der f. i. Sprachform. Die Über-

¹ Ich verweise auf (III) p. 81 ff.; (IV) p. 174 ff.; (VIII) p. 732 ff.; vgl. auch Ges. Schr. Bd. II, Abtlg. 2: 'Sprache und Abstraktion' (p. 103—106).

² (III) p. 90; (IV) p. 174 ff.; (VIII) p. 23 f.

³ (III) p. 90.

⁴ Von mir gesperrt; nach Marty ist es gerade die Fähigkeit der *Abstraktion*, welche für die spezifisch menschliche Sprache (gegenüber der rudimentären Tiersprache) eine fundamentale Voraussetzung bildet. Vgl. (IV) p. 162 ff.; p. 218.

⁵ (VIII) p. 733.

⁶ (III) p. 5 ff. (IV) p. 176 ff.; (VIII) p. 162 f.

tragung ergab sich einmal zu Zwecken der Verständigung; dann mochte vielfach auch ein gewisses poetisches Vermögen, ein Streben nach Schönheit des Ausdruckes oder nach ästhetischem Vergnügen im weitesten Sinne sich wirksam erweisen. Ich habe diese Frage schon wiederholt berührt,¹ inwiefern Volkssprache und Dichtersprache in der Verwendung metaphorisch und metonymischer Ausdrücke Parallelen zeigen. Dem Wesen nach besteht zwischen beiden kein Unterschied; nur in den Motiven können solche bestehen, indem die Alltagssprache zunächst die praktische Mitteilung zu bezwecken sucht. Wie sehr aber gerade auch auf diesem Gebiet Volkshumor und Volkswitz eine Rolle spielt, ist allbekannt² (vgl. Spitznamen u. dgl.). Weiters hat M. gelegentlich darauf hingewiesen, daß der Anlaß zu übertragenem Gebrauch von Ausdrucksmitteln auch auf ethischem Gebiet liegen (z. B. Euphemismus) oder im Affekt (in weiterem Sinne) begründet sein könne (z. B. Hyperbel).³

Soviel im allgemeinen über die Motive, die zum übertragenen Gebrauch von Ausdrucksmitteln, d. i. zur Genesis der f. i. Sprachform Veranlassung geben können. Schließlich ist zu betonen, daß der Redezusammenhang bei den mannigfachen Fällen von Übertragung der Bezeichnungsmittel ein wichtiges Agens ist, das die übertragene Verwendung verständlich macht.⁴

Welche allgemeine Gesetze lassen sich denn nun etwa für die Auswahl der f. i. Sprachform gewinnen? 35.

Da läßt sich im allgemeinen sagen, daß als innere Form jede Vorstellung gewählt werden kann, die sich leichter und bequemer reproduzieren läßt, als der auszudrückende Inhalt, wenn sie nur geeignet ist, auf ihn (wenn auch noch so indirekt) hinzuführen.⁵ Die primitiven Sprachstufen wollen wir jedoch jetzt weniger im Auge haben als diejenigen, wo bereits konventionelle Sprachmittel vorhanden sind. Da handelt es sich um die Eroberung neuer Bedeutungen für den sprachlichen Ausdruck: bereits konventionell verständliche Bezeichnungen werden benützt, um durch mittelbare Assoziation mit ihrem Vorstellungskreis neue Bedeutungen auszudrücken. Und in vielen Fällen läßt sich nun beobachten, daß die Vorstellungen der f. i. Sprachform der sinnlichen Anschauung näher stehen als das, was sie eigentlich bedeuten sollen;⁶ insbesondere sind es Begriffe von Gesichtswahrnehmungen, die frühe Bezeichnung fanden und nun in übertragener Weise für Bedeutungssphären verwendet werden, die entweder anderen Sinnesgebieten oder nur der inneren Erfahrung angehören. Hiefür sind die Bezeichnungen für psychische Phänomene typische Beispiele: 'Abneigung', 'Hinneigung', 'ablehnen', 'begreifen' u. dgl. Überall sind da Vorstellungen der f. i. Sprachform aus dem

¹ Vgl. p. 16 (Note mit Literatur).

² (VIII) p. 660 f.

³ (VIII) p. 554 ff.

⁴ Darauf hat M. oft verwiesen; insbes. vgl. (VIII) p. 499 ff. (siehe Noten); p. 669 f.; (X) p. 15!

⁵ (V) p. 73.

⁶ Vgl. auch (X) p. 103—104; p. 106 ff.

Gebiet des Sinnlich-Wahrnehmbaren die Vermittler der eigentlichen Bedeutung aus der psychischen Sphäre. So wird man im allgemeinen den Grundsatz aufstellen können: Bezeichnungen für Unsinnliches werden gewöhnlich mittelst f. i. Sprachform aus dem Gebiet des Sinnlichen (besonders des Gesichtssinns) übertragen. Marty selbst hat Fr. Bechtels Buch über »Die Bezeichnungen der sinnlichen Wahrnehmungen in den indogerm. Sprachen« zur Illustration seiner Ansicht herangezogen,¹ wenn er auch der Erklärung dieses Gelehrten nicht immer zustimmen vermochte.²

36. Läßt sich so — und wir werden später noch andere Belege hiefür namhaft machen — für eine größere Bedeutungsgruppe feststellen, welchem Vorstellungskreis die sie vermittelnde f. i. Sprachform angehört, so interessiert uns zunächst noch die weitere Frage: welche psychischen Phänomene sind es denn, die diese Vermittlung zwischen der Bedeutung und der auf sie hinführenden f. i. Sprachform ermöglichen?

Ich muß hier auf die früher angeführten Beispielklassen zurückverweisen. Dort sahen wir: das Bild, d. h. die f. i. Sprachform stand zur Bedeutung entweder im Verhältnis einer gewissen Analogie oder Ähnlichkeit resp. in einer sonstigen Beziehung.³ Diesen beiden deskriptiven Klassen entsprechen nun bezüglich ihrer Genesis zwei Assoziationstypen, die M. als Gesetze der Ähnlichkeit und der Kontiguität bezeichnet. Er gibt davon folgende Formulierung:⁴

a) G. d. Ähnlichkeit.

Wenn eine gewisse Vorstellung ein- oder mehreremal stattgefunden hat, so ist eine Disposition und Neigung geschaffen, daß sie selbst oder eine ihr ähnliche (dies auch insbesondere im Sinne der Analogie oder überhaupt der teilweisen Gleichheit verstanden) wieder auftreten kann, wenn eine ihr ähnliche im Bewußtsein gegeben ist. In diesem Falle wirkt also die Ähnlichkeit einer gegebenen und einer früheren selbst und für sich allein als Reiz dafür, daß jene frühere oder eine ihr ähnliche auftrete.

b) G. d. Kontiguität.

Vorstellungen, die ein- oder mehreremal Bestandteile eines gleichzeitigen Bewußtseinszustandes oder zeitlich angrenzender Phasen

¹ (V) p. 78 f.

² Daß umgekehrt auch Ausdrücke für psychische Phänomene (z. B. für menschliche Tätigkeiten) übertragene Verwendung finden konnten für Erscheinungen oder Vorgänge auf physischem Gebiete hat M. gewiß nicht übersehen; hieher gehört insbesondere die poetische Beseelung, die Personifikationen u. dgl. Allerdings muß hievon manch übertragene Verwendung auf Grund primitiver vitalistischer Auffassung geschieden werden; da kann es sich auch in strengem Sinne um Bedeutungsverwechslung handeln. Vgl. hiezu (VIII) p. 652 ff.; p. 657 f.; (X) p. 106 ff. Schon im 'Farbensinn' hat M. den Wert der Vorstellungen von Psychischem für den Dichter hervorgehoben (vgl. p. 17).

³ Vgl. p. 28 ff.

⁴ (VIII) p. 521—522; vgl. auch (X) p. 129—130.

des Bewußtseins gebildet haben, sind assoziiert, d. h. es besteht die Disposition und Tendenz, daß, wenn die eine derselben (oder eine ähnliche) wieder auftritt, dies als Reiz wirkt dafür, daß auch die andere oder eine ihr ähnliche erweckt wird.

Unter diese Assoziationstypen lassen sich nach M. überhaupt alle Fälle assoziativer Tätigkeit subsumieren.

Eine Ausnahme bilden die Korrelativa, bei denen die korrelativen Begriffe stets gemeinsam im Bewußtsein gegeben sind. Nur kann die Sprache ein oder das andere Glied der Korrelation zum Ausdruck bringen (vgl. oben p. 31 [Kleindruck]).

Er hatte übrigens bereits im 'Ursprung' diese Erscheinungen berührt, dann im Farbensinn für die Figuren der Metapher und Metonymie diese Gesetze kurz erläutert.¹ Unter diese beiden Erscheinungsgruppen fallen nun genetisch alle Fälle der f. i. Sprachform, z. B. Fuß des Berges — Fuß; Nagelkopf — Kopf; Fingerhut — Blumengestalt (Analogie oder Ähnlichkeit); Kiel — Schiff; Glänzendes — Gold; Krone — König (Kontiguität) usw.

Es wird nun aber auch klar geworden sein, daß wir es bei dieser genetischen Frage mit nichts anderem zu tun haben als mit 'Bedeutungswandel';² denn da handelt es sich in Wahrheit in den allermeisten Fällen — abgesehen von Bedeutungsverwechslung oder Benützung zufälliger Assoziation (Redezusammenhang oder Situation) — um eine **Bezeichnungsübertragung** in dem Sinne, daß mittelst der f. i. Sprachform eine neue Bedeutung vermittelt wird. Nicht der Begriff wandelt sich in solchen Fällen an sich, sondern für einen neuen Begriff verwendet man mittelst der f. i. Sprachform ein schon vorhandenes sprachliches Ausdrucksmittel.³

In der Verständigungssprache geschieht es nun sehr gewöhnlich, daß die f. i. Sprachform, d. h. jene, die Bedeutung vermittelnde Vorstellung infolge gewohnheitsmäßigen Gebrauches gar nicht mehr ins Bewußtsein tritt; die äußere Sprachform hat sich allmählich mit der Bedeutung direkt assoziiert, die f. i. Sprachform ist verblichen. In welchem Umfang und in welchen Einzelfällen dies jeweilig eingetreten ist, muß die deskriptive Betrachtung des betreffenden Sprachmaterials ergeben. M. spricht in solchen Fällen von genetischen Eigentümlichkeiten des Wortes oder der genetischen f. i. Sprachform, da die Erscheinung dann nur mehr historisch erkennbar sei. Beispiele habe ich bereits früher durch ein Zitat Martys gegeben (so: ins Kraut schießen, ins Bockshorn jagen, fließende Rede; dann auch Fuß des Tisches u. dgl.).⁴

¹ Vgl. p. 18.

² Vgl. (VIII) p. 505 (Note 2).

³ Ich verweise auf Martys grundlegende und m. E. siegreiche Auseinandersetzung mit Wundts Lehre vom Bedeutungswandel (VIII) p. 542 ff.; insbes. p. 595—601.

⁴ Vgl. p. 27 (unten).

Hier erwachsen nun der sprachwissenschaftlichen historischen Forschung außerordentlich wichtige, aber schwierige Probleme; ja gerade auf diesem Gebiete gilt es, die Grenzen, welche der Gewinnung sicherer Erkenntnisse gesetzt sind, nicht zu übersehen. Fehler wurden nach einer oder anderer Richtung begangen und auf sie soll, soweit M. sie in Betrachtung zieht, kurz eingegangen werden. Ich sehe hier davon ab, daß man notwendigerweise, ehe man über ein sprachliches Ausdrucksmittel historisch (d. h. genetisch) urteilen will, sich zunächst in deskriptiver Hinsicht darüber klar sein muß; daß also die Beschreibung einer Erklärung vorauszugehen hat. Das sei vorausgesetzt.

38. Die Aufgaben der Etymologie bestehen nach M. hauptsächlich in der Erforschung, wie ein als (nach den Lautgesetzen) »identisch erkanntes Lautgebilde allmählich zum Träger mannigfaltig verschiedener, oft weit auseinander liegender Bedeutungen geworden ist, indem sukzessiv die eine Bedeutung als Hinweis oder innere Form für eine oder mehrere benützt wurde. Man mag dies eine »Entwicklung der Bedeutung auseinander« nennen; nur beachte man dann wohl, daß dabei unter 'Bedeutung' nicht der bezeichnete Gedanken zu verstehen ist,¹ sondern daß der Ausdruck als Verbalsubstantiv steht und so viel wie »das Bedeuten« (die Funktion des Bezeichnens) heißt. Nur in diesem Sinne ist die Etymologie eine Geschichte des Übergangs der Bedeutungen ineinander. Aber daraus ohne weiteres eine Entwicklung der bedeuteten Begriffe auseinander zu machen, wäre eine grobe Verwechslung.

So ist z. B. die Vorstellung: *etwas mit der Hand umschließen* (begreifen) zur inneren Form geworden für die Bezeichnung des Begriffes: *Einsehen oder Verstehen*. Aber töricht wäre es, zu meinen, der Begriff des psychologischen Vorganges habe sich aus demjenigen jenes physischen umgewandelt oder irgendwie verfeinert. Er mußte vielmehr wie alle anderen Begriffe von Psychischem aus Erfahrungen sui generis abstrahiert werden² und nur um einer Analogie willen, die sich aufdrängte, wurde eine schon gebräuchliche Bezeichnung für etwas Psychisches auf die neue und toto genere verschiedene Vorstellung übertragen.³ Nur die Namengebung für jene Inhalte, nicht ihr begriffliches Erfassen, hat sich also auseinander entwickelt.⁴ Es ist also ein Irrtum zu glauben, die Begriffe hätten sich durchweg entwickelt wie die Bezeichnungen; 'Bedeutungswandel' im üblichen Sinne ist demnach meist 'Bezeichnungswechsel'. Wenn wir an Fälle denken, wie: [Länge des Raumes — der Zeit; helle Farben — Töne; König im Reiche, König auf dem Schachbrett, König

¹ Von mir gesperrt.

² Ich verweise bezüglich Erläuterung des Terminus 'Begriff' auf: (III) p. 96 ff.; (IV) p. 166 (Note); (VI) p. 242 f.; (VIII) p. 566 ff.

³ Von mir gesperrt.

⁴ (V) p. 90.

der Tiere, Eisenbahnkönig usw.], so handelt es sich um Bezeichnungsübertragung vermittelt f. i. Sprachform (und zwar auf Grund des Verhältnisses der Analogie) auf toto genere verschiedene Bedeutungen, die sich niemals irgendwie hätten auseinander entwickeln können. Es ist demnach ein fundamentaler Irrtum *M. Müllers* und *Wundts*, 'Bedeutungswandel' und Begriffsentwicklung zu identifizieren. Ich muß mich begnügen, auf *Martys* weitere Ausführungen zu dieser überaus wichtigen Frage zu verweisen.¹

Anmerkung.

Aber geradezu absurd wäre es zu meinen, *M.* hätte eine Ausbildung oder Entwicklung der Bedeutungen an sich geleugnet. *M.* sagt z. B.: »Würde man bloß bei den durch Synthese entstandenen Begriffen von Umwandlung sprechen, so ließe sich dem ein Sinn abgewinnen. Oft hat sich, wie die Sprachgeschichte zeigt, eine Begriffszusammensetzung, welche die Bedeutung eines Ausdrucks bildete, ganz allmählich geändert, indem, zunächst in ganz verschwommener Weise, neue Momente in sie aufgenommen oder andere fallen gelassen wurden. Das mag man eine in der Sprachgeschichte erkennbare Umwandlung eines Begriffes nennen, obschon man genauer auch hier von einer Sukzession und einem Wechsel mehrerer spräche, mit denen dasselbe Zeichen verknüpft blieb.«² Desgleichen weist er wiederholt auf die Unterschiede der begrifflichen Gebilde hin, einerseits im primitiven Zustand der Menschheit, beim Kinde, andererseits im vorgeschrittenen Stadium oder in der Wissenschaft.³ Doch, glaube ich, ist es unnötig, auf diese Selbstverständlichkeit hinzuweisen. Wichtig dagegen ist es gerade in diesem Punkte, Sprachform und Bedeutung auseinanderzuhalten und nicht zu meinen, wenn ein Bezeichnungsmittel mit einer neuen Bedeutung verknüpft erscheint, diese hätte sich unter allen Umständen aus der früheren herausentwickelt. Niemand wird dies z. B. für die Metapher behaupten wollen, aber auch die sonstigen Übertragungen sind so zu beurteilen. Im übrigen trafen wir auch auf diese Gedanken schon in *M.*'s Ausführungen im 'Farbensinn' (vgl. p. 13 f.).

Die Frage nach dem 'Bedeutungswandel' ist also im weitesten Ausmaß die Frage nach den Gesetzen der f. i. Sprachform, nach den Faktoren und Motiven, welche die Wahl der vermittelnden Vorstellungen bedingen, nach den Vorgängen auf dem Gebiete der Phantasietätigkeit und Ideenassoziation im Dienste der Aufgabe: »ohne Plan und Verabredung ein Ganzes von genügenden Bezeichnungsmitteln für die reiche Fülle der Erscheinungen unseres inneren Lebens und seiner Inhalte aufzubauen«.⁴

Auf Schwierigkeiten, die hier noch insbesondere die historische Forschung betreffen, will ich später zu sprechen kommen, wenn wir uns in die damit verknüpften soziologischen Probleme einigen Einblick verschaffen wollen.

¹ Vgl. (III) p. 88; (V) p. 88; (VIII) p. 527 ff.; p. 565 ff. (p. 569; p. 597).

² (V) p. 91 (Note).

³ Vgl. (VIII) p. 478; p. 567 ff.; p. 632 (Note I); p. 701 ff. (passim; über die Kindersprache).

⁴ (V) p. 97 (Note).

39. Nicht minder wichtig, wie 'Bedeutungswandel' im gewöhnlichen Sinn und die Entwicklung der Begriffe auseinanderzuhalten, ist es, *prima appellata* und *prima cogitata* nicht zu verwechseln. Wenn also etwa die etymologische Forschung zeigt, daß die frühesten Bezeichnungen solche für Erscheinungen aus der physischen Welt waren, daraus zu schließen, die Begriffe aus diesem Gebiete hätten sich auch zuerst entwickelt. »Daß in den verschiedensten Sprachen die Ausdrücke für Psychisches, soweit immer ihr Ursprung zu erkennen ist, von Physischem hergenommen sind, ist schon oft betont worden und man hat daraus gefolgert, daß Begriffe von Vorgängen des inneren Lebens erst entstanden seien, nachdem jene anderen Begriffe für Physisches gebildet waren, die wir als innere Form für deren Bezeichnung dienen sehen. Ich kann diesen Schluß nicht für gerechtfertigt halten. Denn wer bürgt uns dafür, daß man nicht schon zuvor psychische Zustände durch Gebärden benannte, teils durch solche, welche den eigenartigen Verlauf derselben nachahmend darstellten (auch unsere Wortbezeichnungen für seelische Vorgänge haben ja zur inneren Form vielfach die Vorstellung von Bewegungen, welche als jenen Zuständen analog empfunden werden — wir sprechen von Hinneigung und Abneigung, Annehmen und Verwerfen, schwankendem Urteil u. dgl.), teils durch solche, welche die mit ihnen verbundenen unwillkürlichen Äußerungen (die instinktiven Ausdrucksbewegungen) und die zweckmäßigen Handlungen, zu welchen sie antreiben, irgendwie nachbildeten? Nur die Bezeichnung durch konventionelle Laute schob sich hinaus; sie wurde . . . überholt durch die Ausbildung der Namen für Sinnliches und insbesondere Sichtbares und lehnte sich dann naturgemäß an diese an, sie in kühnen Metaphern und Metonymien, wie es jene Gebärden auch waren und sind, auf das Seelische übertragend.«¹ Für die physischen Phänomene hatten sich frühzeitig konventionelle Lautzeichen ausgebildet nicht deshalb, weil sie allein zuerst begrifflich aufgefaßt worden wären, sondern weil die physische Welt »gemeinsamer und in der Regel dauernder Beobachtung« offen lag. So konnten sich gerade für diese Sphäre am leichtesten und natürlichsten traditionelle Bezeichnungen einbürgern. Daß aber der primitive Mensch bereits im Besitze von Begriffen seelischer Vorgänge gewesen — wenn auch verschwommener und vager Natur —, ergibt sich nach M. schon aus der vitalistischen Naturauffassung primitiver Kulturstufen.²

Auch in dieser Hinsicht darf also Bezeichnungs- und Begriffsbereich nicht verwechselt werden.

40. Ehe ich nun zum letzten und für den historisch orientierten Sprachforscher interessantesten allgemeinen Problem der f. i. Sprachform, zur Frage, wie weit läßt sich etwa aus dieser Erscheinung auf die Volkskultur schließen, übergehe, wollen wir noch vorher ein Gebiet betrachten, das ich bisher mit Absicht aus dem Fragenkomplex ausgeschieden habe, um es im Zusammenhang darstellen zu können:

¹ (V) p. 75.

² (V) p. 75 (Note); weiter (X).

Wie zeigt sich die f. i. Sprachform auf dem Gebiete der Syntaxe?

Was zunächst den Terminus Syntaxe betrifft, so hat M. sich wiederholt klar darüber ausgesprochen. Er nennt Syntaxe eine Kombination von sprachlichen Zeichen, die als **Ganzes** eine Bedeutung oder Mitbedeutung, kurz eine Funktion haben, welche den einzelnen Elementen für sich nicht zukommt.¹

Es ist leidlich bekannt, wie dieser Terminus in der grammatischen Nomenklatur schwankt. Da haben wir wieder ein Beispiel dafür, wie inkonsequent man zwischen formalen und inhaltlichen Gesichtspunkten hin und her schwankt (vgl. Note 3, p. 24). M. nimmt Anstoß an der Definition 'Syntax' als Lehre von dem Satze oder der Satzbildung. Er meint, diese Begriffsbestimmung sei einerseits »zu weit: denn auch Ausdrücke, die keine Mehrheit von Satzgliedern aufweisen, wie *scribo, lego, wehe! halt!* u. dgl., sind der Bedeutung nach wahrhafte Sätze; andererseits zu eng, denn es gibt Wortfügungen, die nicht Sätze im gemeinüblichen Sinne, d. h. nicht wirkliche oder fiktive Reden,² sondern bloß Namen sind, aber ganz analoge Erscheinungen aufweisen, wie die, welche man bei der Satzbildung syntaktische nennt. Man denke an Gebilde, wie: *Ein Vater von fünf unerzogenen Kindern, der eine schlecht bezahlte Stelle bekleidet* u. dgl. Und wie bei der Bildung von Namen Syntaxe in unserem Sinne im Spiele ist, so sogar bei derjenigen von synsemantischen Zeichen; wie denn z. B. die Wendung 'In Hinsicht auf die Frage, ob A sei oder nicht' gewiß eine Wortfügung zu nennen ist, aber bloß mitbedeutende Funktion hat.«³ Mit anderen Worten: Syntax ist eine Ausdrucksmethode, die sich mit keiner bestimmten Bedeutungskategorie deckt: wir treffen sie in der Sprache vielmehr bei allen Bedeutungsgruppen, bei Namen, Aussagen, Emotiven, d. h. *bei den Autosemantika*; desgleichen *bei den Synsemantika* (z. B. Kasus, Tempora usw.). Stellt man in der Sprachbetrachtung Form und Bedeutung gegenüber, so ergibt sich daraus, daß *Syntax* zur Formgebung gehört und daß die übliche Gliederung der Grammatik eine Durchkreuzung von Form- und Bedeutungslehre darstellt. Doch darüber mehr an anderem Orte.

Wir müssen hier zunächst zurückkehren zu Gedanken, die M. 41. bereits im 'Ursprung' geäußert hat. Er spricht da über die Aufgabe der Syntaxe in der aktuellen Rede (deskriptiv) und dann über ihre Genesis (genetisch).

Unsere Rede stellt sich gewöhnlich als eine Zusammenfügung, als Syntaxe von mehreren sprachlichen Zeichen dar, die verschiedenen Funktionswert haben. Eine Reihe von ihnen hat nur im Zu-

¹ Vgl. (I) p. 107; (V) p. 92; (VI) p. 221; (VIII) p. 532 f.

² Vgl. (VIII) p. 476: Reden, d. h. Aussagen und Emotive (sowie Vorstellungssuggestive in Redeform als 'fiktive' Reden).

³ (VIII) p. 533.

sammenhang mit anderen eine gewisse Bedeutung (nur synsemantische Funktion). Es sei gleich hier bemerkt, daß M. in gewissem Ausmaß auch der Wortstellung und den Akzentfaktoren synsemantische Funktion zuerkannt hat.

In der aktuellen Rede, so führt er dort aus,¹ hat die Syntax und die in ihr auftretenden, bloß mitbedeutenden Zeichen eine doppelte Aufgabe.

1. Für den Ausdruck begrifflicher Vorstellungen besitzt die Sprache nicht immer einfache Namen, sondern es werden für 'zusammengesetzte Inhalte', d. h. Begriffssynthesen, häufig 'zusammengesetzte'² Namen gebildet, und zwar »aus Bezeichnungen, die sonst für sich allein einzelne Bestandteile jener Inhalte zu benennen dienen, und neben ihnen fungieren auch wieder — hier zum Ausdruck der reinen Vorstellung beitragend — bloß mitbedeutende Zeichen von der oben erwähnten Art, die den Sinn der übrigen ergänzen oder modifizieren, so daß er sich dem Hörer zu einem einheitlichen Ganzen verknüpft« (z. B. der Erzieher Alexander des Großen; das Haus im Garten usw.).

2. Die Sprache bildet aber weiterhin durch diese Mittel die Ausdrücke für Aussagen und Emotive (Urteile resp. Wünsche, Gefühle jeder Art, Fragen u. dgl.). Da gedanklich bei diesen psychischen Phänomenen stets Vorstellungen die Basis bilden, über die geurteilt wird oder an der irgendwie ein Interesse kundgegeben wird, und da diese Vorstellungen sprachlich oft durch elementare Zeichen zum Ausdruck gebracht werden, so bedarf die Sprache gewisser Ergänzungsformeln oder sonstiger Mittel, durch welche jener Vorstellungsausdruck auch sprachlich zur Aussage oder zum Emotiv ergänzt wird ('es gibt', 'möchte ... sein', Stellung, Akzent u. dgl.).

42. Wie steht es denn nun um die Genesis solcher syntaktischer Ausdrucksweisen und wie ist man überhaupt zum Gebrauche von bloß mitbedeutenden Zeichen (Synsemantika) gekommen?

Wir kennen schon M.'s Ansicht über das Verhältnis von Denken und Sprechen: Gedanke und Sprachform stehen keineswegs in strikter oder gar organischer Parallele. Das gilt nun ebenso für die zu erschließenden primitiven Sprachanfänge.³ Durch die Aussageformeln, wie sie uns geläufig sind (etwa finit. Verb, Kopula, 'es gibt'), ist nicht etwa das Urteil überhaupt erst zur sprachlichen Bezeichnung gelangt, noch viel weniger natürlich gleichzeitig mit solchen Ausdrucksformen erst entstanden; auch dürfen wir uns nicht vorstellen, daß die ersten sprachlichen Bezeichnungen etwa Ausdrücke für Dingbegriffe oder deren Eigenschaften gewesen seien. Die ersten sprachlichen Zeichen waren weit davon entfernt, reine

¹ (I) p. 107 ff.

² (I) p. 109 und Note: Zusammengesetzte Namen nennt M. jeden Ausdruck, der sowohl selbst- als mitbedeutende Elemente enthält; der Terminus ist nicht mit der grammatischen 'Zusammensetzung' zu verwechseln.

³ (I) p. 116 ff.; (IV) p. 217 ff.; (VIII) p. 477 ff.

Vorstellungsausdrücke zu sein; sie waren vielmehr Emotive (Wünsche, Bitten, Befehle u. dgl.; vgl. unsere Emotive: Wasser! Feuer!);¹ je nach der Situation, dem Zusammenhang konnten sie dann auch Urteile zum Ausdruck bringen. Aber schon abweisende Emotive oder negative Urteile bedingten irgend ein modifizierendes Zeichen, das auch im Ausdruck das Nichtwünschen oder die Verwerfung zu erkennen gab; setzte sich nun dafür schließlich ein gewisses sprachliches Zeichen (nach welchem immer gegebenen Assoziation, also wohl mit einer f. i. Sprachform gebildet)² fest und bildete sich ein Brauch in dieser Richtung aus, so konnte sich aus dieser Verbindung derjenige Ausdruck, der früher allein das positive Emotiv oder das bejahende Urteil bedeutete hatte, als bloßer Vorstellungsausdruck ablösen. Und nun mußte für die Bejahung eine besondere Bezeichnung gesucht werden (Gebärde oder sprachlicher Ausdruck etwa demonstrativer Art oder durch sonstige Assoziationsvermittlung verständlich).³ Diese modifizierenden Zeichen waren ursprünglich selbstbedeutend; als modifizierende verwendet, wurden sie zugleich mit jenem, mit dem sie in Verbindung traten, mitbedeutend. Kurz, wir können so im Prinzip begreifen, wie Autosemantika durch Syntaxe unter Vermittlung der f. i. Sprachform zu synsemantischer Funktion gelangen, weiter wie ursprünglich primitive elementare Sprachzeichen für Emotionen und Urteile zu Vorstellungssuggestiven (Namen) werden konnten, wie sich mit anderen Worten *die grammatische Kategorie des 'Substantivs'* aus den vorhandenen Sprachmitteln lösen konnte. Solche modifizierende Ausdrucksmittel für den Urteilsausdruck konnten dann auch mit dem Vorstellungsausdruck zusammengesetzt werden und mit ihm verschmelzen (*Beginn der grammatischen verbalen Kategorie*).³

Ähnlich erging es nun weiter auf dem Gebiete der entstandenen Ausdrücke für Vorstellungen;⁴ es fanden da vielerlei weitere Übertragungen statt. Das Interesse der Deutlichkeit verlangte nun Abhilfe und, wie man zunächst verschiedene Bedeutungen durch Zuhilfenahme der Situation oder einer begleitenden Gebärde mit einem Sprachzeichen deckte, so kam man jetzt

¹ Wie überhaupt weit mehr, als man gewöhnlich meint, die primitiven Ausdrucksmethoden auch in den heutigen Sprachzuständen erscheinen (vgl. Wegener, 'Wortsatz', Idg. F. 39).

² Vgl. (I) p. 117: M. verweist auf Gebärden von Taubstummen: zum Zeichen der Einsicht und des Verständnisses 'an die Stirn zeigen und Freude äußern', bei Nichtwissen dieselbe Gebärde mit trauriger Miene. Hier zeigt sich die 'innere Sprachform' auf dem Gebiete der Gebärdensprache, zugleich der Übergang autosemantischer Gebärden zu synsemantischen. Vgl. auch frz. ne—pas, ne—point (VIII) p. 524 (Note 1), p. 565 (Note).

³ Schon aus diesen skizzenhaften Ausführungen erhellt, welcher fundamentaler Gegensatz zu dieser Ansicht etwa die Meinung ist, erst mit dem Aufkommen der verbalen Kategorie sei begriffliches Denken zu gewärtigen!

⁴ Über die primitiven Namen vgl. (VIII) p. 478—479.

auch dazu, für gewisse verschiedene Bedeutungen und Funktionen zum elementaren Vorstellungsausdruck einen zweiten selbstbedeutenden sprachlichen Ausdruck zu setzen, der die neue Bedeutung direkt oder indirekt vermitteln half. »Für den Gedanken 'im Hause' diene wohl zuerst eine hinweisende Gebärde, und wenn man ein Lautzeichen anwenden wollte, etwa ein solches, das sonst auch 'Haus' schlechtweg bedeutete. Später differenzierte man beide Gebrauchsweisen, indem man in dem Falle, wo 'Haus' etwas zum Hause in Beziehung stehendes (die Orte innerhalb der Mauern) bezeichnete, ein Zeichen hinzufügte, welches jene Beziehung irgendwie anzudeuten versprach. Man sagte also etwa, wie heute noch der Chinese, 'Haus Inneres' oder 'Haus Mitte' und der Zusammenhang hatte beiden Wörtern einen einheitlichen Sinn zu unterlegen und sie zu einer bloß mitbedeutenden Funktion herabzudrücken.«¹ Auch in diesem Falle wirkt die f. i. Sprachform; eine relative Bestimmung des Ortes wird bezeichnet durch den sprachlichen Ausdruck für etwas, was auf Grund der Beziehung nach Kontiguität mit der Örtlichkeit verbunden gedacht werden konnte; zugleich wird das Autosemantikon im Vereine mit dem so ergänzten Ausdruck zu einem Synsemantikon. Durch Bildung solcher Art entstanden syntaktische Gewohnheiten und ähnliche Fügungen. Und von da aus ergab sich dann wiederum die Möglichkeit weiterer Übertragungen mittelst der f. i. Sprachform: örtliche Relationen werden auf zeitliche übertragen und weitere metaphorische Verwendung greift Platz (vgl. im Hause : im Jahre : ich trage diesen Gedanken in mir : das ist in meiner Macht : die Wahrheit besteht in Folgendem : machen Sie mir ein Bild in der Größe).

Auch auf dem Gebiete der Ausdrücke für Vorstellungen konnten dann solche syntaktische Fügungen enger formell verschmolzen werden, wobei der modifizierende Ausdruck »ob seiner untergeordneten Stellung zuerst den Ton verlor, und dann auch größere Einbuße an seiner früheren Gestalt erlitt.«² So denkt sich M. die Entstehung der Präfixe, Suffixe und Flexionen.³ Aber auch wenn keine derartige Verschmelzung erfolgte, konnte entweder die früher selbständige Verwendung des modifizierenden Elements zurücktreten oder, wo dies nicht der Fall war, Funktionsdifferenz im Falle synsemantischer Verwendung durch Akzentminderung zu Kürzungen, Umformungen u. dgl. führen. Dieser Art seien, meint M., unsere Partikeln 'in', 'mit' usw. Schon in dieser ersten Schrift berührt der Autor auch die Frage nach den Beziehungen zwischen Wortstellung und Flexion⁴; ich komme noch auf diesen Punkt zurück.

¹ (I) p. III.

² (I) p. II3—II4.

³ Später hat M. dann gelegentlich zur Adaptionstheorie, die heute bekanntlich im wesentlichen durch Hirt vertreten wird, besonders Stellung genommen; vgl. (VIII) p. 669 (Note)! Wir werden darauf noch zu sprechen kommen.

⁴ (I) p. II4 f.

So sehen wir also, wie sehr auch für die Aus- 44.
bildung der Syntaxe die f. i. Sprachform das eigent-
liche zentrale Problem bildet; das Entstehen der
Synsemantika (d. h. die übertragene Verwendung von
ursprünglich selbstbedeutenden Ausdrücken zur blo-
ßen Mitfunktion), weiter neuerliche metaphorische
Verwendung in der Sphäre der Synsemantika selbst
(vgl. Präposition 'in'), all diese Erscheinungen finden
so ihre prinzipielle Erklärung.

M. hat allerdings in seiner ersten Schrift diese terminologische
Gebrauchsweise noch nicht verwendet; der Sache nach aber
liegen auch für diesen Fragekomplex im 'Ursprung' die Funda-
mente seiner späteren Ansichten. Sehr klar hat er sich später über
dieselbe Frage geäußert, daß nämlich die syntaktische, d. h. synseman-
tische Verwendung von Sprachmitteln durch übertragenen Gebrauch
ursprünglicher Autosemantika zu stande gekommen sei: »Es war
eine notwendige Folge der planlosen Art, wie überhaupt un-
sere Sprachmittel zu ihren Funktionen gekommen sind, daß diese
synkategorematische (d. i. *synsemantische* oder *mitbedeutende*) Ver-
wendung von Lautzeichen sich nur im Anschluß an einen zuvor
bestehenden kategorematischen (d. i. *autosemantischen* oder *selbst-
bedeutenden*) Gebrauch derselben entwickeln konnte. Die sogenan-
ten grammatischen Formen, Flexionen, Partikeln usw. sind insgesamt
aus Namen oder gar aus primitiven Sätzen hervorgegangen. Dabei
wurde die Vorstellung jener früheren, irgendwie verwandten Be-
deutung anfänglich mit erweckt; ja sie war das, was zunächst ins
Bewußtsein trat und neben dem Zusammenhang aller Umstände
dazu beitrug, den Hörer auf den neuen Sinn, den er nun mit dem
Ausdruck verbinden sollte, zu führen. Sie bildete also eine synt-
aktische innere Form. Und obschon hier diese Reminiszenzen aus
verschiedenen Gründen und Hand in Hand mit weitgehender Ein-
schrumpfung der Lautgestalt, rascher zu verbleichen und aus-
schließlich der direkten Assoziation zwischen Zeichen und Bedeutung
das Feld zu überlassen pflegten, so sind doch immerhin noch man-
che in den verschiedenen Sprachen lebendig oder wenigstens leicht
zum Leben zurückzurufen. Wie denn jeder noch bemerken oder
sich leicht klar machen kann, daß unser 'haben' als Zeichen für
die Vergangenheit ursprünglich mit dem Verbum für Besitzen iden-
tisch war, daß das französische *-ment* als Adverbialendung aus
lat. *mente* entstanden ist, daß die Partikeln 'bloß' und 'gar' mit
den gleichlautenden Adjektiven, 'mittels' mit Mittel, 'kraft' mit
Kraft, 'weil' mit Weile, die Konjunktion 'während' mit dem Partizip
von wahren, 'χαρίς' mit χάρις zusammenhängt und überhaupt manche
Präpositionen und Adverbien deutlich aus Kasus von Adjektiven
oder Substantiven, manche Konjunktionen aus Adverbien und Pro-
nomina hervorgegangen sind. Der Sprung vom kategorematischen
(= selbstbedeutenden) zum synkategorematischen (= mitbedeuten-
den) Gebrauch eines Sprachmittels war überall ein besonders kühner.
Der Wink, den eine solche Verwendung eines Zeichens, welches
sonst als Name oder gar als Satz diente, in der ganz neuen Rich-

tung bot, war ein sehr vager und unangemessener und konnte zunächst nur durch den Zusammenhang und die Gunst der Umstände, die die richtige Auslegung nahelegten, verständlich werden. Auch hier auf dem Gebiete des synkategorematischen Ausdrucks, ja hier ganz besonders wird darum wieder gelten, daß zuerst der sinnlichen Anschauung Naheliegendes in dieser Weise Bezeichnung fand, insbesondere lokale Verhältnisse, auf die die gemeinsame Aufmerksamkeit von Sprechenden und Hörenden leicht und dauernd hingelenkt werden konnte. Die Bedeutung dieser zunächst verständlich gewordenen Zeichen mußte dann weiter als innere Form dienen für die Beziehung temporaler, kausaler und konditionaler und anderer der sinnlichen Wahrnehmung ferner liegender Beziehungen. (Man denke an unser 'indem', 'nachdem' als Bezeichnung für temporale, an dieselben und an 'da' als Partikel für kausale Verhältnisse.) Eine solche Vorstellung, ein Bild galt dabei der Phantasie als genügender Anhalt für eine ganze Reihe verschiedener übertragener Bedeutungen, wie dies jeder Blick auf die Vieldeutigkeit unserer Kasus, Präpositionen, Konjunktionen usw. lehrt. Umgekehrt können zum Ausdruck desselben Gedankens nicht bloß in verschiedenen, sondern auch in derselben Sprache syntaktische Zeichen mit verschiedener innerer Form, verschiedene sogenannte grammatische Kategorien, Verwendung finden. Beides aber ist — indem man auch hier innere Form und Bedeutung verwechselte — vielfach übersehen worden. Man hat, wo verschiedene syntaktische Ausdrucksweisen denselben Inhalt deckten, die Identität des letzteren verkannt und umgekehrt die Vieldeutigkeit gewisser grammatischer Kategorien übersehen, weil dasselbe Bild, dieselbe innere Form die verschiedenen Bedeutungen begleitet.«¹

45. Im Anschluß daran seien nun einige Probleme verfolgt, die M. immer wieder beschäftigt haben; mir kommt es hier besonders darauf an, die prinzipiellen Gesichtspunkte darzustellen. An eine erschöpfende Erörterung ist überhaupt nicht zu denken, um so weniger, als es M. selbst nicht gegönnt war, den ganzen Komplex dieser Fragen in geschlossenem Zusammenhang eingehend zu behandeln. Dies hätte im II. Band seiner 'Untersuchungen' geschehen sollen; leider ist das Werk ein Torso geblieben.² Aber gerade auf diesem weniger begangenen Boden sind auch für die Sprachwissenschaft noch die wichtigsten Aufgaben zu lösen.

Ich gliedere zunächst nach zwangslosen Gruppen und beginne mit dem Gebiete des Urteiles.

A. Das Urteil resp. sein sprachlicher Ausdruck: die Aussage.

46. Wir können auf die folgenden Probleme nicht mit Aussicht auf allseitiges Verständnis zu sprechen kommen, ohne eine

¹ (V) p. 92—94.

² Einzelnes hoffe ich vielleicht in absehbarer Zeit aus dem Nachlaß veröffentlichen zu können.

knappe Erläuterung der Urteilslehre M.'s zu geben, die ihrerseits auf den Anschauungen Brentanos fußt. Ich basiere meine Erörterungen im wesentlichen auf die klare Darstellung der Frage in der Abhandlung M.'s 'Über die Scheidung von grammatischem, logischem und psychologischem Subjekt resp. Prädikat' ((VII) 1897).

Mit Brentano scheidet M. einfache und Doppelurteile. Ein einfaches Urteil (auch Existentialurteil) ist jedes Glauben oder Leugnen, Anerkennen oder Verwerfen; dieses urteilende Verhalten kann sowohl auf einen einfachen wie auf einen zusammengesetzten Vorstellungsinhalt bezogen werden. Wenn ich sage 'A ist' oder 'A ist nicht', so habe ich A anerkannt oder geleugnet. Irgend ein Vorstellen (gleichgültig, ob A einfach oder zusammengesetzt ist) bildet also die notwendige Basis des Urteilens; aber das Wesen des Urteiles besteht nicht an sich in einer Verknüpfung oder Zusammensetzung von Vorstellungen, sondern ist ein psychisches Phänomen *sui generis*, nämlich das anerkennende oder ablehnende Verhalten gegenüber dem, was ich vorstelle. Dieses Phänomen ist als letzte psychische Tatsache hinzunehmen. In unserer Sprache gelangen solche einfache Urteile gewöhnlich durch den Ausdruck 'es gibt' zur Mitteilung: 'Es gibt ein Haus' u. dgl. bedeutet darnach nichts anderes, als das einfache Anerkennen des durch die begriffliche Synthese aufgefaßten Gegenstandes 'Haus'. Solche einfache Urteile liegen auch vor in: 'es regnet', 'es schneit', 'es friert mich', 'es hungert mich'; kurz, es handelt sich hier um jene sprachlichen Ausdrücke, die man gewöhnlich als Impersonalien, Existentialsätze oder auch als subjektlose Sätze zu bezeichnen pflegt. Das Gebiet dieser Aussagen reicht in der Tat so weit wie dasjenige des einfachen Urteiles; ihre eigentliche Bedeutung ist die einfache Anerkennung oder Verwerfung und nur in der Materie liegt, soweit sie einfach oder zusammengesetzt ist, ebenso wie im sprachlichen Ausdruck eine eigentümliche Kompliziertheit oder Besonderheit vor. Es hat aber keinen Sinn, bei derartigen Aussagen von gedanklichem Subjekt oder Prädikat zu sprechen, nur vom formellen, grammatischen Standpunkt aus liegen solche Redebestandteile vor.

Wenn ich aber z. B. sage »dieser Baum blüht«, so handelt es sich nicht mehr um ein einfaches Anerkennen; vielmehr muß ich in solchem Falle ein doppeltes tun: ich muß zunächst 'den Baum' als solchen anerkannt haben, und auf dieses erste anerkennende einfache Urteil baue ich ein zweites: das Zuerkennen des 'Blühens'. In diesem Falle haben wir es mit einem sogenannten Doppelurteil oder kategorischem Urteil zu tun; zwei Urteile sind miteinander verbunden, von denen das erste als Basis das *ὑποκείμενον* oder Subjekt genannt wird, während der daraufgebaute und ohne den ersten nicht denkbare Teil, das Zusprechen (resp. Absprechen) einer weiteren Bestimmung, passend das *κατηγορεῖν*, das 'laut verkündete' oder praedicatum heißt. Subjekt und Prädikat sind also gedanklich nur im Doppelurteil gegeben, sie sind an sich keine begrifflichen Vorstellungen, sondern Urteile oder, wenn man will, die Teile eines Doppelurteiles. Wiederum sehen wir bei Annahme dieser Urteilslehre, wie die grammatikalische Nomenklatur die

Termini S. und Pr. doppeldeutig oder vieldeutig verwendet, wenn sie zwischen gedanklichem und sprachlichem S. und Pr. keinen klaren Unterschied macht. Solche Doppelurteile liegen mit Rücksicht auf den sprachlichen Ausdruck sicher vor, wenn als Subjektausdruck ein Demonstrativ- oder Personalpronomen (selbständig oder adjektivpossessivisch) erscheint, wenn das S. durch ein hinweisendes Adverb determiniert ist u. dgl. Wir bilden solche Doppelurteile, so oft wir an einem, gewissen Bestimmungen nach bereits bekannten Gegenstand eine weitere Bestimmung oder Beziehung, ein bisher nicht beachtetes Moment, kurz einen neuen Teil (im weitesten Sinne) irgend welcher Art entdecken. Diese Doppelurteile traten also auf, sobald der Verstand anfang, dasjenige, was uns die innere oder äußere Erfahrung darbietet, zu analysieren und sich zu verdeutlichen, Teile in mannigfaltigem Sinn an ihnen zu unterscheiden und sie auf das Ganze zu beziehen. Nach M. geht Hand in Hand mit diesem urteilenden Verhalten die Bildung von Begriffen und Namen wie 'Rotes-Rundes', d. h. Vorstellungsverbindungen, die erst durch Reflexion auf jene prädikativen Urteilssynthesen möglich waren; es entstehen also neue Einheiten von Vorstellungselementen, die ihren Sinn prädikativen Urteilen entlehnen. Diese zusammengesetzten Begriffe sind an sich keine Urteile, wohl aber liegt die Vorbereitung für ihre klare Vergegenwärtigung, also ihre Voraussetzung in Urteilen.¹

Aus der großen Bedeutung, welche Doppelurteile für den Aufbau und die Entwicklung unserer Gedanken hatten und haben, begreift es sich, daß der eigentümliche sprachliche Ausdruck, der sich jeweilig für sie herausbildete, das Übergewicht über jede andere sprachliche Form der Urteilsäußerung gewann.

Soviel im allgemeinen über das Wesen des Urteiles und nun zu einigen Erscheinungen, welche speziell das Problem der inneren Sprachform berühren.

1. Das Subjekts- und Prädikatswort in sogenannten kategorischen Aussagen.²

47. Wir können da beobachten, wie gewisse Gruppen von kategorischen Aussagen zu Ausstrahlungszentren für f. i. Sprachformen werden, indem die in solchen Aussagen ausgedrückten wahrhaften Relationen als Begleitvorstellungen auch in anderen Fällen wirksam bleiben, wo in Wahrheit die Bedeutung eine verschiedene ist.

¹ Es mag dahingestellt bleiben, ob derartige begriffliche Zusammensetzungen nur durch Reflexion auf ein Urteil entstehen.

² Vgl. (V) p. 95; (VI) p. 253 ff.; (VII) p. 316 (Note), 318 (Note); p. 330 ff.; (VIII) p. 135; besonders (X) 91 ff.!. Marty basiert auch da auf Brentano, hat aber doch vielleicht noch nicht die letzten Konsequenzen gezogen. Er behandelt zum Teil grammatikalische 'Abstrakta' noch in (VIII) als Namen. Ich verweise zu dieser Frage auf die Einleitung von O. Kraus zur Neuauflage von Brentanos Psychologie (Meiner; Leipzig 1924); Prof. Kraus bin ich für Aufklärung über diesen Punkt besonders verpflichtet.

So nahm unter den kategorischen Aussagen sicherlich stets jene Gruppe eine dominierende Stellung ein, in der Subjekt und Prädikat in der Relation von Substanz und Akzidens, kurz in dem Verhältnis der Inhärenz standen, mit anderen Worten, wo von einem wirklichen Ding eine Eigenschaft ausgesagt wurde: z. B. dieser Körper ist hart. Solche Fälle sind gewiß überaus häufig. Die Folge davon ist, daß dem sprachbildenden Bewußtsein die Vorstellung einer Substanz zum Typus des grammatischen Subjekts schlechtweg wurde und als Subjektwort eine sprachliche Kategorie, wie das 'Substantivum', entstehen konnte, eine Sprachform, die auch dort, wo sie nicht wirklich einen Substanzbegriff beinhaltet, von der Nebenvorstellung eines solchen begleitet ist.

Welche Bedeutung diese Erkenntnis nicht nur für die Sprachwissenschaft, sondern auch für die Philosophie besitzt, wird klar, wenn man sich vor Augen hält, daß alle sogenannten grammatischen 'Abstrakta' derartige fiktive Substanzbegriffe darstellen; es sind Synsemantika, die den Schein erwecken, als ob sie schon an und für sich ein Ding bedeuteten: z. B. Urteil, Vorstellung, Leben, Größe, Güte, Schönheit, Klugheit, Sprache, Bewegung; weiters kompliziertere Synthesen: Religion, Kunst, Kultur, Philosophie u. a. m. Auf die Verkennung dieser Verhältnisse gehen weitverbreitete und weittragende Hypostasierungen zurück; so wenn man etwa 'Sprache' oder 'Kultur' als etwas Reales, Selbstexistierendes auffaßt und darauf phantastische Hypothesen baut, wogegen in Wahrheit etwa 'Sprache' nicht anderes ist als eine in das Kleid eines Dingbegriffes gehüllte menschliche Tätigkeit, die ohne Individuen, welche reden, lesen und verstehen, überhaupt kein Dasein führt.

Grammatisches Subjekt und Substanz fallen also ebensowenig zusammen, wie das, was in der gewohnten Hülle eines Dingbegriffes auftritt, ein Ding bezeichnen muß.¹

»In analoger Weise aber wurde zum Typus des Prädikats das Akzidens, und ohne Schwierigkeit erkennt man, durch welche Umstände dabei noch weiterhin unter den Akzidentien oder Eigenschaften im weiteren Sinne gerade die dem zeitlichen Wechsel am meisten unterworfenen, und spezieller noch die Relationen des Tuns und Leidens, sich in den Vordergrund des Bewußtseins der Sprachbildner drängen konnten. Am frühesten und häufigsten war Anlaß, den bekannten Gegenständen ihre wechselnden Bestimmungen bald zu-, bald abzusprechen, und unter diesen konnten Tun und Leiden leicht eine besonders bevorstehende Stellung gewinnen, teils weil man — vitalistisch denkend — sie nicht bloß bei sich und den übrigen psychischen Wesen, sondern auch bei vielem in Wahrheit Unbeseelten wahrzunehmen meinte, teils indem man unter dem Antrieb der poetischen Lust am Schönen und Sinnigen Aus-

¹ Weiter ausgebaut hat Marty die Lehre von den Abstrakten unter Einfluß der Erkenntnisse Brentanos in (X); darüber nachher.

drücke für ein spezielles Handeln und Leiden in mannigfaltiger Weise auf andere Seinsbestimmungen des Leblosen und Unbewußten übertrug. (Da die Vorstellung von Psychischem unter sonst gleichen Umständen reizvoller ist als die von Physischem, mochte ja eine in der Sprache waltende poetische Tendenz auch Zustände und Vorgänge am Unbewußten mit Vorliebe unter dem Bilde der dem Beseelten eigentümlichen Züge des Handelns und Leidens anschauen.)

Wenn aber so die Mehrzahl der Prädikate sich in zwei Gruppen ordnete, von denen die einen die Vorstellung irgend eines speziellen Tuns, die anderen die eines Leidens, sei es als wirkliche Bedeutung, sei es als (poetisches) Bild erweckten, so ist nicht zu verwundern, daß dieser Unterschied sich in den grammatischen Kategorien des Aktivums und Passivums stehende Formen zu schaffen vermochte, Formen, die nun nach den allgemeinen, in der Sprache üblichen Methoden und Gewohnheiten auch auf alle übrigen Fälle der Prädikation übertragen wurden, wo man weder im Ernste, noch vermöge einer poetischen Stimmung an ein Tun oder Leiden denken wollte. Es konnte so unser indogermanisches Verbum finitum entstehen, und wenn nicht zum alleinigen Vertreter, doch zu einem notwendigen Element jedes Prädikats werden.

Kurz: der Begriff eines Dings und eines ihm inhärierenden Tuns oder Leidens gehörte in häufigen Fällen wirklich zu den Vorstellungen, die das Subjekts- und Prädikatswort erwecken sollte, und diese Absicht führte dazu, den betreffenden Worten einen daraufbezüglichen Charakter aufzuprägen. Dann aber wurden die jenem Zwecke adäquat gestalteten grammatischen Kategorien auch auf Prädikationen übertragen, wo es sich weder um Anerkennung eines Dings, noch um Zu- oder Aberkennung eines Tuns oder Leidens handelte. Was in anderen Fällen sinnvoller Absicht diente, wurde hier zwecklos, rudimentäres Glied, und die Vorstellungen, die dort zur Bedeutung gehörten, sanken hier zur bloßen inneren Sprachform herab.¹

48. Hiezu sei nur noch bemerkt, daß ganz analoge Verhältnisse, wie für 'Substantiv', 'Aktiv-Passiv', auch für andere grammatische Kategorien ('Adjektiv', 'Adverb', 'Kasus' u. dgl.) gelten; es soll damit nur gesagt sein, daß es ein weitverbreiteter Irrtum ist, hinter diesen formellen Gruppen adäquate einheitliche Bedeutungskategorien zu suchen oder jede derselben als denknotwendig zu erachten, sowie aus dem Fehlen oder der verschiedenen Ausdrucksmethode

¹ (VI) p. 255—256; Druck von mir gesperrt. Auf der Verkennung dieser Verhältnisse beruht auch die Meinung, die Ausbildung der grammatischen verbalen Kategorie spreche für ein gesteigertes Selbstbewußtsein, für einen Drang nach Tätigkeit u. dgl., der sich gleichsam in der Sprache objektiviere (Misteli); dazu (VI) p. 257—259.

einer solchen, weitreichende Schlüsse auf andere 'Denkformen' zu ziehen. Wir werden übrigens im folgenden noch Gelegenheit haben, auf diesen Fragenkomplex zurückzukommen.

2. Die Form der kategorischen Aussage in anderen Bedeutungskategorien.

a) Die Frage nach der Natur der sogenannten 'subjektlosen' Sätze — der Impersonalien und Existentialsätze — hat verschiedene Beantwortung erfahren. Ich habe M.'s Meinung darüber bereits in den früheren Ausführungen mitgeteilt: nach ihm handelt es sich bei ihnen um einfache Urteile, die also gedanklich überhaupt nicht Subjekt und Prädikat haben. Nun aber läßt sich nicht leugnen, daß ihre Form den Eindruck erweckt, als seien es kategorische Aussagen. M. hat die Frage (in **(III)** und **(VI)**) gründlichst behandelt und dargetan, daß es sich in der Ausbreitung der kategorischen Aussageformel (es regnet usw. mit grammat. S. und Pr.) um einen Einfluß dieser Doppelurteile handle. Die zweigliedrige Aussageformel als die häufigste wurde übertragen auf einfache Urteile; die Vorstellung des Vorhandenseins von S. und Pr. blieb, war aber nur mehr Begleitvorstellung, d. h. f. i. Sprachform. Es muß betont werden, daß M. aber bezüglich der Genesis dieser Form der 'subjektlosen' Sätze der Meinung ist, diese Gebrauchsweise sei eben von Fällen ausgegangen, in denen 'es' als wahrhaftes Subjektswort fungierte.

b) Analoge Verhältnisse treffen wir mitunter auch im Bedeutungsbereich der Emotive an. Die interesseheischenden Äußerungen (Wünsche, Befehle u. dgl.) sind des öfteren in die Form von Aussagen gekleidet; gewiß entscheidet in der aktuellen Rede der Zusammenhang und die Situation über die Bedeutung, gewöhnlich auch der Akzent. Trotzdem hat man sich durch die Form solcher Ausdrücke über ihr Wesen täuschen lassen und ihnen, wie den formgleichen kategorischen Aussagen, Subjekt und Prädikat, auch für ihre Bedeutung zuerkannt, wogegen bei dieser Bedeutungskategorie wohl ein Urteil die Materie des Wunsches, Willens usw. sein kann, das Emotiv selbst aber ein Phänomen *sui generis* darstellt, bei dem von Subjekt und Prädikat im eigentlichen Sinne nicht gesprochen werden kann. Solche Verwechslungen, die Natur des Urteils und der Interessephänomene betreffend, sind zum guten Teil wiederum auf die mit der Aussageform verknüpfte Vorstellung wahrhafter Prädikation, d. h. auf die innere Sprachform, zurückzuführen.¹

c) Schließlich sei noch kurz angedeutet, daß die Aussageform auch in 'Nebensätzen' erscheint, wo es sich gar nicht um Urteile, sondern um Vorstellungen von Urteilen oder prädikative Vorstellungssynthesen handelt. Urteile bilden für derartige Gedankenkomplexe wohl die Voraussetzung, aber ihre Bedeutung gehört dem Bereiche der Vorstellungen, nicht des Urteils an. M. hat hierüber nur ganz kurze Andeutungen gegeben;² ich möchte aber die Mei-

¹ Vgl. **(VII)** p. 323 ff.; dazu **(VIII)** p. 760 (Anmerkung zu p. 382).

² Vgl. **(VIII)** p. 137; p. 524.

nung äußern, daß wir in gewissen *Objektsätzen* (z. B. ich weiß, er wird kommen), in gewissen *Relativsätzen* (z. B. the man I saw yesterday), in der sogenannten *oratio recta* derartige Fälle vor uns haben, um nur einiges namhaft zu machen. Sobald es sich um berichtete *oratio recta* handelt, haben wir nichts wesentlich anderes vor uns, als einen Komplex von 'Objektsätzen', die in der Aussageform fingiert werden. Das Charakteristische der aktuellen Berichterstattung spielt als innere Sprachform herein. Ich möchte an anderem Orte über dergleichen Erscheinungen sprechen.

In diesen Beispielen sehen wir Fälle, in denen ein Autosemantikon synsemantische Funktion übernimmt, wobei jedoch die innere Sprachform des ersteren noch mithereinspielt.

B. Die figürlich innere Sprachform auf dem Gebiete syntaktischer Synsemantika.

a) Die Kasus.

52. Ich wende mich zuerst etwas ausführlicher demjenigen Problem zu, das M. in einer eigenen Schrift¹ verfolgt hat, nämlich der Frage nach dem Wesen der Kasus und der Rolle, welche die f. i. Sprachform bei dieser recht vielfarbigen Bedeutungskategorie spielt.

Gerade bei der Behandlung dieses Gegenstandes zeigt sich, wie wichtig die Scheidung einer deskriptiven und genetischen Betrachtungsweise ist und wie sehr etwa *Wundt* in dieser Richtung fehlgeht, wenn er beides vermengt.²

53. Im deskriptiven Teile der Untersuchung setzt sich M. zunächst mit *Wundts* Kasustheorie auseinander, die dieser Gelehrte der älteren logisch-lokalistischen gegenüberzustellen versucht hatte. Ich kann hier diese Kritik nicht im einzelnen beleuchten, aber darüber muß sich jeder unbefangene Leser klar werden: wie wenig die stetige Vermischung dessen, was zur Sprachform oder zur Bedeutung gehört,³ und das Hineintragen von bloßen Formunterschieden in das Gebiet der Bedeutung bei *Wundt* zur Klärung der Verhältnisse beiträgt; desgleichen wie unangemessen gegenüber den gegebenen Tatsachen *W.*'s Meinung ist, gewissen einzelnen formalen Kasus Kategorien (so dem Nominativ, Genitiv, Dativ, Akkusativ, d. h. den von ihm sogenannten Kasus der 'inneren Determination') entspreche im deskriptiven Sinne je eine adäquate, für

¹ (X); vgl. dazu M.'s Bericht »Über die Funktion der Kasus« in Bd. II/2 (p. 175 ff.) der Ges. Schriften, sowie *H. Pauls* zustimmende Kritik in der *Z. f. Psychologie*. Bd. 60 (1912).

² (X) p. 3.

³ (X) p. 20 ff.; dazu auch p. 50 f.: so vor allem, wenn *W.* äußere Unterschiede (synthetische und analytische Ausdrucksweise) auch in der Bedeutung sucht, als ob die Kasus der 'inneren Determination' Beziehungsformen bedeuteten, die in gewissen Begriffen selbst gelegen seien (nämlich den durch das regierende und regierte Wort ausgedrückten Begriff), während bei den anderen Kasus der 'äußeren Determination' zu solchen Begriffen Beziehungsformen noch äußerlich hinzukämen.

das Denken besonders unentbehrliche Grundbedeutung¹, wogegen der Bedeutungsbereich der übrigen formalen Kasusgruppen zwar auch denknotwendig sei, aber nicht überall und immer in gleicher Weise realisiert würde. Ersteres — das Vermengen von Form und Bedeutung — ist in Wundts Ansicht vom Ursprung der Sprache und ihrem Verhältnis zum Denken begründet; daraus fließt die Quelle für seine ganze Theorie. Er geht von der Erfahrung aus, daß manche Kasusformen durch 'äußere' Hilfsmittel, wie Präpositionen u. dgl., gebildet werden und, da er nun seiner nativistischen Ansicht nach hinter jedem Wort eine adäquate Vorstellung vermutet, so kommt er zu seiner These, daß, wo solche Bildung vorliege, zwischen den durch das regierende und regierte Wort ausgedrückten begrifflichen Beziehungen noch eine besondere äußerliche Beziehungsform dazukomme, die eben in der Präposition liege. Wie wir sehen, beruht dieser Mangel auf einer Verkennung der Tatsache, daß dieselbe Bedeutung sprachlich bald durch ein einfaches Wort, bald durch eine syntaktische Ausdrucksform zum Ausdruck gebracht werden kann; daß es sich also in solchen Fällen nur um einen Unterschied der Ausdrucksmethode, nicht um eine Differenz des ausgedrückten Gedankens handelt². Was das zweite betrifft, so hat M. meines Erachtens einwandfrei dargetan, daß die Wundtschen Kasus der 'inneren Determination' nicht Träger je eines generellen Begriffes, sondern vielmehr Träger eines ganzen Bündels von verschiedenartigen Bedeutungen sein können ((X) p. 32 ff.). Überdies hat sich Wundt in eine Reihe von Widersprüchen verstrickt, die allein schon genügen würden, um seine Lehre in Zweifel zu ziehen.³

Der Kardinalpunkt, an dem Wundt mit seiner Kritik gegenüber der früheren Auffassung (der logisch-lokalistischen Theorie) einsetzen zu müssen glaubte, ist folgender: Jede der früheren Theorien, so meinte W., hätte in gewissem Sinne recht. Die 'logisch-grammatische', wenn sie erkläre, daß jedes Kasusverhältnis zugleich ein Verhältnis logischer Beziehung oder Abhängigkeit sei, die lokalistische, wenn sie hervorhebe, alles Denken sei von Anfang an 'sinnlich-anschaulich'. Aber diese letztere hätte den Begriff des Räumlichen ungebührlich beschränkt. Die räumlichen Verhältnisse

¹ So sei der Nominativ der spezielle Subjektkasus als Korrelat einem Objekt gegenüber; der Genitiv Ausdruck des allgemeinen Begriffes der Zugehörigkeit; der Dativ der des entfernteren und der Akkusativ der des näheren Objekts; vgl. dazu (X) p. 38 ff.

² Wundts Meinung ging ja bekanntlich überhaupt dahin, daß man Psychologie in erster Linie aus der Sprache studieren müßte; ein schlagendes Beispiel hierfür ist seine Begriffslehre, mit der sich M. früher eingehend auseinander gesetzt hatte; vgl. (III) p. 93 ff. Derselbe Rückschluß findet sich aber auch auf dem Gebiete der Kasus, indem W. durch die vermeintliche Konstanz der vier grammatischen Kategorien Nominativ, Genitiv, Dativ, Akkusativ in den verschiedenen Sprachen verleitet wird, daraus auf eine Konstanz auf dem Gebiete der Bedeutung zu schließen; (X) p. 49 ff.

³ Vgl. (X) p. 36, 42, 49.

könnten für sich allein der Inhalt einer Anschauung und der von ihr getragenen Kasusform sein, aber auch alle anderen Beziehungen, die irgendwie durch Kasusformen zum Ausdruck kommen, seien immer zugleich auch räumlicher Art. Unsere Vorstellungen seien immer räumlich und zeitlich, und überall werde das räumliche und zeitliche Verhältnis mit vorgestellt. Wundt meinte also, bei der Bedeutung aller Kasus, auch dort, wo diese nicht bloß lokaler Natur sind, bildeten räumliche Vorstellungen irgendwie einen Bestandteil derselben; das Räumliche hätte also gewissermaßen eine Allgegenwart in den Kasusbedeutungen, wenn auch in verschiedenem Maße.¹

Darauf erwidert *Marty*: Es gibt erstens Kasus mit rein lokaler Bedeutung; zweitens Kasus, welche neben den lokalen zugleich und im selben Falle 'logische' Verhältnisse bezeichnen (z. B. 'einem (etwas) reichen', 'einem etwas holen')²; drittens Kasus mit durchaus nicht lokaler Bedeutung, wo jedoch räumliche Vorstellungen die *innere Sprachform* bilden (z. B. 'sich vor etwas fürchten', 'über einen zürnen' u. dgl.)³; endlich Kasus, wo weder die Bedeutung noch die i. Sprachform etwas mit räumlichen Vorstellungen zu tun hätten, wogegen in der Wirklichkeit (oder in der Anschauung) die durch den betreffenden Kasus bedeuteten Verhältnisse räumlich verbunden sein können⁴; z. B. 'jemanden lieben', 'einen Brief schreiben' usw. Diese Tatsachengebiete sind fundamental verschieden, aber W. vermengt sie. Er identifiziert 'Anschauung' und 'räumliche Anschauung'; aber auch wenn alle 'Anschauung' räumlich wäre, so müßte, meint M., doch unterschieden werden, ob Verhältnisse von Körperlichem (z. B. Gleichheit, Verschiedenheit; Ursache — Wirkung usw.), die nicht selbst räumlich oder örtlich sind, naturgemäß in Wirklichkeit von räumlichen und örtlichen Verhältnissen begleitet sind und andererseits, ob diese lokalen Bestimmungen auch Bestandteile der Kasusbedeutung bilden. Beides falle aber keinesfalls zusammen. M. meint also, es ließe sich zur Not eine Kasuseinteilung der Bedeutung nach geben in: lokale, nicht lokale und gemischte; aber dieser Einteilungsgrund sei nicht wesentlich genug für eine deskriptive Klassifikation.

55. So kommt nun Marty zu seiner eigenen Einteilung der Kasusbedeutungen.⁵

Ich glaube der Sache am besten zu dienen, wenn ich den kurzen Exkurs, den er über seine Lehre auf dem Kongreß für experimentelle Psychologie zu Innsbruck (1910) gab, teilweise hierher setze⁶: »Die Funktion dessen, was die Grammatiker ‚Kasus‘ nennen, ist bekanntlich etwas recht Mannigfaltiges. Um dabei zu etwas relativ Einheitlichem zu gelangen, muß man vor allem den Vokativ und den Dativus ethicus aussondern, sofern sie den Ausdruck und

¹ Vgl. Wundt, Sprache II², p. 78 ff.

² (X) p. 115 (Note).

³ (X) p. 106.

⁴ (X) p. 57 ff.; auch p. 113.

⁵ (X) p. 61 ff.

⁶ Ges. Schr. II/2, p. 175 f.

die Beeinflussung des Gemüts- und Willenlebens bezwecken, also Emotive sind.¹ Aber weiter auch den Nominativ, soweit er dem Ausdruck eines besonderen Urteilsmodus dient, nämlich die Funktion des Subjekts oder Prädikats in einem wahrhaft kategorischen oder 'Doppelurteil' hat, wie: 'dieser Baum blüht'; 'dieses Runde ist metallglänzend' u. dgl.

Soweit aber der Nominativ bloß als Vorstellungssuggestiv fungiert, sind zwei Fälle auseinanderzuhalten, nämlich der, wo er dies für sich allein, und der, wo er es im Zusammenwirken mit einem Casus obliquus tut. Die interessantesten Probleme, welche die Lehre von der Bedeutung der Kasus überhaupt birgt, bieten die letzteren Fälle, wo also ein Casus obliquus zusammen mit einem Nominativ oder überhaupt zusammen mit den ihn regierenden Worten (handle es sich dabei um einen Nominativ und überhaupt um einen Namen oder nicht) als Vorstellungssuggestiv² fungiert, und ihnen ist mit gutem Grunde eine besondere Betrachtung zu widmen.

Auf die Frage, was denn die eben erwähnten Kasusfügungen bedeuten, pflegen die Grammatiker zu antworten: Sie bezeichnen Verhältnisse, Beziehungen oder Beziehungsbegriffe. Und was auch für Einschränkungen und Berichtigungen an dieser Auskunft nötig sein mögen, so ist daran jedenfalls so viel richtig, daß wir in der Tat an den Casus obliqui (zusammen mit den sie regierenden Worten) das am meisten charakteristische Ausdrucksmittel und Suggestiv vor uns haben für Korrelativa und relativen Bestimmungen, also für die eine der beiden fundamentalen Klassen von Begriffsverbindungen, in denen sich unser Denken bewegt.³

Marty charakterisiert dann kurz gegenüber der Relation die fundamental verschiedene psychische Klasse der Attribution⁴ (z. B.

¹ So vom deskriptiven Gesichtspunkt aus. M. war aber anderseits der Meinung, daß der *Dativus ethicus* ursprünglich eine sachliche Bedeutung hatte. Durch Funktionswechsel vermittelt der f. i. Sprachform ist er dann zum Ausdruck der Emotion geworden. Ein interessantes Beispiel für die Verwechslung des *Dativus ethicus* mit dem Objektskasus infolge von Äquivokation finden wir bei Shakespeare (*Taming of the Shrew* I/2, v. 8), wo dieses Mißverständnis zu einer Prügelszene führt. Ich werde an anderem Orte auszuführen suchen, welche Rolle gerade die f. i. Sprachform beim *Wortspiel* einnimmt.

² Marty will damit sagen, daß bei Verbindung eines regierenden Wortes mit einem Kasus beide zusammen Ausdruck einer Vorstellung werden, mit anderen Worten, daß wir es dann auf alle Fälle mit zwei Synsemantika oder mitbedeutenden Ausdrücken zu tun haben, z. B. 'das Haus' = selbstbedeutend; 'das Haus des Vaters' = beide Teile mitbedeutend als Ausdruck einer Vorstellungsverbindung, wobei der Modus *in obliquo* hereinspielt (Besitzverhältnis).

³ Vgl. (VIII) p. 409 ff.; (X) p. 65 ff.; wie weit M.'s Relationslehre *in sich* einer Modifikation bedürfte, soll hier nicht erörtert werden. Ich verweise nochmals auf die Einleitung zur Neuausgabe von *Brentanos* Psychologie durch O. Kraus (Leipzig; Meiner, phil. Bibliothek).

⁴ Hier mag dahingestellt bleiben, ob, wie M. glaubt, eine Attribution stets erst durch Reflex auf ein prädikatives Urteil entsteht.

ein blühender Baum; Elisabeth, Königin von England u. dgl.). Die Relation ist davon *toto genere* verschieden, weil es sich dabei immer im Prinzip um Verbindung zweier Vorstellungen handelt, von denen die eine *modo recto*, die andere *modo obliquo* vorgestellt wird. Dieser Vorstellungsmodus ist jedenfalls das Charakteristische der Kasus obliqui.

56. »Allein wie die Sprache auch anderwärts und in anderen Sprachen wohl gewisse fundamentale Unterschiede der Gedanken im allgemeinen erschaut und an sie gerührt hat, aber die dafür gewählten Ausdrucksmethoden dann auch über diesen ursprünglichen Zweck hinaus verwendet und mit anders gerichteten vermischt, so geschah und geschieht es auch in unserem Falle.¹ Die eigentümliche Fügung des Casus obliquus wurde (auch innerhalb ihrer Funktion als Vorstellungsausdruck) in mannigfacher Weise ihrem natürlichsten Sinn entfremdet.

Eine solche Entfremdung liegt schon vor, wo der Casus obliquus nicht bloß Ausdruck der Korrelation oder relativen Bestimmung (mit anderen Worten der Relation überhaupt), sondern nebenbei zugleich einer damit verknüpften Attribution oder Determination ist.« In (X) gibt er an Beispielen etwa: amor patriae, Ursache einer Krankheit u. dgl.² »Und sie schreitet weiter fort, wo ganz dieselbe grammatische Konstruktion u. U. auch dazu dient, um direkt eine Attribution oder Determination auszudrücken, wobei die Verwandtschaft mit der früher erwähnten Funktion nur darin besteht, daß das determinierende Element eben eine Korrelation oder relative Bestimmung ist.« Z. B.: Der Stein auf der Straße = der Stein auf der Straße liegend; eine Sache vieler Mühe; calamitas belli; ein Herr namens Müller u. dgl.³ »Aber nicht genug! Während bei diesen Verwendungen der obliquen Kasus doch überall irgendwie eine derartige, von der attributiven fundamental verschiedene Begriffsverknüpfung (d. h. eine Relation) zur Bedeutung gehört, ist bei einer weiteren, sehr ausgedehnten Gruppe von Fällen auch dies nicht mehr der Fall; vielmehr ist die Vorstellung einer Korrelation oder relativen Bestimmung, die dabei im Spiele ist, **bloß das Bild der inneren Sprachform**.⁴ Der Bedeutung nach aber haben wir es weder mit einer Korrelation mit oder ohne Determination noch mit einer Determination durch Korrelation zu tun, sondern es liegt eine Determination (d. h. Attribution) durch eine absolute Bestimmung vor, oder nicht einmal dies, sondern eine Modifikation im eminenten Sinne dieses Wortes.«

57. Ich kann nicht umhin, hier nochmals Martys zusammenfassende Äußerungen über das Wesen der inneren Sprachform wiederzugeben; er spricht da von uneigentlicher, bildlicher Verwendung gewisser

¹ Wir haben schon bei der Aussage derartige Fälle kennen gelernt.

² (X) p. 68; auch p. 76.

³ (X) p. 76.

⁴ Von mir gesperrt.

Kasusbedeutungen: »Und unter der 'bildlichen' Verwendung (welcher Ausdruck natürlich selbst 'ein Bild' ist) ist in Wahrheit gemeint, daß die Vorstellung von dem, was ursprünglich die Bedeutung ausmachte, auch da noch erweckt wird, wo der betreffende Inhalt diesen Charakter gar nicht, sondern nur den Zweck hat, das Verständnis des eigentlich Gemeinten vermitteln zu helfen und nach den Gesetzen der Ideenassoziation auf das letztere hinzulenken.

So ist es, wenn ich z. B. von einem 'schwankenden Urteil', von einer 'kühlen Überlegung' oder von einem 'lodernden Zorn' spreche. Da sind — wo das 'Bild' noch nicht verblaßt und unwirksam geworden ist — zweierlei Vorstellungen im Bewußtsein des Sprechenden und Verstehenden. Einesteils solche, welche die wirkliche Bedeutung konstituieren (dies sind im angeführten Falle Vorstellungen psychischer Vorgänge und Zustände), und daneben andere (das sind hier diejenigen von physischen Vorgängen und Eigenschaften), welche bloß als sprachliche Hilfen und Veranschaulichungen in Betracht kommen. Sie haben — wie schon bemerkt — entweder den Zweck, als Assoziationsvermittler für die Bedeutung zu dienen oder aber die Gesamtvorstellung wohlgefälliger und ästhetisch reizvoller zu machen.¹

Diesen Erscheinungen einer *figürlichen inneren Sprachform*, die dem Zwecke der bequemeren oder aber der ästhetisch wirksameren Bezeichnung dienen, begegnen wir nun auch bei der Verwendung der *Casus obliqui*, und zwar in doppelter Weise. Es kann sein, daß zur Bedeutung wirklich eine Korrelation oder relative Bestimmung gehört, daß aber diese eigentlich gemeinte nicht direkt durch den sprachlichen Ausdruck erweckt, sondern daß sie durch Vermittlung der Vorstellung einer anderen Korrelation oder relativen Bestimmung ins Bewußtsein gerufen wird. So ist es, wenn ich den *Schlaf 'den Bruder des Todes'* nenne. Gemeint ist natürlich: der Zustand des Schlafes sei dem des Todes ähnlich, und für dieses Verhältnis dient die Vorstellung jenes anderen als Bild. 58.

Aber noch wichtiger ist uns hier eine andere Gruppe von Fällen, wo — wie schon früher angedeutet wurde — die Vorstellung einer Korrelation oder relativen Bestimmung überhaupt nicht Sache der Bedeutung, sondern eben nur eine Fiktion der inneren Sprachform ist. Denn dadurch wird jene eigentümliche Konstruktion *in obliquo* im Gegensatz zu der *in recto* noch mehr, als wir es bei einer früher genannten Klasse fanden, ihrem natürlichen Zweck entfremdet, so daß wir bei diesen neuen Fällen nur noch von einer ganz uneigentlichen Verwendung dieses Ausdrucksmittels sprechen können.«²

Diese zweite Gruppe nun scheidet M. in zwei Klassen: 59.

a) Solche Fälle, wo es sich auch nicht um Attribution handelt, sondern um Modifikation. Ganz ähnlich wie das Adjektiv nicht eindeutig bezüglich seiner Funktion ist, sondern eine Eigenschaft (rote

¹ Marty verweist hier auf seine einstigen Ausführungen im Farbensinn.

² (X) p. 85—86.

Kugel), den Ausdruck einer Reflexion (schöner Baum), eine Korrelation (italienische Reise), aber auch eine Modifikation (gedachter Taler, toter König, ehemaliger Minister u. dgl.) bezeichnen kann, so ist auch die Bedeutung der Syntaxe des Casus obliquus in vielen Fällen eine Modifikation: 'der Mann im Mond', 'ein Pferd auf Leinwand', 'der Schwan der Leda', 'Lupus in fabula' u. dgl.

Jedermann wird zugeben müssen, daß die durch die regierenden Worte wachgerufene Vorstellung durch die Verbindung wieder gewissermaßen verbildlicht wird, und auch die Bedeutung, die der Ausdrucksmethode anhaftet, nur in übertragenem Sinne verstanden werden kann.

b) Wichtiger aber scheint mir noch die zweite Klasse. Darunter zählt Marty solche Fälle, wo das regierende Wort vor allem ein 'grammatisches' Abstraktum ist und wo das in vielen anderen Fällen wahrhaft vorliegende Verhältnis von Teil zu Ganzem direkt oder indirekt als f. i. Sprachform hereinspielt, sofern wir nicht mit irrtümlicher Auffassung realer Verhältnisse rechnen müssen. In Fällen wie: 'Der Flügel des Vogels'; 'der Fuß des Berges'; 'der Ast des Baumes'¹ haben wir es bezüglich der Bedeutung der Kasusverbindung tatsächlich mit dem Verhältnis eines Teiles zum Ganzen zu tun. Anders aber etwa steht es im folgenden Falle, wie: 'Das Urteil des Herrn X', 'der Entschluß des Herrn Y'. Hier ist das regierende Wort an und für sich seiner Bedeutung nach synsemantisch (Akzidens), aber indem nach obigen Mustern ein Teilverhältnis fingiert wurde, kommt es zu derartigen syntaktischen Analogiebildungen. Und in der Analogie zu solchen Fällen stehen Typen, wie: 'Die Schönheit der Frau'; 'die Holdseligkeit des Antlitzes'; 'die Festigkeit der Preise'; 'die Plötzlichkeit der Entschließung'. In all diesen Beispielen ist die Auffassung der Bedeutung als Teilverhältnis oder als jenes von Substanz und Akzidens nur bildlich oder analogisch möglich. Immerhin gibt M. auch die Möglichkeit der Entstehung solcher Ausdrücke auf Grund tatsächlicher Verwechslung, d. h. irrtümlicher Auffassung zu.²

So ist also bei der Übertragung des Kasusgebrauches auf andere Bedeutungssphären die f. i. Sprachform sicherlich in gewissem Umfange beteiligt.

60. Marty hat übrigens noch sehr wichtige Bemerkungen über den weiteren Gebrauch der 'Abstrakta' gegeben: »Mit der Auffassung des 'Abstraktums' als eines Teiles geht in der Regel dessen Hypostasierung oder Substantivierung Hand in Hand, und so kommt es zu vielen adnominalen Kasusbildungen da, wo — von jener Auffassung abgesehen — gar kein Anlaß für sie wäre oder wo auch ein adverbialer Kasus gebraucht werden könnte. Wie wenn ich statt: *ille amat patriam* sage: *illi inest amor patriae*, oder wenn ich mit einem Genit. subj. von *illius amor patriae* spreche. Indem dann der 'Besitz' des Abstraktums durch das Konkretum als ein Tun des letzteren aufgefaßt und verbal ausgedrückt wird, kann

¹ Vgl. dazu (X) p. 92 ff.

² (X) p. 99 f.

auch ein (abermals fiktiver) Akkusativ des sogenannten Objekts als Ausdrucksmittel gewählt und gesagt werden: er besitzt Vaterlands-
liebe usw. Wo manche (z. B. Wundt) eine 'kategoriale Verschiebung'
im logischen Sinne zu sehen glauben, haben wir also recht
häufig nur einen Wechsel von grammatischen (d. h. Form-¹)
Kategorien vor uns.²

Diese Erörterungen, zusammen mit jenen anlässlich der Aus-
sagen, geben uns jedenfalls interessante Einblicke in das Wesen
und Entstehen grammatikalischer 'Abstrakta'.

Wir konnten bisher beobachten, wie im Bedeutungsbereiche 61.
der Kasus gewisse Relationen mit ihrem sprachlichen Ausdruck
(so das Teilverhältnis) Ausstrahlungspunkte für übertragenen Ge-
brauch werden.

Aber noch in einer anderen und dem Sprach-
forscher zunächst vertrauteren Art und Weise macht
sich die Wirksamkeit der f. i. Sprachform auf dem Ge-
biete der Kasus in weitem Umfange bemerkbar.

Wir haben früher ausgeführt, daß M. als allgemeines Gesetz
der f. i. Sprachform für die Sprache der Mitteilung aufstellte: das
Unsinnliche würde sehr häufig durch Vermittlung
eines sinnlichen Bildes zum Ausdruck gebracht (vgl.
'schwankendes Urteil'); mit anderen Worten, die f. i. Sprachform
zum Ausdruck von Psychischem würde mit Vorliebe eine Vorstellung
aus der Sphäre von Sinnlich-Anschaulichem sein. »So erklärt sich
denn auch die Tatsache, daß bei den Kasus die Vorstellung von
sinnlich-wahrnehmbaren, insbesondere von räumlichen Ver-
hältnissen so häufig als figürliche innere Sprachform eine Rolle
spielt, und wir also — soweit diese lebendig geblieben ist — bei
jenen Ausdrucksmitteln häufig Vorstellungen räumlicher Relationen
im Bewußtsein finden, auch wenn die Bedeutung selbst schlechter-
dings nichts von solchem enthält. Über sichtbare, insbesondere
räumliche Verhältnisse ist eben besonders leicht eine Verständigung
möglich, und darum werden sie mit Vorliebe für andere weniger
bequem mitteilbare Bedeutungen als Assoziationshilfen und Vermittler
des Verständnisses gewählt und ausgenützt. Anhaltspunkte für der-
artige Assoziationen sind reichlich vorhanden. Vor allem können
solche nach Kontiguität sich einstellen. Häufig sind räumliche
Verhältnisse von anderen begleitet, ohne daß die letzteren mit zur
Bedeutung gehören. Oft ist auch die Bedeutung eine gemischte,
indem sowohl räumliche als anders geartete Verhältnisse (unter
Umständen auch was Wundt sogenannte Objektbeziehungen nennt)
einen Bestandteil und Einschlag derselben ausmachen. In beiden
Fällen kann ein Ausdrucksmittel durch Übertragung zum Zeichen
von Nichträumlichem und die konkommittierende Vorstellung des
Räumlichen zu einer Sache der inneren Sprachform werden. Außer-
dem sind aber auch Assoziationen nach Ähnlichkeit und
Analogie möglich, und solche bestehen z. B. oft, wo räumliche

¹ Von mir eingefügt.

² (X) p. 100.

Vorstellungen als 'Bild' dienen für zeitliche und weiter auch für solche, die nur aus der inneren Erfahrung gewonnen sind.«

Nach der sprachlichen Einkleidung kann: 1. schon das sogenannte regierende Wort diese räumliche Vorstellung wachrufen und dann durch die Funktion des sogenannten regierten Wortes die natürliche Ergänzung finden: z. B. 'ich neige mich zu einer Ansicht hin', 'ἀνέχεσθαι τινος' (sc. sich über einen emporhalten) = einen ertragen; oder 2. das regierende Wort für sich allein ist in seiner Bedeutung noch nicht von einer f. i. Sprachform begleitet, wohl aber seine Verbindung mit dem abhängigen: z. B. 'ich hege Liebe zu jemandem', 'ich fürchte mich vor etwas', 'ich zürne über etwas'; dann ganze Ketten von Übertragungen: (lokal) 'ich bin im Zimmer', (übertragen) 'machen Sie mir ein Bild in der Größe', 'benehmen Sie sich in der Weise', 'Sie sind im Irrtum', 'ich verharre in Hochachtung', 'er reist in Wein' u. a. m., ebenso 'von' u. a. m.

Marty leugnet nicht, daß Bilder aus dem psychischen Bereich für die Bezeichnung von Physischem Verwendung fanden und finden (Vitalismus; Dichter: Gesetz vom Werte psychischer Phänomene, vgl. Farbensinn)¹; aber bei den Kasus tritt doch das Früherwähnte auffällig stark hervor.

Die Verkennung dieser Verhältnisse der f. i. Sprachform in letzterer Hinsicht hat wohl zum Teil die lokalistische Theorie sowie Wundts Meinung von dem Beteiligtensein räumlicher Vorstellungen bei allen Kasusbedeutungen hervorgerufen. Daß aber eben die f. i. Sprachform nicht die Bedeutung ausmache, wurde schon genügend oft und eindringlich hervorgehoben.

62. Soviel über die deskriptive Behandlung der Frage durch Marty. Durch die daraus gewonnenen Erkenntnisse ist er nun in die Lage versetzt, auch über die genetische Seite des Kasusproblems, d. h. über den Ursprung der Kasus wohlbegründete Ansichten zu äußern. Wir haben hier zugleich ein praktisches Beispiel, wie wichtig zunächst die Deskription der Sprachmittel nach Form und Bedeutung ist; die in einem Sprachzustand vorhandenen aktuellen Verhältnisse (Synonyma, Äquivokationen, die f. i. Sprachform), all dies läßt berechnete Rückschlüsse auf die Genesis dieser sprachlichen Erscheinungen zu.

Was die ursprünglichen Verhältnisse betrifft, die durch Kasus bezeichnet wurden, so waren es nach Marty weder bloß räumliche, noch überhaupt ausschließlich solche, die der sinnlichen, äußeren Erfahrung angehörten, sondern gewiß auch schon psychische (Begehren — Begehrtes; Mittel — Zweck) oder von psychischen Elementen begleitete (z. B. Kampf; Sieg u. dgl.). Gewiß wurden (nach Analogie gegenwärtiger Sachlage) auch einst Vorstellungen von Sinnlich-Anschaulichem als innere Sprachform benützt, um unsinnliche Beziehungen auszudrücken; aber ebenso gewiß waren die Kasusbedeutungen nicht ursprüng-

¹ Vgl. §§ 17 und 35 (Note ²) meiner Ausführungen.

lich bloß lokaler Bedeutung. Andererseits sei zuzugeben, daß manches derartige auch ohne Hilfe vermittelnder Vorstellungen unter Mitwirkung des Zusammenhanges, der Situation verstanden wurde.

Zum Abschluß setzt M. nochmals Wundts nativistischer Ansicht von einem naturnotwendigen Parallelismus zwischen Bedeutetem und Sprachform, namentlich bezüglich Ablösung von synthetischer durch eine analytische Kasusform,¹ seine empirisch-teleologische Auffassung entgegen. Etwas anderes ist die Bedeutung, etwas anderes die Form: wie eine Bedeutung durch verschiedene Sprachmittel, so können umgekehrt verschiedene Bedeutungen durch ein Sprachmittel zum Ausdruck gelangen. Gerade die Übertragungen auf dem Gebiete der Kasus durch die Assoziation nach Analogie und Kontiguität schaffen Äquivokationen, d. h. Sprachmittel, mit derselben äußeren Sprachform, aber verschiedener Bedeutung; wogegen andererseits eben dieses Gebiet zeigt, wie auch verschiedene Sprachmittel synonyme Verwendung finden können.

So ist die Lehre von der Kasusfunktion eine deutliche Illustration dafür, daß »die Sprache und ihre Struktur durchaus nicht als zuverlässige Vorlage für die Beschreibung der Struktur der Gedanken dienen kann, daß wir diese vielmehr in sich selbst, auf dem Wege der inneren Erfahrung und Beobachtung, erkannt haben müssen,

¹ (X) p. 125 ff.; vgl. auch über 'Synthese' und 'Analyse' der Kasusformen (VIII) p. 606 ff. Von diesem Gesichtspunkt aus ist auch die neuerdings von Morsbach ('Englischer Kulturunterricht' ed. Roeder, Teubner, 1924) geäußerte Meinung als irrtümlich abzulehnen. Es beruht eben auf einer Vermengung von Sprachform und Bedeutung, wenn da (p. 57) gesagt wird, die hauptsächlichste Ursache und der erste Anstoß (für die Analyse) sei darin zu suchen, daß die engen Bedeutungsgrenzen der Flexionssilben durch das fortschreitende Denken und die steigende Kultur allmählich durchbrochen werden mußten, daß die uralten Formen nicht mehr für die Fülle der Vorstellungen in ihren wechselseitigen Beziehungen ausgereicht hätten. Schon die Tatsache, daß solche analytische Bildungen meist von der Volkssprache aus sich verbreiten, daß sie oft in Dialekten allein zu finden sind (im bayr.-österr. Dialekt z. B. ist der synthetische Genetiv ausgestorben), spricht gegen die eben erwähnte fiktive Annahme, wobei ich ganz davon absehe, daß genetische und deskriptive Gesichtspunkte vermischt sind, wenn Flexionssilben selbständige Funktion zugesprochen wird. Ich verweise auf meine früheren gelegentlichen Bemerkungen gegenüber W. Horn und betone nur noch, daß die 'Analyse' ein Problem der Ausdrucksmethode, der Sprachform, und zwar der äußeren wie inneren, bildet, nicht aber ein solches der Bedeutung an sich. Was speziell das Englische betrifft, so möchte ich bezüglich des primären Verfalles der Flexionsendungen an der alten These von Sprachmischung festhalten, wobei allerdings zunächst Lockerungen und Verschiebungen in den völkischen und sozialen Verbänden der Eroberer infolge der Kolonisation, dann das Englische im Munde der Kelten, schließlich als verstärkendes Moment die nordische Invasion in Betracht zu ziehen wären. Es ist klar, daß sich solche Begründungsversuche immer auf dem Boden der Hypothese bewegen und, je spärlicher die Quellen fließen, um so vorsichtiger Urteile abgegeben werden müssen.

um beurteilen zu können, was an der sprachlichen Syntaxe 'logisch', d.h. in Hinsicht auf die Bedeutung begründet, und was Ausfluß ganz anderer Faktoren ist«. ¹

64. Ich möchte hier noch der irrigen Meinung vorbeugen, als hätte M. Sprachform und Bedeutung überhaupt wie zwei völlig getrennte Bereiche behandelt. Einen gewissen Parallelismus hat er stets in dem Sinne zugegeben, daß Bedeutungskategorien den Anlaß für die Ausbildung grammatischer Kategorien abgegeben haben; nur blieb eine solche grammatische Kategorie nicht auf den primären Bereich beschränkt, sondern wurde nach den mannigfachsten Richtungen hin unter Ausnützung assoziativer Hilfe, des Zusammenhanges und der Situation, dann auch auf Grund von Verwechslungen benützt, andere Bedeutungen zu decken. Andererseits aber konnte die Form, durch die solche Bedeutungskategorien zum Ausdruck kamen, eine vielfältige sein, und welche davon die Oberhand behielt, hing keineswegs von ihrer absoluten, wohl aber von ihrer relativen Brauchbarkeit ab, weiter von den komplizierten soziologischen Verhältnissen, so daß Ergebnisse zu Tage treten, die uns als Zufälle erscheinen müssen, weil wir die genetischen Zusammenhänge nur zum geringen Teil erkennen können. Die Frage, ob und wieweit unter solchen Verhältnissen doch innerhalb sozialer Gruppen ein gewisser Sprachstil sich ausbilden konnte, wird später noch zu erörtern sein. ²

b) Andere syntaktische Synsemantika.

Ich führe im folgenden einzelne Gruppen syntaktischer Synsemantika auf, die M. gelegentlich erwähnt.

1. Aus dem Gebiete der grammatischen verbalen Kategorie. ³

65. Die Kopula. In Aussagen (gleichgültig, ob sie der Ausdruck eines einfachen oder eines Doppelurteils sind: 'A ist', 'A ist B') ist die Kopula durchaus eindeutig; nämlich das Zeichen für die Anerkennung bzw. 'ist nicht' für die Verwerfung. ⁴ Aber derartige Verwendungen sind ursprünglich durch Funktionswechsel zu stande gekommen, und zwar wo immer sich derartige Zeichen für die Kopula ausgebildet haben — was nicht der Fall sein muß ⁵ —, sind sie »aus Verben mit wirklicher Prädikatsbedeutung hervorgegangen (wie: entstehen, wachsen, blühen, stehen usw.). Der Zusammenhang muß an die Hand geben, wo vielleicht diese Vorstellungen nicht bloß den Wert einer inneren Sprachform für das Zeichen

¹ Bd. II/2 Ges. Schr., p. 178.

² Ich verweise auf meine Ausführungen über das 'Abstraktum', 'Substantiv', 'Aktiv-Passiv'; dazu auf (IV) p. 136 (Note); (VI) p. 256 und (VII) p. 316 (Note); (VI) p. 239; (VI) p. 271; (VII) p. 337 ff.; p. 348!; p. 355 ff.; (X) p. 87 ff.!

³ *Martys* allgemeine Ansichten über die verbale grammatische Kategorie finden sich trefflich kurz zusammengestellt in seinem Brief an *Kluge*, der von *O. Kraus* in der Einleitung des I. Bandes der ges. Schr. (p. 50, Note) abgedruckt ist.

⁴ Vgl. (III) p. 39; (VI) p. 164, 175 u. ö.; (VII) p. 317.

⁵ Vgl. (V) p. 94 (Note)!

der Anerkennung resp. Aberkennung, sondern ihre ursprüngliche Bedeutung der Prädikation eines Zustands oder Vorgangs haben«. ¹ In Fällen, wo wir es mit einer längst traditionell gewordenen Ausdrucksform, wie bei unserer Kopula, zu tun haben, ist natürlich die einstmals vermittelnde Vorstellung, d. h. die f. i. Sprachform, vollkommen verblaßt, ja auch historisch nur bei einzelnen Formen (wie 'bin') erkennbar.

Zeitlich näher liegt uns die Ausbildung von Ausdrücken, wie 'es gibt', 'il y a', zur bloßen Kopula und zu Synonymen unseres 'ist': es sind Zeichen geworden für das anerkennende bzw. (mit Negation) für das ablehnende Verhalten der Urteilenden. Diese Formeln sind heute vollkommen *synsemantisch* und bedeuten allein für sich keine irgendwie selbständige Vorstellung, geschweige ein Urteil. Aber sie sind aus ursprünglichen Ausdrücken für kategorische Urteile hervorgegangen (wo 'es' und 'il' einst wahrhafte Subjektwörter waren); dann wurden sie zu hinweisenden Formeln und sanken schließlich zu kopulativen Wendungen herab. Die Vorstellung eines 'Gebens' oder 'Habens', die einst den in diesen Formeln enthaltenen Verben anhaftete und die sodann als f. i. Sprachform auftrat, sobald es sich um die Verwendung als Ausdrücke für einfache Urteile handelte, ist heute nur mehr genetisch erkennbar. ² Nebenbei sei noch bemerkt, daß Ausdrücke wie *engl.* 'he rests content', 'he stood convicted', wenn sie auch nicht rein kopulativen Gebrauch ihrer Verba zeigen, immerhin eine derartige, auf älteren Sprachstufen oft hypothetisch zu erschließende Entwicklung plausibel machen können.

Die Tempora und Aktionsarten. Hieher zählt die allbekannte Erscheinung der 'analytischen' Tempusbildung. 'Ich habe ihn gelobt': ursprünglich trat hier das 'Bild' des Besitztums als f. i. Sprachform zur Bezeichnung des Perfektums auf; heute ist dies gewiß nur mehr genetisch erkennbar. ³ Ebenso liegt die Sache beim Futurum: 'ich werde loben'; auch da wurde ein Verbum, das wirkliche Prädikatsbedeutung haben konnte, vermitteltst Übertragung, d. h. f. i. Sprachform, zum Ausdruck der Zukunft eingeführt. Ich habe bereits in meinem Aufsatz (E. St. 57, p. 178) auf *engl.* 'I shall go' hingewiesen. Solche Erscheinungen sehen wir aber noch in gegenwärtigen Sprachzuständen förmlich vor unseren Augen sich entwickeln und ich kann nicht genug betonen, wie wertvoll derartige Erkenntnisse für Rückschlüsse auf vergangene Epochen werden können. So bin ich der Überzeugung, daß sich von da aus werden Einblicke gewinnen lassen in die noch immer recht schwankende Lehre der Aktionsarten, namentlich in ihre Wechselbeziehung zu den grammatischen Tempora. Die Lehre eines Prius der Aktionsarten im ursprachlichen Zustand des Indogerm. halte ich hinsichtlich der Bedeutungsfrage für ebenso verfehlt, wie etwa die Annahme ursprünglicher, nur lokaler Kasus. Es scheint mir geradezu absurd

¹ (VIII) p. 524; dazu (VI) p. 274!

² Vgl. (V) p. 69; (VI) p. 136 f., p. 274 ff. (und p. 275, Note).

³ Vgl. (V) p. 93; (VI) p. 224 (Note), p. 225, p. 274; (dazu E. St. 57, p. 178).

anzunehmen, daß die Tempusbedeutung in ihrer Entwicklung zusammenfiel mit der Ausbildung der grammatischen Kategorie der Tempora.¹ Auch hier wird alles das Anwendung zu finden haben, was wir früher über die irrtümliche Verwechslung von *prima appellata* und *cogitata*, sowie von dem Verhältnis zwischen Sprachform und Bedeutung bemerkt haben. Es ist indessen jetzt nicht meine Aufgabe, auf dieses hochinteressante Problem näher einzugehen; nur einige Beispiele will ich aus dem Englischen anführen, um zu zeigen, wie sehr für die grammatische Kategorie der Aktionsarten und Tempora die Erscheinung der f. i. Sprachform in Frage kommt. Wenn wir uns Beispiele besehen, wie 'he stood convicted'; 'he rests content';² 'I am going to do something'; 'I am getting, growing old', so gewahren wir die Verwendung von Verben, deren gewöhnliche selbständige Prädikatsbedeutung 'stehen', 'ruhen', 'gehen', 'erhalten', 'in den Besitz kommen', 'wachsen' ist, teils zum Ausdruck der Aktionsart, teils zum Ausdruck rein temporaler Relation in übertragenem Sinne. Überall spielt die selbständige Prädikatsbedeutung dieser Verba als f. i. Sprachform herein, sie vermittelt die aktionelle oder temporale Funktion. Es besteht hier dem Wesen nach eine vollkommene Analogie zu Fällen, wie: 'ich habe gelobt' u. a.; nur ist die f. i. Sprachform in den eben genannten Beispielen, wenigstens in der Mehrzahl derselben, noch nicht verblaßt (also nicht bloß genetisch erkennbar).³

67. Genera. Wie die Möglichkeit einer Entstehung der grammatischen Kategorie des *Aktivs und Passivs* zu denken ist, wurde bereits früher dargetan. Daß es sich bei der Bedeutung dieser beiden *Genera verbi* um eine Korrelation handelt, wird deutlich, wenn wir etwa ein Beispiel, wie 'der Mann schlägt den Hund', in Betracht ziehen. Das 'Schlagen' involviert notwendigerweise ein 'Geschlagenwerden' und umgekehrt; dasselbe gilt nun, wenn die Tätigkeit vom Handelnden an sich selbst verübt wird. Dieses 'Medium' oder 'Reflexivum' beinhaltet seiner Bedeutung nach ein aktives und leidendes Verhalten zugleich. Soweit die semasiologische Seite. Niemand wird, denke ich, bezweifeln, daß alle diese Bedeutungskategorien auf jeder primitiven Kulturstufe sich vorfinden. Etwas anderes ist es nun aber mit der Ausbildung grammatischer Kategorien. Ohne weiteres erhellt aus dem früher Gesagten, wie eine mediale grammatische Kategorie zur Bezeichnung des Passivs zugleich dienen konnte. »Wo von etwas gesagt wird, daß es sich selbst schlägt, liebt, erkennt usw., da ist es implizite zugleich als Geschlagenes, Geliebtes, Erkanntes bezeichnet, und durch Funktionswechsel kann diese passive Seite des Verhaltens

¹ Derartiges geht auf Wundt zurück und wird zum Teil noch immer, zum Teil wenigstens in Anklängen an ihn vertreten, so z. B. in extremer Weise von Deutschbein.

² Vgl. (VIII) p. 134.

³ Auf die Beziehungen zwischen Aktionsart und Tempus vermittelt f. i. Sprachform spielt M. an (VIII) p. 138.

als Bedeutung des Ausdrucks festgehalten werden, auch wo das aktive Verhalten nicht demselben Träger zukommt. Blickt aber diese reflexive Vorstellung noch durch, so ist sie innere Sprachform des Sprachmittels.¹ Aber ebenso kann es geschehen, daß die grammatische Kategorie des Passivs durch andere assoziative Hilfe, d. h. vermittelt andersgearteter f. i. Sprachform zu stande kommt: so wenn in germanischen Sprachen 'werden' mit dem Partizip praet. oder im Chinesischen die Passivform 'töten-sehen' dieselbe Funktion vertritt.² Im letzteren Falle hat offenbar ursprünglich die Vorstellung des 'Sehens', d. h. des gegenüber der Handlung inaktiven Verhaltens und zugleich sinnlichen Wahrnehmens derselben als f. i. Sprachform zur Bezeichnung des 'Erleidens' geführt. Hinzugefügt sei noch, daß auf Grund des korrelativen Verhältnisses von Tun und Erleiden auch verständlich wird, wie eine aktive Verbalform als Passiv Verwendung finden kann, indem das Korrelat des 'Tuns' als f. i. Sprachform für das zu bedeutende Erleiden fungiert: Z. B. riechen (aktiv und passiv: Ich rieche etwas; etwas riecht) oder häufig im Englischen: *the book reads well* u. dgl. In solchen Fällen genügt also das Aktiv, um die Bedeutung, und zwar die korrelate Vorstellung, hervorzurufen.

Die grammatischen Modi. Analoge Verhältnisse, wie auf dem Gebiete der bisher erwähnten grammatischen Kategorien, dürfen wir im Bereiche der 'Modi' erwarten. Nach ihrer Bedeutungsseite hin ergeben sich insofern Schwierigkeiten, als sich auch bei dieser grammatischen Kategorie Sprachform und Bedeutung nicht in adäquater Weise gegenüberstehen, wie ja hinlänglich bekannt ist, daß solche Sprachformen vieldeutig sein können. Marty macht gelegentlich die Bemerkung: »Die sogenannten Modi der Hilfszeitwörter und Verben sind gar mannigfach äquivok. Der Indikativ ist häufig Zeichen des (wirklich gefällten) Urteils; doch drückt er in anderen Fällen auch die Frage, welche außer einem Verlangen nur die Vorstellung eines Urteils involviert, und gelegentlich auch einen Befehl aus (namentlich im Futurum). Der Konjunktiv bezeichnet im allgemeinen den vorgestellten Urteilsinhalt, welcher Materie eines (anderen) Urteils oder eines Wunsches, Willens u. dgl. ist. Aber unter Umständen fungiert dieselbe Form auch als Ausdruck des Wunsches oder Willens selbst.«³ Er warnt an anderer Stelle ausdrücklich davor, hinter dieser grammatischen Kategorie etwa adäquate Denkformen suchen zu wollen. Man müsse zuerst die wahre Bedeutung solcher Sprachmittel durch innere Erfahrung, durch deskriptive Betrachtung gewinnen und dürfe sich nicht durch die Form täuschen lassen. »Hier gilt es auf der Hut zu sein, daß man sich nicht von der 'Logik' statt der Resultate einer richtigen Analyse des Denkens eine fiktive Beschreibung desselben bieten lasse und aus solchen Zügen vermeintlich notwendige Anforderungen an die Sprache ableite. Dahin gehört es, wenn man etwa

¹ (VIII) p. 138.

² (V) p. 94 Note!; (VI) p. 274.

³ (VII) p. 323.

die wahre Zahl und richtige Einteilung aus Kants Lehre von den Kategorien der Relation gewinnen, wenn man in den Modis des Verbs die drei Kategorien der Modalität erkennen wollte¹ u. dgl. Mit dem zuvor gerügten Fehler: die Vieldeutigkeit und Planlosigkeit unserer sprachlichen Formen zu übersehen und sie wie ein nach dem Schema des Logikers und auf Grund einer erschöpfenden Zergliederung der Struktur unserer Gedanken entstandenes Werk zu behandeln, verband sich da noch die Verwendung einer zweifelhaften Analyse und Beschreibung des Denkens. Diese Emanzipation der Grammatik von 'falscher Logik', d. h. hier von einer falschen deskriptiven Auffassung des Denkens, begrüßen auch wir, und wir würden wünschen, daß dagegen nicht auch von solchen, die jede besondere Beziehung von Logik und Grammatik perhorreszieren, und der letzteren nur zur 'Psychologie' ein näheres Verhältnis zugestehen wollen, unter diesem Namen in wesentlich gleicher Weise gefehlt werde.² Nach dem früher Gesagten wird also klar, daß wir es auf dem Gebiete der grammatischen Modi verbi *der Bedeutung nach* mit einem Dreifachen zu tun haben: mit Interessephänomenen, mit Urteilen (meist emotionell gefärbt) und mit Vorstellungen (Vorstellungen von Urteilen). Diese drei Sphären sind psychisch toto genere verschieden, was aber nicht hindert, daß grammatische Kategorien, deren Ansätze auf eine oder die andere dieser psychischen Gruppen zurückgehen, für mehrere von ihnen Verwendung finden können. Jedermann ist weiters bekannt, daß auch die sprachliche Form der Aussage und gewisse Tempora 'modale' Färbung haben können: äußerlich treten dann meist Veränderungen im dynamischen oder musikalischen Akzentfaktor auf; Gesten und die begleitende Situation können unterstützend wirken.

Auch auf dem Gebiete der 'Modi' spielt so die Übertragung, d. h. die f. i. Sprachform, eine bedeutende Rolle. Marty erinnert an die übertragenen Bedeutungen von 'würde', 'wäre', 'sollte', 'dürfte': »'wäre' und 'würde' hat häufig nichts mehr mit der Vergangenheit, 'dürfte' und 'sollte' nichts mehr mit dem Erlaubt- resp. Gebotensein . . . zu tun Wo immer aber bei einer solchen veränderten und ganz anders gearteten Verwendung eines Sprachmittels der ursprüngliche Sinn noch durchschimmert, da haben wir auch eine figürlich innere Form vor uns. Und sie diene, auch hier in der Regel als Vermittler des Verständnisses, für die neue Bedeutung. Damit, daß etwas bloß als erlaubt oder geboten hingestellt wird, ist es noch gar nicht als sicher bezeichnet. Im Anschluß daran aber können diese Ausdrücke geradezu die Bedeutung des Nichtsicheren gewinnen. Analog kann das Futurum die Funktion eines Potentialis erhalten und erklärt sich überhaupt der Übergang eines sogenannten Modus in den anderen. . . . «³

¹ Z. B. Deutschbein, Sprachpsych. Studien I, p. 35.

² (V) p. 67 (Note); vgl. dazu (III) p. 16 ff., abgedruckt in E. St. 57, 166 ff.

³ (VII) p. 138.

Ich erinnere bei dieser Gelegenheit daran, wie 'modale' Ausdrücke mittelst f. i. Sprachform zur Tempusbezeichnung beitragen können (z. B. 'sollen', 'wollen' für das Futurum) oder auch zum Ausdruck einer Aktionsart werden (z. B. engl. *he would take a walk every morning* u. dgl.).

So sehen wir auch auf diesem Gebiete, wenn wir Sprachform und Bedeutungsbereich vergleichen, daß sich diese beiden 'Gewebe' mit ihren Fäden nicht decken, sondern mannigfache Durchkreuzungen sich vorfinden, sofern dies Bild gestattet ist. Es bedarf wohl keiner weiteren Ausführungen mehr, um die Ansicht eines strikten Parallelismus zwischen formeller, grammatischer Kategorie und Bedeutung als unbegründet und allen Tatsachen widersprechend zurückzuweisen.

2. Restliche Gruppen.¹

Andere Belege für die Erscheinung der f. i. Sprachform auf dem Gebiete von Ausdrücken, die nur syntaktisch eine Funktion ausüben, finden sich bei M. gelegentlich verstreut. 69.

So erwähnt er, daß bei Zeitpartikeln, wie 'soeben', 'gerade', 'nach', die räumliche Grundvorstellung nur mehr genetisch erkennbar sei; ebenso bei Adverbien wie 'bloß', 'gar', frz. '-ment' der einstige Zusammenhang mit den betreffenden Adjektiven resp. mit 'mente' nur mehr historisch deutlich gemacht werden könne. Ganz ähnliches gilt für die Konjunktionen; z. B. 'während', 'weil', 'da', 'daß', 'ob', 'indem', 'nachdem' u. a. m. Häufig findet sich da die Erscheinung weiterer übertragener Verwendung, und zwar derart, daß Ausdrücke, die Vorstellungen aus der sinnlich-anschaulichen Sphäre erweckten oder bereits mitbedeutend erwecken halfen, zur Bezeichnung temporaler, kausaler, konditionaler und anderer, der sinnlichen Wahrnehmung fernerliegender Beziehungen in Gebrauch traten. So: 'indem', 'nachdem' für temporale und kausale Verhältnisse. Gerade bei diesen Redesplittern ist das Verbleichen der f. i. Sprachform eine ganz gewöhnliche und erklärliche Erscheinung, da meist die neue Funktion von der, welche das Sprachmittel sonst oder früher zu versehen hatte, weit genug ablag. So denkt der unbefangene Sprecher heute bei 'während', 'weil' u. ä. nicht mehr an die Zusammenhänge mit 'währen' und 'Weile'.

Soviel über Martys Ausführungen betreffs der Wirksamkeit der f. i. Sprachform auf dem Gebiete der Syntaxe.

Ich muß nun nochmals auf das, was ich früher hinsichtlich der i. Sprachform im allgemeinen ausführte, kurz zurückkommen. Wir wiesen dort auf einige ihrer Gesetze hin; insbesondere darauf, daß Begriffe von Unsinnlichem durch Ausdrücke für Vorstellungen aus der sinnlich-anschaulichen Sphäre bezeichnet würden. Weiter haben wir bei der Besprechung des 'Bedeutungswandels' als treibende psychische Kräfte der Übertragung die Assoziationen nach Analogie (oder Ähnlichkeit) und nach Kontiguität namhaft gemacht. 70.

¹ Vgl. (V) p. 69; p. 91 ff.; (VI) p. 225; (VIII) p. 137.

Es muß nun betont werden, daß all dies in völlig analoger Weise auch auf das Gebiet der Syntax Anwendung findet. Schon bei den Kasus hat M. darauf hingewiesen, wie die Vorstellung 'örtlicher Beziehungen' als f. i. Sprachform für Relationen, die der sinnlichen Sphäre fern stehen, in Verwendung treten kann. Aber dasselbe gilt auch bei der verbalen grammatischen Kategorie; man vgl. die der sinnlichen Anschauung entnommenen Bilder für die Kopula, für die Aktionsarten ('wachsen', 'stehen', 'gehen', 'sich wenden'). Ebenso trafen wir diesen Vorgang bei den Präpositionen, Konjunktionen, wo oftmals die lokale Beziehung primär zum Ausdruck kommt, um dann als f. i. Sprachform für andere Beziehungen zu dienen (Zeit, Grund usw.). Aber wie mir scheint, kann dasselbe auch in Anschlag gebracht werden für die Ausbildung anderer grammatischer Kategorien: das 'Substantiv' nimmt seinen Ausgang von Bezeichnungen für wirkliche Substanzen; ähnlich 'Aktiv-Passiv' von solchen für wirkliche Relationen des Tuns und Erleidens. Dann finden Übertragungen auf das Gebiet des Unsinnlichen statt. Für das 'Adjektiv' wurde schon im 'Farbensinn' darauf verwiesen, daß Farbenbezeichnungen sehr frühe selbständige Bezeichnungen zeigen; auch hier wird man an ähnliche Ausbildung denken können.

Ebenso müssen auch auf syntaktischem Gebiet dieselben Gesetze des 'Bedeutungswandels' sich aufweisen lassen wie auf jenem einfacher sprachlicher Bezeichnungen. Diesbezüglichen Bemerkungen M.'s sind wir bereits bei dem Problem der Kasus begegnet; er machte dort auf die Wirksamkeit der genannten Assoziationstypen aufmerksam. Dasselbe gilt, wenn 'haben' und 'werden' für temporale Relationen Ausdrucksmittel werden, oder wenn 'gehen', 'wachsen' u. dgl. auf dem Gebiete der Aktionsarten Verwendung finden; da haben wir es augenscheinlich mit Bildern zu tun, die zur neuen Bedeutung im Verhältnis der *Analogie* stehen. Andererseits tritt bei den besprochenen Passivbezeichnungen die *Assoziation nach Kontiguität* ins Spiel.

Diese Andeutungen müssen hier genügen, um zu zeigen, wie weit ausgreifend das Problem der f. i. Sprachform sich gestalten müßte, wenn es auch in dieser Richtung weiter verfolgt würde.

71. In diesem Zusammenhang ist nun auch M.'s Stellungnahme gegenüber der *Adaptionstheorie*¹ Erwähnung zu tun, die bezüglich der Entstehung der indogerm. Flexion heute dem Prinzip nach durch Hirt² vertreten wird. Im wesentlichen lehrt diese Theorie, die Flexionsendungen der Nomina seien ursprüngliche Partikeln, die nicht in sich selbst bedeutungsvoll waren, sondern erst sekundär in Verbindung mit dem Wortkörper zum Ausdruck einer Funktion wurden. Aus gewissen Gebrauchsweisen hätte sich eine bestimmte Funktion herausgebildet.

So sei das -s Element, das in einigen Kasusformen festgeworden ist (z. B. *peds, *pedós, pedibus, pedes), eine Partikel,

¹ (VIII) p. 669 (Note).

² Vgl. Hirt, *Geschichte der deutschen Sprache* (1919); Vortrag anlässlich der Philologenversammlung zu Münster (September 1923).

die ursprünglich nichts mit Geschlecht oder Numerus oder Kasus zu tun hatte. Nachdem aber -s in einigen Kasus festgeworden war, konnte es für diese gegenüber anderen zum unterscheidenden Merkmal werden; ähnlich *-om* (Akkusativ), *-bus* (-bhis usw.).

M. erklärt den Grundgedanken für richtig, daß der Zusammenhang, also die Benützung zufälliger Assoziationen, gerade auf dem Gebiete der Syntax eine besonders bedeutsame Rolle spielt, und daß manches (insbesondere synsemantisches) Bezeichnungsmittel anfänglich für sich mehr die bloße Annahme erweckt, daß es irgend etwas, als die bestimmte Vorstellung dessen, was es bedeutet, weiter, daß es seine bestimmte Funktion allmählich aus der Mitwirkung aller Umstände schöpft. Aber er erhebt dagegen Bedenken, daß man »in Hinsicht auf die Bedeutung der sogenannten formalen Sprachelemente alles den zufälligen Assoziationen anheim gibt, und sich nirgends fragt, ob man nicht und warum man von Anfang das eine formale Element mit Vorliebe gerade in diesem, das andere in einem anderen Zusammenhang gebrauchte. Es wäre«, so sagt er, »meines Erachtens das reine Wunder gewesen, wenn man hier jede, das Verständnis erleichternde Unterstützung durch innere Sprachformen, die sich darbot, von der Hand gewiesen hätte. Was bei den Autosemantika, speziell bei den Namen, zur Benutzung solcher Hilfen drängte, wirkte vielmehr auch hier dazu, alles zu ergreifen, was als derartiges Assoziationsmittel sich tauglich erwies.« Wir haben bei M.'s Kasustheorie bereits darüber gesprochen, wie hier die f. i. Sprachform sich wirksam erweist, wir können diese Verhältnisse beobachten bei der Ausbildung der 'analytischen' Kasusformen im Englischen, wo die ursprünglich lokale Relationen bezeichnenden *of*- und *to*-Verbindungen übertragene Verwendung für andere Beziehungen fanden. Wenn z. B. Hirt meint, -s sei eine ursprüngliche Demonstrativpartikel mit der Bedeutung 'hier' oder 'da', so liegt doch bei einer Zusammensetzung mit ihr bereits übertragene Verwendung vor; ganz ähnliches zeigt sich uns, wenn *der* als Demonstrativ und dann als Artikel auftritt. Man wird also wohl die These dahin formulieren müssen, daß nicht in allen Fällen zufällige Assoziation *allein* es war, welche das Verständnis vermittelte, sondern daß auch in den Partikeln irgendwie ein Moment lag, das gerade zu *ihrer* Gebrauchnahme drängte. Auch auf diesem Gebiet werden die gegenwärtigen und historisch klarliegenden Sprachepochen Analoga zu bieten haben für vorhistorische Verhältnisse. Daß andererseits auf syntaktischem Gebiet, genau so wie auf demjenigen einfacher Bezeichnungen, Fälle sich ereignen, wo Formspaltungen oder -differenzen zur Bezeichnung verschiedener Funktionen führen können (z. B. Umlaut bei den i- oder s-Stämmen, bei den Wurzelstämmen u. dgl.), ist gewiß nicht zu bestreiten und M. selbst hat bereits im 'Ursprung' auf solche Möglichkeiten hingewiesen.¹

¹ (I) p. 101.

72. Wir haben jetzt noch die Frage aufzuwerfen: Welches Bild bietet uns denn die Sprache infolge der Verwendung f. i. Sprachformen?

Dadurch daß ein sprachliches Bezeichnungsmittel in mehrfach übertragenem Sinne Verwendung finden kann, entstehen Äquivokationen. Es sind dies sprachliche Ausdrücke, die in bezug auf die äußere Sprachform übereinstimmen, die jedoch verschiedene Bedeutung haben.

73. Nun wäre es ein Irrtum zu glauben, daß jede Äquivokation durch das Wirken der f. i. Sprachform zu stande käme.

Abzusehen ist zunächst von solchen gleichlautenden Ausdrücken mit verschiedener Bedeutung, bei denen die gleiche äußere Sprachform nur das zufällige genetische Ergebnis (einst) verschiedener Wortformen darstellt (z. B. 'Bauer' als Person oder Käfig; oder 'Wand' und 'wand' (prät. zu 'winden')). Von solchen zufälligen Äquivokationen sind aber weiters solche zu scheiden, bei denen wohl Bezeichnungsübertragung vorliegt, diese aber ohne Bemerkung oder Absicht auf Grund von Verwechslung verschiedener Bedeutungen gestiftet ist. »Durch den Gebrauch des Zeichens für einen Inhalt wird eine Disposition begründet, daß nicht bloß dieser, sondern auch ein ihm ähnlicher oder sonstwie mit ihm zusammenhängender Inhalt ins Bewußtsein gerufen wird, und umgekehrt, daß, wenn ein solcher anderer Inhalt sich dem Bewußtsein darbietet, ohne weiteres und ohne einen Gedanken an seine frühere Verwendung, das Zeichen uns zu Sinne kommt. Indem die erworbene Disposition in dieser Weise wirkt, ohne daß die Verschiedenheit der neuen und früheren Bedeutung bemerkt wird, kommt der Sprechende dazu, den Namen unbewußt in neuem Sinne zu gebrauchen, und der Hörer unbemerkt statt des ursprünglichen einen solchen anderen Sinn mit dem gehörigen Zeichen zu verbinden.«¹ Wenn manche diese Möglichkeit als einzige Quelle von Äquivokationen betrachteten, so bezeichnet M. dies als arge Übertreibung; jedoch gibt er als häufigen Anlaß für den vieldeutigen Gebrauch eines Sprachmittels zu, daß man den Unterschied zwischen gewissen zu bezeichnenden Inhalten nicht gewahr wird und darum für alle unterschiedslos dasselbe Zeichen verwendet (z. B. für naheverwandte Farben und Töne).¹

74. Daneben gibt es aber auch in der Volkssprache zahllose Fälle bewußter Äquivokation; der Sprecher hält die zu bezeichnenden Inhalte wohl auseinander, belegt sie aber mit gleichem Zeichen, wenn dasselbe auf die jedesmal gewünschte Bedeutung zu führen verspricht.

Diese Äquivokationen kommen für uns im Zusammenhang mit der f. i. Sprachform in Betracht und, wenn wir im weiteren von 'Äquivokation' schlechthin reden, so ist darunter *bewußte Bezeichnungsübertragung* zu verstehen.

¹ (VIII) p. 520; vgl. dazu auch die Ausführungen im 'Farbensinn' über die Farbenbezeichnungen der Volkssprache.

Von derartigen gleichlautenden Sprachmitteln, die mittelst Übertragung ein mehrfaches Bedeutungsbereich zu decken im stande sind, legt jedes Wörterbuch Zeugnis ab. Wie wichtig es für die deskriptive Erforschung eines Sprachzustandes ist, sich darüber klar zu werden, welche Bedeutungen ein und derselbe sprachliche Ausdruck umspannen kann, dürfte aus den Beispielen hervorgegangen sein, die ich oben bei Betrachtung des Verhältnisses, in dem die f. i. Sprachform zur eigentlichen Bedeutung steht, gegeben habe. Eine derartige Sammlung und Ordnung der Äquivokationen eines Sprachzustandes bildet die Basis für die Beantwortung der genetischen Fragen auf dem Gebiet des Bedeutungswandels. Die Deskription wird insbesondere festzustellen haben, welche assoziative Verbindung besteht zwischen der früheren und der übertragenen Bedeutung (ob nach Analogie, Ähnlichkeit oder sonstiger Beziehung), dann in welchen Fällen die f. i. Sprachform noch lebendig oder bereits verblichen ist. Weiter ist bei derartigen Untersuchungen stets im Auge zu behalten, welche Rolle der Zusammenhang für das Verständnis der Übertragung spielt, welche Wortfügungen oder Verbindungen die Wirksamkeit der f. i. Sprachform ermöglichen oder unterstützen, wie weit derartige Gebrauchsweisen usuell oder okkasionell¹ und, wie sie etwa geographisch, soziologisch und stilistisch verbreitet sind. Wichtig ist nochmals zu betonen, daß es solche Äquivokationen nicht nur auf dem Gebiete der Namen, sondern ganz ebenso auf demjenigen der Aussagen und Emotive, sowie der Synsemantika gibt. Überall dort, wo ein Sprachmittel, welcher Gattung es auch immer angehören möge, in übertragenem Sinne Verwendung findet, ist eine Äquivokation geschaffen. Alle bezüglichen Beispiele, die im Verlaufe unserer Ausführungen genannt wurden, gehören hieher.² Die Äquivokationen (d. h. die Vieldeutigkeit sprachlicher Ausdrucksmittel) beruhen also vornehmlich auf der Funktion der f. i. Sprachform.

Diese Art der Vieldeutigkeit ist nicht zu verwechseln mit verschwommener Bedeutung von sprachlichen Bezeichnungsmitteln. 75.

M. hat sich darüber eingehend geäußert und ich halte diese seine Bemerkungen für besonders wichtig. »Was wir bei Verschwommenheit im Sinne haben, ist die Erscheinung, daß das Anwendungsgebiet gewisser Namen kein fest begrenztes ist. Es gibt Bezeichnungen der Art, die absichtlich aus scharfen oder exakten umgewandelt und durch eine besondere Modifikation zu verschwommenen geprägt sind. Andererseits aber auch solche, die nicht durch eine solche besondere Bildungsweise und Struktur als unscharfe kenntlich sind. Von der *ersten* Art sind die Zahlbezeichnungen mit dem Beisatze 'ungefähr', wie 'ungefähr 100' usw. Ferner Bildungen wie 'bläulich', 'grünlich', 'süßlich' usw.; weiter Bildungen mit -artig, -ähnlich, nicht unähnlich, verwandt, relativ (z. B. relativ klein). Beispiele von der *letzten* Art anzuführen ist kaum nötig. Jeder kennt den mehr oder weniger verschwommenen Charakter von Bezeichnungen, wie: groß, klein, jung, alt, schnell, langsam, wenig,

¹ Vgl. über diesen Ausdruck (VIII) p. 497 ff.

² Die Frage der Äquivokationen hat M. sehr ausführlich in (VIII) (p. 501—527) behandelt.

weiß, schwarz, grau usw. und insbesondere auch die unscharfe Natur so vieler Namen, die das moralische Gebiet betreffen. Wir finden diese Erscheinung der Verschwommenheit überall, wo unsere Bezeichnungen auf etwas gehen, was ein minder oder mehr oder etwas wie Stärkegrade zuläßt; sei es nun, daß die Begriffe von Größe und Intensität dabei im eigentlichen oder — wie so häufig — in einem bloß übertragenen und uneigentlichen Sinn zu verstehen sind.¹ Solche verschwommene Ausdrücke sind namentlich im populären Sprachgebrauch überaus häufig, besonders dort, wo es sich um Bezeichnungen für nicht sehr sinnfällige Begriffe handelt: so etwa auf psychischem oder moralischem Gebiet; oder etwa komplizierte Synthesen, wie 'Kultur', 'Kunst' u. dgl. Aber auch Begriffe komplizierter Gegenstände bleiben vielfach verschwommen, wenn es sich nicht um fachmännische oder wissenschaftliche Erfahrungen oder Kenntnisse handelt: z. B. 'Gold', 'Luft' u. dgl.

Die Ursache für die Verwendung solcher Ausdrücke mit verschwommener Bedeutung liegt einmal im Mangel an genaueren Begriffen und an exakten Erkenntnissen, weiterhin in der Bequemlichkeit, »welche, wo es nicht nötig ist, der Mühe aus dem Wege geht, welche eine genauere Erforschung des Tatbestandes und die Wahl einer exakten Bezeichnung für denselben mit sich bringen würde«.

Immerhin hat diese Art der Vieldeutigkeit infolge Verschwommenheit der Bedeutung eine gewisse Verwandtschaft zu den früher besprochenen Äquivokationen, die ja auch vieldeutig sind. Der Unterschied aber besteht nach M. in folgendem: »Bei allen Äquivokationen ist zu sagen, daß sie für sich allein eine von mehreren möglichen Bedeutungen nicht mit Sicherheit, sondern nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit erwecken. Welche wirklich wachgerufen werde, hängt von den übrigen Umständen ab. Mit den verschwommenen Ausdrücken hat es meines Erachtens folgende, dem ähnliche Bewandnis. Auch bei ihnen, sowohl den in sich selbst als unscharf gekennzeichneten, wie den nicht so gekennzeichneten, bleibt von vornherein unbestimmt, welcher von mehreren Inhalten, die dadurch bezeichnet sein können, gemeint sei; doch haben die verschiedenen Möglichkeiten schon anfänglich nicht die gleiche Wahrscheinlichkeit, sondern sie bilden in dieser Beziehung eine Reihe oder Gruppe mit gewissen mittleren oder zentralen und mit den nach den Enden hin liegenden Positionen, wovon die ersteren die größte, die letzteren eine mehr und mehr abnehmende Wahrscheinlichkeit dafür aufweisen, daß sie zum Anwendungsgebiet des Namens gehören.«² In zweifacher Hinsicht kann diese Grenze eine fließende sein. Erstens indem sich in einer Gruppe von Sprechenden über die Bedeutung eines solchen Ausdruckes wohl solches angeben läßt, was mit Sicherheit zur möglichen Anwendungssphäre desselben gehört und was sicher nicht mehr dazu gehört. 'Ungefähr 1000' bedeutet nicht mehr '700' oder '1300'; aber es läßt sich nicht angeben, bei welcher bestimmten Zahl unter oder über 1000 die Grenze liegt. Zweiten's kann die Grenze des Bedeutungsbereiches bei Personen unter verschiedenen Umständen, in verschiedenem Zusammenhang und zu verschiedenen Zeiten überhaupt wechseln: 'schnell', 'langsam', 'wenig', 'viel' kann in diesem Belang recht Differentes bedeuten. Es kann also auch die zentrale Position der Bedeutung eine Verschiebung erfahren. Auf die prinzipiellen Schwierigkeiten in der Unterscheidung von Äquivokationen und verschwommenen Ausdrücken hat M. gelegentlich seiner Untersuchung der Farbenbezeich-

¹ (VIII) p. 527 ff.

² (VIII) p. 528.

nungen hingewiesen.¹ Er meint dort, man müsse in solchen Fragen dreierlei auseinanderhalten: 1. den Gebrauch desselben Ausdrucks, z. B. für zwei Empfindungen 'Blau' und 'Violett', weil man den Unterschied überhaupt nicht oder im Augenblick nicht bemerkt (Verwechslung der Vorstellungen); 2. weil man darauf vertraut, daß der Zusammenhang oder andere Umstände erklären, welche Bedeutung von beiden gemeint sei (scharfe Äquivokation); 3. weil es auf die Angabe des Unterschiedes nicht ankommt (Verschwommenheit des Ausdrucks infolge von Bequemlichkeit). Unzweifelhaft sei, daß das letzte tatsächlich vorkomme und daß in solchen Fällen nicht Mangel an Urteil, sondern an Interesse für genauere Bezeichnung vorliege.

Die Gegenseite zu den Äquivokationen bilden die Synonyma.² 76. Es sind dies allgemein diejenigen sprachlichen Ausdrücke, die bei verschiedener äußerer Sprachform in bezug auf ihre Bedeutung identisch sind. Hier sind nun einige prinzipielle Punkte allgemeiner Natur der Erläuterung bedürftig. Wir haben in früherem Zusammenhang bereits auf einiges hingewiesen. Von Synonymie in strengem Sinne läßt sich nur dort sprechen, wo die Differenzen zwischen zwei Sprachmitteln nicht die Bedeutung als solche betreffen, sondern nur die Sprachform, sei es nun die äußere oder auch die innere. Nicht Synonyma sind dagegen: Sprachmittel, die verschiedene, wenn auch ähnliche Bedeutungskomplexe decken (z. B. 'Pferd' und 'Klepper'); Ausdrücke, welche verschiedene Farbe, d. h. verschiedene emotionelle Färbung besitzen (vgl. p. 31 unserer Ausführungen); endlich auch verschwommene Bezeichnungen mit verwandten Bedeutungsbereichen, die im Zusammenhang jeweils starke Bedeutungs-differenzen aufweisen können (z. B. deutsch 'grün' und griechisch *χλωρός*).³ Gewiß ist es gerade im letzten Falle schwierig, vielleicht unmöglich, in dieser Richtung (ob synonym oder nicht) eine entscheidende Antwort zu geben. Sicherlich wird man bei solchen Verhältnissen nicht generalisieren dürfen.

Andererseits ist es eine weitgehende Übertreibung, wenn man die Möglichkeit strenger Synonymie überhaupt in Abrede stellen wollte; dergleichen Meinungen basieren entweder auf der Ansicht des Nativismus, jedem Sprachmittel müßte ein adäquater Gedanke entsprechen, oder sie sind der Ausfluß einer Verkennung der Natur der f. i. Sprachform sowie die Folge von Verallgemeinerungen, wobei nur gewisse Verwendungsmöglichkeiten der Sprache in Betracht gezogen werden (so etwa nur die Sprache als Kunstmittel u. ä.).

Beginnen wir mit dem weitergehenden Problem, wieweit Synonymie zwischen verschiedenen Sprachen möglich ist und tatsächlich auch praktisch Verwendung findet. Da ist, wie überhaupt in Fragen der Synonymik, von fundamentaler Wichtigkeit, zu scheiden zwischen der Sprache nüchterner Verständigung und der Sprache der Kunst; weiter in ersterem Falle wiederum zwischen

¹ (II) p. 65 (Note); kurz berührt auch (V) p. 85.

² Die Frage der Synonyma hat M. wiederholt berührt: (I) p. 107, 123 (Noten); (III) p. 7 ff.; (V) p. 83 ff. (p. 85 Note!); (VI) p. 220, p. 306 f.; (VIII) p. 611 und Note; p. 650 f. (Note); (IX) p. 167 Note.

³ (VIII) p. 128.

sorgfältigerem Sprachgebrauch und lässigerer Rede, bei der es nur auf die Mitteilung von Bedeutungszentren, wenn ich mich so ausdrücken darf, nicht aber auf feinere Nuancierung ankommt. Für die Sprache nüchternen Gedankenaustausches sollte es schon genügen darauf hinzuweisen, daß wir uns in einer fremden Sprache verständigen können, und dies schon auf einer Stufe, wo wir das fremde Idiom noch nicht so weit zu meistern gelernt haben, um sogleich vom Assoziationsbereich seines Sprachmaterials ergriffen zu werden; mit anderen Worten, wo wir im stillen noch den Umweg über die Muttersprache nehmen und übersetzen. In all diesen Fällen geben wir unseren Gedanken einen zweifachen, synonymen (lautlich verschiedenen) Ausdruck, wenn auch die vermittelnde Muttersprache nur still gesprochen wird.

78. Hierher aber gehört nun überhaupt das Problem der Übersetzung. M. hat in dieser Richtung sehr feinsinnige Bemerkungen gemacht, die besonders bekannt zu werden verdienen. Er wendet sich gegen *Prantls* Meinung, daß bei verschiedener Sprachbezeichnung des nämlichen Gegenstandes der Gedanke kein gleicher sein könne, daß in ein und derselben Sprache ein Gedanke nicht synonym ausgedrückt werden könne und das Übersetzen in absolut vollgültigem Sinne eine Unmöglichkeit sei. M. entgegnet, es würden gewiß viele mit ihm darin übereinstimmen, »daß es Fälle gebe, wo im strengsten Sinne derselbe Gedanke einen verschiedenen lautlichen Ausdruck findet. Gäbe es aber auch nur einen solchen Fall, so wäre damit der Lehre von der Wesenseinheit zwischen Laut und Gedanke für immer der Boden entzogen. Aber nicht einen Fall gibt es, sondern unzählige. Die Gemeinsamkeit der wissenschaftlichen Überzeugungen und praktischen Bestrebungen und die Verständigung darüber unter Völkern verschiedener Zunge ist der unwiderlegliche Beweis dafür. Nur vorübergehend wird es einmal unmöglich sein, für ein theoretisches oder praktisches Urteil in einer zivilisierten Sprache den vollkommen adäquaten Ausdruck zu finden. Anders freilich, wo die Sprache nicht Mittel der Mitteilung nackter Tatsachen, sondern ästhetisches Werkzeug der Erweckung schöner Vorstellungen ist. Treue der Übersetzung hat naturgemäß bei Werken der Poesie einen ganz anderen Sinn, als bei der Mitteilung von Erkenntnissen in Wissenschaft und Leben. Auf dem letzteren Gebiete ist jede Übersetzung treu, welche dieselbe Tatsache, nicht mehr und nicht weniger als das Original, mitteilt. Die nicht getreue aber verdient eigentlich überhaupt nicht den Namen einer Übersetzung; sie ist eine Fälschung. Anders, wenn es sich um poetischen Schmuck und geistreiche Anregung der Einbildungskraft handelt. Hier verzichtet man — eingedenk der Eigentümlichkeit der Phantasie und der Sprachentwicklung bei verschiedenen Völkern — von vornherein auf eine strenge Wiedergabe. Man begnügt sich mit Annäherungen, und weil häufig die Ausdrücke, die im prosaischen Gebrauch äquivalent sind, ganz verschiedene poetische Kraft haben, indem sich andere und andere begleitende Nebenvorstellungen (auf welche der Dichter als Elemente des Schönen rechnet) an sie knüpfen, so wird eine sogenannte freie Übersetzung oft in Wahrheit die getreueste

sein, d. h. am ehesten ein dem Original verwandtes ästhetisches Vergnügen erwecken. Da aber eben diese Wirkung bei der Wiedergabe des poetischen Ausdrucks in Frage kommt, nicht die Erweckung des nackten Verständnisses, so ist klar, daß man sich auf das Fehlschlagen einer wortgetreuen Übersetzung in jenem Gebiete nicht berufen darf zu Gunsten der Behauptung, daß verschiedene Sprachen nicht denselben Gedanken ausdrücken könnten.«¹ Es soll damit nicht bestritten werden, daß die Übersetzung, auch wenn sie nur zum Zwecke nackter Tatsachenvermittlung dient, vielerlei Schwierigkeiten bietet. Es liegt nicht im Rahmen dieser Ausführungen, die Frage nach den Gründen hierfür erschöpfend zu behandeln; nur einige Punkte, auf welche M. gelegentlich in anderem Zusammenhange hingewiesen hat, möchte ich erwähnen.²

So ist es eine bekannte Tatsache, daß für die einfachen Namen einer Sprache vielfach synonyme *einfache* Ausdrücke in einer anderen fehlen; um ein streng synonymes Ausdrucksmittel zu gewinnen, muß unter solchen Umständen eine Umschreibung, ein syntaktisches Gebilde verwendet werden (vgl. etwa englisch 'gentleman' und ein deutsches Äquivalent hierfür). Bei dieser Erscheinung sind zwei Fälle auseinanderzuhalten: 1. der einfache Ausdruck einer Sprache kann einen einfachen Begriff bedeuten, der durch Abstraktion gewonnen ist (z. B. viele Farbenbezeichnungen); 2. er kann eine Begriffssynthese bezeichnen; hieher gehören z. B. die begrifflichen Vorstellungen der uns umgebenden Dinge mit ihren vielfachen Wechselbeziehungen (vgl. die Begriffssynthese 'Haus', 'Pferd', 'Ziehbrunnen', 'Gelbes — Glänzendes — Klingendes — Hartes').

Was den *ersten* Fall betrifft, so kann der Grund darin liegen, daß die Bedeutung des Wortes eine verschwommene ist und daß diese Verschwommenheit in verschiedenen Sprachen verschiedene Richtung zeigt. Es handelt sich hier also um Bedeutungsunterschiede. So etwa bei vielen Farbenbezeichnungen (z. B. grün und *χλωρός*). »Die verschwommenen Begriffe sind meist nach Typen gebildet, sei es daß dieser Typus auch noch in der Etymologie des Namens hervortritt (wie in 'violett', 'orange' u. dgl.) oder nicht. Selbst wenn also die Ähnlichkeit mit einem Typus nicht selbst schon ein schwankender Begriff wäre mit Grenzen, die bald so, bald so gezogen werden, so würden sich doch für solche Begriffe und Namen schon dadurch Differenzen bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Sprachen ergeben, daß vielfach nicht derselbe Gegenstand, sondern nur etwas sich mehr oder weniger Nahestehendes als Typus gewählt wird.«³

Bezüglich des *zweiten* Falles muß Mehrfaches im Auge behalten werden. Zunächst ist die Möglichkeit der Bildung von begrifflichen Zusammensetzungen eine unbeschränkte; es wird aber tatsächlich nur eine begrenzte Zahl von ihnen realisiert. Welche und welcher Art diese sind, hängt bei verschiedenen Völkern von äußeren und inneren Umständen ab (Entwicklungsstufe des geistigen

¹ (III) p. 8.

² Vgl. (VIII) p. 125 ff.

³ (VIII) p. 128.

Lebens, des Verkehres; gemeinsame Erfahrungen und Interessen u. dgl. m.). In der sprachlichen Bezeichnung spiegeln sich solche Verhältnisse insofern wider, als man für diejenigen komplizierten Begriffe, von denen man häufig zu reden in der Lage ist, nach einfachen Ausdrucksmitteln strebt, wogegen die übrigen durch Kombination von Sprachzeichen zur Mitteilung gelangen können. So kann es also geschehen, daß eine Sprache für eine solche Begriffssynthese einen einfachen Namen besitzt, während sich in einer anderen hierfür überhaupt keine Bezeichnung findet. Da muß im Falle einer Übersetzung oft zu besonders weitgreifender Umschreibung gegriffen werden. Andererseits besteht die Möglichkeit, daß sich wohl in verschiedenen Sprachen für ähnliche begriffliche Kombinationen einfache Ausdrücke vorfinden, die aber wiederum nicht synonym genannt werden können, weil nur gewisse Bereiche ihrer Bedeutungen sich decken. Zu alledem ist bei komplizierteren Gedanken Verschwommenheit eine sehr häufige Erscheinung, so daß auch das, was für den ersten Fall bemerkt wurde, hier Anwendung finden kann.

Und schließlich darf nicht vergessen werden, daß bei logischer Identität eines Gedankens zwei Ausdrücke durch ihren emotionellen Gehalt, durch ihre Farbe variieren können, wodurch wiederum ihre Synonymie aufgehoben wird. In all diesen Fällen betreffen die Unterschiede vorhandener Sprachmittel die Bedeutung als solche.

80. Davon ist nun folgendes zu scheiden. Haben wir bei den Äquivokationen gesehen, wie durch die Wirksamkeit der f. i. Sprachform Vieldeutigkeit entstehen kann, indem die Bedeutung eines Sprachmittels als Hilfsvorstellung in Funktion genommen wird, um damit neue Bedeutungen zu decken, so treffen wir auf dem Gebiet der Synonymik gerade das umgekehrte Verhältnis an: derselbe Gedanke kann vermittelst verschiedener innerer und äußerer Sprachformen zum Ausdruck gebracht werden. Gerade in diesem Belang äußert sich besonders deutlich die Planlosigkeit der Sprachbildung, andererseits sehen wir in solchen Unterschieden interessante Belege für die vielfältige Möglichkeit der Assoziationswirkungen und des Spieles der Phantasie. Wenn also bei identischem Gedanken, bei gleicher Bedeutung bloß die f. innere und die äußere Sprachform differiert, haben wir es mit strengen Synonyma zu tun. »Ich erinnere beispielsweise an die von verschiedenen physischen Vorgängen hergenommenen Bilder, womit da und dort derselbe psychische Vorgang (vgl. »Denken« bald durch das Bild von einem Zusammenschütteln oder -bringen, bald von einem Wägen, bald von einem Teilen und Ausscheiden usw.) umschrieben wird. Oder daran, daß der Deutsche sagt: Das Blei ist schwerer als das Eisen, der Neugriecher dagegen βαρύτερον ἀπὸ τὸν σιδηρον, daß im Deutschen ein gewisses Zeicheninstrument 'Storchschnabel', im Französischen 'le singe' genannt wird; daß wir in Deutschland den sogenannten Leichdorn als Hühnerauge, der Holländer ihn als Elsternauge, der Mandschuh als Fischauge bezeichnet; daß, was wir durch 'vielleicht' (= sehr leicht) ausdrücken, im Griechischen mit τάχα (hergenommen von ταχύς) oder

ἰσως (hergenommen von den nach beiden Seiten gleichen Chancen), im Englischen mit 'perhaps' (zusammenhängend mit hap, der Zufall), im Spanischen mit 'a caso' (zusammenhängend mit casus), im Lateinischen mit forsitan (forsit an) wiedergegeben wird; daß der Engländer statt 'eine Unverschämtheit' sagen muß a piece of impudence; daß der Javaner statt 'Ich' Diener, statt 'du' Eure Füße oder Euer Palast oder ähnlich sagt; daß der Neger, wenn er englisch spricht, immer versucht ist statt to be zu sagen 'to live'; daß manche Sprachen das Passiv mit Vorliebe durch das Reflexiv ausdrücken, andere nicht; daß manche Sprachen unser 'alle' oder 'jeder' durch 'dieser, jener' umschreiben usw. Diese Beispiele von inneren Sprachformen, die bei gleicher Bedeutung in verschiedenen Sprachen differieren und wofür sich die Beispiele ins Endlose vermehren ließen, sind besonders geeignet, die Verschiedenheit jener wechselnden Begleitvorstellungen von der überall identischen Bedeutung vor Augen zu führen.¹ Dergleichen Synonyma sind uns nun auch vielfach bereits begegnet: bei den Kasusbildungen (dieselbe Relation kann durch verschiedene Form zum Ausdruck gebracht werden), bei den grammatischen Tempora und Aktionsarten (das Futur z. B. durch 'werden', 'sollen', 'wollen' ausgedrückt; lat. amavi, deutsch ich habe geliebt); es kann weiter auch auf Konstruktionen hingewiesen werden, wie der lat. accusativus c. inf. gegenüber deutschen daß-Sätzen, die verschiedenartigen Partizipialkonstruktionen im Englischen, wo wir im Deutschen 'Nebensätze' bilden müssen u. dgl. m.

Man hat gerade auf diesem Gebiet durch Verwechslung von Ausdrucksmethode, wozu auch die f. i. Sprachform gehört, und Bedeutung irrige und phantastische Schlüsse auf verschiedene 'Denkformen' in einzelnen Sprachen gezogen und *dort* einen Unterschied des ausgedrückten Gedankens zu sehen geglaubt, wo nur die äußere Sprachform und die vermittelnden Nebenvorstellungen Differenzen aufwiesen. Hätte man in solchen Fällen festgehalten, daß nur das Kleid der Bedeutung ein anderes und anders farbiges ist, dann wäre derartigen Irrtümern der Boden entzogen worden.

Was nun für den weiten Bereich verschiedener Sprachen gilt, das gilt, wenn auch in beschränkterem Ausmaß für **eine** Sprache. Nur darf man hier wiederum nicht generalisieren, sondern muß örtlich (geographisch) und sozial differente Sprecharten ebenso beurteilen, wie verschiedene Sprachen schlechtweg; doch werden sich auf einem Sprachgebiet immerhin leichter Übergänge oder Mischungen zeigen und, je nach Einfluß einer Gemeinsprache, nivellierende Erscheinungen zu Tage treten. Die Wortgeographie der Mundarten einer Sprache bietet sprechende Beweise für die mannigfachen Variationen f. i. Sprachformen zur Bezeichnung derselben Dinge (vgl. die Pflanzennamen); nicht weniger die Standes- und Berufssprachen. Aber auch innerhalb einer Sprechart, glaube

¹ (VIII) p. 141.

ich, gibt es Synonyma, und je reicher der Wortschatz des Sprechenden ist, desto eher wird sich die Möglichkeit synonyme Sprachmittel darbieten. Ich sehe hier ab von wissenschaftlichen Definitionen (Quadrat = gleichseitiges Rechteck) und führe eine Bemerkung M.'s an, die mir wichtig erscheint; er hat stets und auch in der Frage der Synonyma auf die Wichtigkeit des Zusammenhanges hingewiesen. Dadurch, daß synonyme Ausdrücke in verschiedenen Verbindungen gebraucht werden, kann auch Bedeutungsnuancierung erfolgen. Er sagt da: »Wenn z. B. der Name 'Stadt' bald vom 'Wohnen' hergenommen ist (ἄστυ), bald vom Gewimmel der Menschen (πόλις), bald vom Befestigtsein oder anderen Vorstellungen, so können sich daran Differenzen des Gebrauches knüpfen, welche die Bezeichnungen nicht als strenge Synonyma erscheinen lassen. Doch bilden sich solche Differenzen oft erst nachträglich aus, nach ursprünglicher Synonymie. Auch kann es natürlich geschehen, daß, was man einmal, bei sorgfältigerem Gebrauch, ängstlich unterscheidet, in anderen Fällen, wo solche Genauigkeit lästig oder unnötig ist, als völlig synonym behandelt wird; wie wir denn etwa: schreiten, gehen und (schweiz. auch) laufen das eine Mal auseinanderhalten, das andere Mal ganz unterschiedslos gebrauchen, so daß vorübergehend die Besonderheit der Vorstellungen, die sich an das erste und letzte Wort knüpfen, zur bloßen inneren Form herabsinkt.«¹ Und ich werde die Erfahrung gewiß mit anderen teilen, daß man Ausdrücke oft nicht des Sinnes wegen, sondern bloß um lästige Wiederholung gleicher Klanggebilde zu vermeiden, variiert (vgl. er 'sagte', 'entgegnete', 'erwiderte', 'antwortete' etwa bei einem Dialog in direkter Rede u. dgl. m.). Mag man nun auch bezüglich einfacher Begriffswörter beim Individuum gegen reichhaltige Synonymie Bedenken tragen, wie dies vielfach geschieht, so muß andererseits betont werden, daß sich auf syntaktischem Gebiet unzweifelhaft des öfteren streng synonyme Verwendungsmöglichkeit verschiedener Ausdrücke bietet. 'Der blühende Baum', 'der Baum in Blüte', 'der Baum, welcher blüht'; 'die Reise nach Italien', 'die italienische Reise'; 'als wir ankamen' . . . , 'bei unserer Ankunft'; 'ich hörte, daß er angekommen ist', 'ich hörte von seiner Ankunft'; so kann weiterhin ein Adverb synonym sein mit einem Substantiv + Präposition, ein Adjektiv mit der Kopula einem Verb u. a. m. Bei all solchen Fällen spielen ursprünglich figürlich i. Sprachformen herein; der eigentliche Gedanke wird durch Begleitvorstellungen verschieden umkleidet. Es braucht nicht betont zu werden, daß gerade auf syntaktischem Gebiet bald Gewohnheiten entstehen, die das rasche Verbleichen der ursprünglich vermittelnden Nebenvorstellungen zur Folge haben.

82. Noch ein Wort über die Dichtersprache. Der Gebrauch der Kenningar im Altgermanischen und in ganz ähnlicher Weise etwa in der arabischen Poesie ist bekannt; mag bei derartigen Ausdrücken für ein und dieselbe Sache zunächst ein Unterschied ge-

¹ (V) p. 85 (Note); von mir gesperrt.

föhlsmäßiger Natur mitspielen, sicher scheint mir zu sein, daß wir es bei traditionellem Gebrauch dann bei Variationen dieser Art mit strengen Synonymen zu tun haben, die bloß rhythmisch oder rein akustisch bedingt sind.¹

Die Andeutungen, die früher über die Untersuchung der Äquivokationen eines Sprachzustandes gegeben wurden, gelten sinngemäß auch für die Synonyma. 83.

Beide Erscheinungen aber, Äquivokationen und Synonyma, sind ursprünglich in weitem Ausmaß bedingt durch die Wirksamkeit der f. i. Sprachform; jene zeigen, wie verschiedene Bedeutungen durch ein Sprachmittel, diese wie eine Bedeutung durch verschiedene Ausdrucksarten zur Mitteilung gebracht werden kann.

B. Die konstruktive innere Sprachform.

Zuerst in den 'Untersuchungen' (1908) hat M. die *k(onstruktive)* 84.
i(nnere) Sprachform von den Erscheinungen der f. i. Sprachform, denen bisher unsere Betrachtung gewidmet war, geschieden, wenngleich uns schon früher gelegentliche Andeutungen darüber begegnen.² Was besagt nun dieser neue Terminus?

Wir reden nicht in einzelnen Wörtern, sondern in Wortreihen, die syntaktisch zusammenhängen. Viele von diesen Wörtern sind für sich allein genommen nicht eindeutig, sondern erhalten erst im Zusammenhang eine ihrer möglichen Bedeutungen; andere wiederum erwecken isoliert überhaupt keinen vollständigen, verständlichen Sinn, sie wirken nur mit anderen zusammen, sie sind mitbedeutend oder synsemantisch. Der Sinn eines gewissen größeren oder kleineren Wortkomplexes bildet also kurz gesagt meist ein Ganzes, das im Bewußtsein des Sprechers gegeben ist; Teile eines solchen Wortkomplexes vermögen aber im Hörer noch nicht die vollständige Bedeutung zu erwecken. Steht der Gedanke, der die Kundgabe der ganzen Phrase ausmacht, im Bewußtsein des Sprechenden am Anfang, so baut sich andererseits im Hörer die Bedeutung erst allmählich mit den aufeinanderfolgenden Gliedern der von ihm vernommenen Rede auf. Dieser Bedeutung, die für den Hörer am Schlusse der Äußerung entsteht, gehen während des Aussprechens andere begleitende Vorstellungen voran, die das volle Verständnis der Rede vorbereiten oder erleichtern, zuweilen aber auch sinnstörend wirken können, falls sie Erwartungen wachrufen, die sich nachher als trügerisch erweisen. Einzelne Redeteile rufen also gewisse vorläufige Begleitvorstellungen wach, welche die Gesamtbedeutung noch nicht ausmachen.

»Höre ich: 'es gibt', so ruft dies allerdings die Vorstellung oder Erwartung in mir hervor, es werde nun etwas Existierendes

¹ Vgl. dazu (V) p. 85.

² Vgl. (IV) p. 140; (V) p. 68 (Note); (VI) p. 137; (VIII) p. 144 ff. (Hauptartikel) p. 211; (X) p. 127 (Note). Kurz von mir dargestellt in E. St. 57, 181 ff. (1923).

namhaft gemacht werden. Aber diese vorläufige Erwartung kann erweckt werden, ob nun folgen mag: es gibt — einzellige Organismen, oder: es gibt — keine Zentauren, und weder im ersten Falle, wo sie sich erfüllt, noch im anderen, wo sie enttäuscht wird, bildet sie die Bedeutung. 'Es gibt' bedeutet für sich allein gar nichts; es ist bloß mitbedeutend oder synkategorematisch (= synsemantisch). Dies gilt von ihm so gut wie von den Partikeln (über; unter; wenn usf.), von den Kasus (des Vaters u. dgl.) Auch wer diese Laute hört, mag sich irgend eine Erwartung darüber bilden, was sie wohl im Zusammenhang mit dem Nachfolgenden für eine Funktion haben mögen. Aber mag diese Erwartung sich erfüllen oder nicht, sie bildet nicht die Bedeutung dieser Redebestandteile, deren Aufgabe eben viel mehr ist, als bloß mitbedeutend zu sein. Jene Erwartung aber gehört zu den mancherlei Gedanken, die neben dem Verständnis der Rede, gewöhnlich es fördernd, zuweilen auch es störend, herlaufen. Und zu diesen Gedanken gehört auch die Vorstellung oder Erwartung, welche 'es gibt' für sich allein erweckt. Seine Bedeutung gewinnt es nur im Zusammenhang mit anderen Satzbestandteilen.¹

Diese als Folge und Begleiterscheinung der äußeren Sprachform (der einzelnen lautlichen Redeelemente) auftretenden Nebenvorstellungen, die eine gewisse Erwartung in bezug auf die Bedeutung des Ganzen erwecken, diese vorbereiten, aber auch mitunter sinnstörend für das Verständnis wirken können, nennt M. die konstruktive innere Sprachform. Wie schon dieser Name sagt, sind diese Begleitvorstellungen an die syntaktische Konstruktion der aktuellen Rede gebunden.

85. Zur Sphäre der k. i. Sprachform gehört somit im weitesten Sinne der Bau und Stil der Rede, sei es einer gewissen Sprache oder eines Sprechenden; es können sich da sehr bedeutende Unterschiede ergeben in der Richtung, wie die zur Verfügung stehenden Sprachmittel günstiger oder weniger günstig geartet sind, um das Verständnis zu vermitteln, und wie sie glücklicher oder weniger glücklich zu diesem Zweck angewendet werden.

86. a) Differenzen gibt es zunächst zwischen verschiedenen Sprachen und Sprechweisen in bezug darauf, was von einem Gedanken, was von der Bedeutung explizite zum Ausdruck gelangt und was bloß der Ergänzung durch den Zusammenhang überlassen wird.

Jede Sprache »gleicht mehr oder weniger einem Stenogramm und einer Skizze. Es ist immer ein gewisser, oft sogar ein großer Unterschied einerseits zwischen dem, was der Sprechende denkt und fühlt, und der verstehende Hörer ebenso zu denken und zu fühlen hat, und andererseits zwischen dem, was davon explizite zum Ausdruck kommt. Die Diskrepanz ist in verschiedenen Sprachen und Sprechweisen vor allem eine graduell verschiedene. Jeder kennt die bezügliche Differenz zwischen den verschiedenen Stilarten inner-

¹ (VI) p. 137—138.

halb desselben Idioms, z. B. die Eigentümlichkeit des Telegrammstils gegenüber dem Briefstil, des poetischen gegenüber dem didaktischen Stil usw. Während der eine sich auf Stich- oder Schlagworte beschränkt, gebraucht der andere umständlichere Redeweisen, die möglichst wenig der erratenden Konstruktion des Hörers überlassen. Was aber Eigenart einer besonderen Sprech- und Schreibgewohnheit innerhalb eines gewissen Idioms ist, das kann auch ein für allemal die Eigentümlichkeit einer gewissen Sprache oder Sprachenfamilie gegenüber einer anderen bilden.¹ Die Wirkung solcher Unterschiede auf das Zustandekommen des Verständnisses und den Aufbau der Gedanken im Hörer gehört zur k. i. Sprachform.

Wollen wir uns an zwei einfachen Beispielen die Sachlage vergegenwärtigen.

Wenn ich in einem Briefe schreibe: 'Ich werde Samstag in Salzburg eintreffen', so ist bis zum Wort 'eintreffen' die Sachlage für den Leser noch nicht völlig klar; wohl kann er die richtige Erwartung schon haben, was namentlich durch den Zusammenhang erklärlich sein wird. Immerhin aber geht auch der 'Ortsbestimmung' eine Reihe von Wörtern voraus, die nur einzelne Begleitvorstellungen erwecken. Ganz anders der knappe Telegrammstil: 'Eintreffe Salzburg Samstag'. Die Bedeutung dieser beiden Sätze ist vollkommen identisch, aber im zweiten Fall ist das sprachliche Stenogramm kurz und alles was in gewöhnlicher Rede als synsemantische Beigabe dient (Ausdruck der genaueren zeitlichen Relation, die präpositionellen Wendungen zum Ausdruck der temporalen und örtlichen Bestimmungen), weggelassen; für das Verständnis genügt dieser sprachliche Abriß, schon nach dem zweiten Wort ist die Situation geklärt. Schwankungen könnten nur bestehen bezüglich des Subjekts, wenn wir nicht bereits dessen Erraten aus der Situation, dem Lesen des Absendeortes oder der Unterschrift annehmen; wird diese zuletzt gelesen, dann mag bis dahin die Bedeutung des Ganzen schwanken. In beiden Fällen ist die Ausdrucksmethode und die mit ihr auftretenden Begleitvorstellungen verschieden; der Sinn des Ganzen ist stets der gleiche. Was nun die Ausdrucksmethode dieser zwei Aussagen betrifft, so liegt, grammatisch gesprochen, der Unterschied einmal in der Wortstellung, dann in der sogenannten analytischen oder synthetischen Formgebung.

b) Über 'Analyse' und 'Synthese' äußert sich M. auch in diesem Zusammenhang. »Auch der Unterschied zwischen dem sogenannten analytischen und synthetischen Sprachbau — obwohl zunächst ein solcher der äußeren Sprachform — hat Differenzen der inneren Form (in dem Sinne, der uns jetzt beschäftigt) zur Folge. Nicht der Gedanke, den der Lateiner als Bedeutung mit 'amavi' verbunden hat, war ein anderer als derjenige, den der Franzose mit 'j'ai aimé' verbindet, und es ist darum sicher ein Irrtum mit Wundt zu meinen, in einem Falle (beim Lateiner) werde die Person nicht oder nicht deutlich von der Handlung unterschieden und so sei das

¹ (VIII) p. 145—146.

sogenannte 'analytische' Denken des Franzosen gegenüber jenem früheren 'synthetischen' als ein Fortschritt zu betrachten. Wer die fragliche Bedeutung überhaupt denkt, der prädiert das Lieben von der Person, und dazu muß er beide unterscheiden, und es ist meines Erachtens eine unmögliche Fiktion, daß hier wie überall das äußere Verhältnis der Bestandteile einer Wortzusammensetzung der Verbindung der Vorstellungen selbst genau parallel geht¹ und somit im obigen Falle der Gedanke der Person so mit dem der Handlung verschmelze oder in ihm verschwinde, wie etwa einst ein gesondertes Personalpronomen von dem Ausdruck für die Handlung einverleibt und absorbiert worden ist. . . . Wer den Sinn von 'amavi' überhaupt versteht und denkt, der muß Person und 'Handlung' unterscheiden, und der wahre Unterschied, den in diesem und ähnlichen Fällen die verschiedene, sogenannte analytische und synthetische, Ausdrucksweise mit sich bringen kann, ist nur der, daß der da und dort identische Gedanke, der die Bedeutung bildet, in einem Falle durch gewisse vorbereitende Vorstellungen zu stande kommt, die im anderen fehlen, und dies ist ein Unterschied der konstruktiven inneren Sprachform, der ein Ausfluß der äußeren ist.² Zu diesen beiden genannten Formen kann noch das deutsche 'ich habe geliebt' gestellt werden, über dessen Bildung ich bereits bei der f. i. Sprachform einiges angedeutet habe. Vorerst aber noch ein Wort zur k. i. Sprachform dieser Bildungen. In das Bereich dieser Erscheinung gehört eine sprachliche Ausdrucksmethode auch in dem Sinne, ob und wie durch sie der auszudrückende Gedanke seiner natürlichen Gliederung entsprechend wiedergegeben wird oder inwiefern etwa die Ausdrucksart die gedankliche Gliederung stenogramatisch gekürzt andeutet. Für dieses Problem sind, glaube ich, unsere Verbalformen ebenfalls Beispiele. In der Formgebung 'j'ai aimé', 'ich habe geliebt' ist das Doppelurteil insoweit explizite wiedergegeben, als Subjekt und Prädikat durch Redebestandteile auch in derjenigen Reihenfolge angedeutet sind, die der Urteilsgenesis entsprechen, wogegen dies für die Form 'amavi' nicht gesagt werden kann. Diese Unterschiede, das sei aber nochmals betont, treffen nur die Formgebung des sprachlichen Ausdrucks, nicht seine Bedeutung; sie haben aber auf das Zustandekommen des Verständnisses sicherlich Einfluß.

Wir gewahren aber bei diesen Verbalformen noch etwas anderes; bei 'j'ai aimé', 'ich habe geliebt' ist die zeitliche Relation ursprünglich unter dem Bilde 'des Besitzens' zum Ausdruck gebracht worden. Das heißt, wir haben hier auch Fälle der genetischen f. i. Sprachform vor uns. Wir müssen also bei syntaktischen Erscheinungen im Auge behalten, daß f. i. und k. i. Sprachform eines Ausdrucksmittels zusammenwirken und gemeinsam, jede in ihrer Art, zur Vermittlung der Bedeutung beitragen. Festzuhalten ist hiebei, daß die k. i. Sprachform immer eine Folgeerscheinung der äußeren Sprachform bleibt.

¹ Von M. zitiert aus *Wundt, Sprache*, II³, p. 284; 436.

² (*VIII*) p. 146—147.

c) Nicht nur die Auswahl in bezug darauf, was ausgedrückt wird, und der Umstand, ob oder wie weit der Ausdruck 'synthetisch' oder 'analytisch' ist, beeinflusst die Vermittlung der Bedeutung; auch die Anordnung des Wortmaterials ist für ein rasches, leichtes oder gehemmtes, schwerfälliges Verständnis von Wichtigkeit; auch hiedurch ist die Beschaffenheit der vorläufigen Vorstellungen, welche das volle Verstehen einleiten, bedingt. »Wenn z. B. in einer Sprechweise alles an das letzte Wort im Satze angelehnt ist, d. h. die Worte so geordnet sind, daß sie erst durch dieses ihre richtige Beleuchtung finden, so wird es sich kaum vermeiden lassen, daß die Erwartungen, die man über die Bedeutung der zuvor gehörten Worte bildet, sich hinterher nicht immer erfüllen. So wird in wiederholten Versuchen, eine Gesamtbedeutung aufzubauen, die wieder aufgegeben und durch neue ersetzt werden müssen, viel nutzlose Arbeit geleistet werden. Anders, wenn gleich bei den ersten Worten das Ganze der Bedeutung in seinen wesentlichsten Umrissen oder einem wichtigen Teile nach bleibend feststeht und das Spätere hiezu nur Ergänzungen oder unwesentliche Korrekturen bildet. Hier sprechen wir von mühelosem Verständnis und Gedankenaufbau. Und auch in dieser Richtung können die Unterschiede des Sprachstils entweder solche sein, die den Bau oder Aufriß einer Sprache oder Sprachengruppe an sich selbst betreffen und ihn zu einem mehr oder weniger glücklichen machen, oder es kann sich um die mehr oder weniger geschickte Handhabung und Benützung dieser Mittel durch den einzelnen Sprechenden oder Schreibenden handeln. Einem an und für sich wenig glücklich veranlagten Idiom vermag ein mit dessen Kräften wohl Vertrauter und mit Geschick für ihre Ausnützung Begabter vielleicht noch eine erträgliche Ausdrucksweise abgewinnen, während ein anderer die bestgebaute Sprache nur zu einer verworrenen Sprech- und Schreibweise mißbraucht, welche den Hörer und Leser bei der Verständnisbildung beständig zu ratlosem und mühseligem Hin- und Herschwanken zwischen verschiedenen Möglichkeiten zwingt.«¹ Spitzer hat bei Besprechung² von Jespersens 'Language' treffende Bemerkungen in der Richtung gemacht, die uns hier interessiert. Der lateinische Ausdruck 'opera virorum omnium bonorum veterum' mit seiner wiederholten genitiven Bezeichnung ist gewiß nicht schwieriger oder infolgedessen schlechter als etwa die ungarische Phrase 'A magyar Nyelvtudományi Társaság folyóiratának . . . szerkesztősége' (sinngemäß verdeutscht: der ungarischen sprachwissenschaftlichen Gesellschaft [ihrer] Zeitschrift . . . Redaktion; ein ineinander geschachteltes System von zwei 'possessiven Dativen' mit dem regierenden Wort am Schlusse. Vgl. deutsch: 'dem Vater sein Haus'). Spitzer bemerkt vollkommen mit Recht, daß eine algebräisch symbolisierte Wiedergabe dieser beiden Ausdrucksweisen [lat. $opera + anx + bnx + cnx + dnx$] : [ungar. $(a + b + c + d)nx + reg.$ Wort] kein richtiger Gradmesser für die Kompliziertheit oder Einfachheit ihrer Natur sei; die letztere Ausdrucksart scheint wohl auf dem Papier einfacher und praktischer, aber die gesprochene Rede

¹ (VIII) p. 148.

² Literaturblatt f. g. r. Phil. 1923, p. 307.

ist doch davon verschieden. Während im Lateinischen durch die Flexionsformen der Sachverhalt bald klar wird, so bleibt bei der anderen Phrase bis zum Worte mit dem Relationszeichen (-nak) die Rolle der Redeteile eine schwankende; Spitzer hätte dazu vielleicht noch sagen können, daß 'Társaság' im Zusammenhang seines Possessivzeichens überhaupt verlustig geht, was in der algebraischen Skizze nicht ausgedrückt erscheint. In diesen zwei Belegen haben wir gute Beispiele für M.'s früher zitierte Ausführungen.

89. Daß eine Sprache oder Sprechweise durch die Verwendung eines geringeren oder reicheren Materials auch stilistischen Zwecken dienen kann, daß hiedurch poetischer Reiz und eine gewisse Farbe, d. h. emotionelle Seite, der Bedeutung hervorgerufen werden können, sagten uns bereits M.'s frühere Gedankengänge (vgl. unter *a*). Er hat zum Schlusse seiner Ausführungen über die k. i. Sprachform noch eines Ausspruchs von Condillac gedacht, der für alles Sprechen die *manière de décomposer la pensée* als bedeutsam hervorhob, und in seiner *art d'écrire* erklärte: *nous ne concevons jamais mieux une pensée, que lorsque les idées s'en présentent dans la plus grande liaison*; das Geheimnis eines guten Stils sei, dies durch die Anordnung der Worte zuwege zu bringen.

Diesem Ausspruch Condillacs scheint die Ansicht zu Grunde zu liegen, daß jedem Worte eine Vorstellung entspräche; die An- und Einreihung der Ausdrucksmittel hätte also nach Gruppierung der durch sie bedeuteten Vorstellungen zu erfolgen. Wir kennen bereits M.'s Darlegungen über den Bedeutungsgehalt der einzelnen Redebestandteile, daß im Redezusammenhang alle mitbedeutend sind, daß einzelne überhaupt nur im Zusammenhang mit anderen etwas bedeuten. Seiner Meinung nach muß im Interesse eines raschen und leichten Verständnisses die Wortwahl und ihre Anordnung auf den natürlichen Zusammenhang ihrer Bedeutungen Rücksicht nehmen. Ähnlich wie in den phonetischen Gebilden um Selbstlauter sich in verschiedenen Abstufungen Mitlauter gruppieren, so werden auch zum Zweck einer vorteilhaften Bedeutungsvermittlung die relativ bedeutungsvollen Redekerne von den Redegliedern, die nur von ihnen aus verstanden werden können, umgeben oder begleitet sein müssen. Und die Art und Weise, wie die Gesamtbedeutung der Rede durch die vorläufigen Vorstellungen und Erwartung über die Wirkung der einzelnen Bestandteile vorbereitet wird, bildet das Wesen der k. i. Sprachform. »Auch hier handelt es sich um etwas, was, zur Ausdrucksmethode gehörig, eine Vorstufe und gleichsam Vorhalle des Verständnisses und nicht dieses selbst ist, und zugleich um etwas, was schlechterdings nicht äußerlich wahrnehmbar ist.«¹

90. Lassen sich Erscheinungen der k. i. Sprachformen nur mehr genetisch erschließen, so sprechen wir dann auch in diesem Belang von genetischen Eigentümlichkeiten eines Ausdrucksmittels. So etwa wenn im Englischen die Konstruktion

¹ (VIII) p. 149; von mir gesperrt.

'he was given a watch' ursprünglich aus einer Dativrektion hervorgegangen ist, wobei sich als Agens die gewohnheitsmäßige Erwartung der Spitzenstellung eines Subjekts erwies. In Ergänzung zu Bemerkungen, die ich über diese Fügung an anderem Orte gemacht habe,¹ möchte ich noch die Meinung äußern, daß wir es bei Annahme eines tatsächlichen Funktionswechsels in solchen Fällen gedanklich mit einem Aktivum zu tun haben könnten, was jedoch nicht ohne weiteres generalisiert werden dürfte. In unserem vorgenannten Beispiel wäre dann 'he' Subjekt, 'watch' Objekt, 'is given' nur der figürlichen i. Sprachform nach Passiv, der eigentlichen Bedeutung nach Aktiv. Der Gedanke scheint mir in der Tat zu sein: 'Er erhält eine Uhr.' Ein rein grammatisches Anzeichen für eine derartige Auffassung könnte auch das (von Krüger zitierte) Beispiel: *The dog's owner was presented a gold medal from the Royal Humane Society* bieten, wo die wirkende Person mittelst 'from' zum Ausdruck gelangt. Bei solchem Funktionswechsel wären also k. i. und f. i. Sprachformen mitbeteiligte Faktoren. Diese Erscheinung ist nicht verwunderlicher als jene zwar nicht vollkommen identische, aber ähnliche, wo, grammatisch gesprochen, ein Aktiv als Passiv fungiert: 'the book reads well'.

Wir haben nun bei der Betrachtung der konstruktiven inneren Sprachform wiederholt Gelegenheit gehabt, die Wichtigkeit der Wortstellung für das Verständnis der Rede hervorzuheben. M. hat nun über die Wortstellung in anderem Zusammenhang so wichtige Bemerkungen gemacht, daß ich sie hier gesondert darstellen möchte.² 91.

Andeutungen über die Bedeutsamkeit der Wortstellung finden wir schon im 'Ursprung'. Nachdem M. dort über die Genesis der Syntaxe gesprochen hat, Gedankengänge, die wir bereits früher wiedergegeben haben, fährt er fort: »Entstanden die Partikeln und Flexionen, indem man sich von der Assoziation des Ähnlichen leiten ließ und mit einer kindlichen Kühnheit der Metapher, die wir überall treffen, wo die Unterscheidungskraft gering ist, ursprünglich selbständige Zeichen zur Ergänzung oder Beschränkung anderer verwendete, so haben wir dagegen an der Verwendung der Stellung eine Benützung zufälliger Assoziationen. Indem man mehrere Zeichen zusammenfügte und in anfänglich roher Weise als einheitlichen Ausdruck verwendete, folgte man in der Ordnung ihrer Zusammenstellung (wie wir es auch heute noch bei Taubstummensehen) im allgemeinen dem natürlichen Gefühl für ihre verschiedene Wichtigkeit. Infolgedessen kehrten gleiche und analoge Stellungen in verschiedenen Fällen wieder. Aber auch wo der Unterschied der Wichtigkeit zu unkräftig war, um den Ausschlag zu geben, und zu einer beliebigen Ordnung gegriffen wurde, gewann man rasch eine Neigung, die einmal gewählte gewohnheitsmäßig zu wiederholen und nachzubilden. An solche wiederkehrende Stellungen nun konnten sich Assoziationen knüpfen — das vorausgehende Wort 92.

¹ E. St. Bd. 57, p. 183 f.

² (I) p. 106, 114—115, 118; (VII) p. 351 ff. (wichtigste Ausführung).

erschien z. B. als das nachfolgende in einer bestimmten Weise ergänzend oder modifizierend oder umgekehrt (vgl. Ballspiel, Spielball u. dgl.) —, nur war darin freilich keine allzu große Auswahl unterschiedlicher Zeichen geboten. Am ausgedehntesten hat die chinesische Sprache die Unterschiede der Stellung benutzt. In anderen Sprachen, z. B. im Sanskrit, Griechischen und Lateinischen, welche einen großen Reichtum von Flexionen ausgebildet haben, herrscht im Gegenteil außerordentliche Freiheit in der Wortfügung.« Hiezu gibt er die Anmerkung: »In den Töchttersprachen des Lateinischen, z. B. im Französischen, wo die Flexionen, die auch aus der Ferne aufeinander und auf die Zusammengehörigkeit der bezüglichen Wörter hindeuten, und darum in beliebiger Stellung ihre Wirkung nicht verfehlen, zum Teil weggefallen sind, erscheinen wieder manche Bedeutungsunterschiede an feste Stellungen geknüpft.«¹ Wir treffen hier bereits auf den Gedanken einer Wechselwirkung zwischen Wortstellung und flexivischem Ausdruck.

93. Viel ausführlicher hat M. nun die Frage der Wortstellung in anderem Zusammenhang dargestellt. In seiner Abhandlung 'Über die Scheidung von grammatischem, logischem und psychologischem Subjekt resp. Prädikat' (1897), auf deren sachlichen Teil ich im übrigen hier nicht eingehen will, wendet er sich unter anderem gegen die Ansicht *Wegeners*, wonach die Betonung ein untrüglicher Wegweiser für die Erkenntnis von Subjekt und Prädikat sei (was den Hochton hat, ist nach ihm Prädikat), desgleichen gegen *Gabelentz*, der die Wortfolge, die Stellung als zuverlässiges äußeres Kriterium betrachtet.
94. »In Wahrheit«, sagt M., »scheint es beiden zu entgehen, daß Stellung und Betonung in einer und derselben Sprache eine Mannigfaltigkeit von Funktionen haben können und in Sprachen wie das Deutsche, Lateinische, Griechische tatsächlich haben. Was z. B. die Betonung betrifft, so kann man zwar wohl mit einem gewissen Rechte sagen, das Prädikat, wo ein solches gegeben ist, habe in der Regel dem Subjekt gegenüber den Hochton.² Aber jedenfalls ist nicht umgekehrt alles, was in einem Satz am meisten betont ist, Prädikat. Auch wenn Wichtigkeit im Sinne von Neuheit dazu führt, den Nachdruck auf ein gewisses Wort zu legen, so ist — wie schon gegen *Lipps* betont wurde — gar nicht notwendig, daß dieses Neue in prädikativem Verhältnis zum schon Bekannten stehe. Ja, es ist dies schlechterdings nicht immer möglich. Sodann aber betont man nicht bloß, was neu ist, sondern auch, was in einem gewissen Gegensatze steht zu etwas anderem, das ausgesprochen wird oder auch unausgesprochen dem Gedanken des Sprechenden und Hörenden vorschwebt, und dies hat gar nichts speziell mit dem prädikativen Verhältnis zu tun. Infolge von alledem beobachten wir, daß oft der größte Nachdruck im Satz auf

¹ (*I*) p. 114—115.

² M. meint wohl damit vor allem den dynamischen Akzentfaktor, mit dessen Steigerung unter Umständen und in gewissen Sprecharten auch eine höhere Tonlage verbunden ist.

einer Partikel ruht, wie wenn ich sage: 'Er steht über den Parteien'; 'dieser Weg führt ab von der Wahrheit'. Ja, schon *Gabelentz* hat richtig hervorgehoben, daß sogar einzelne Silben eines Wortes um eines Gegensatzes willen in ungewöhnlicher Weise betont sein können, z. B. 'nationales und internationales Recht'¹

Ganz ähnliches wie bezüglich der Betonung gilt nun auch hinsichtlich der Stellung. Gegenüber *Gabelentz*, der die Spitzenstellung eines bedeutungsvollen Wortes als Kennzeichen seiner subjektivischen Geltung betrachten möchte, hebt M. die mehrfache Funktion einer solchen Position hervor. Sie kann vor allem ästhetischen Zwecken dienen; man wünscht wohlgefälligen Wechsel und eine gewisse Klangschönheit. Aber auch rhetorische Zwecke kann eine derartige Stellung erfüllen; die Leichtigkeit und Eindringlichkeit des Verständnisses kann dadurch gehoben werden, »ohne doch zum konstruktiven Bau des Satzes beizutragen und irgendwie zum syntaktischen Notbedarf zu gehören«. Das Neue, Interessanteste, hervorragend Wichtige wird gern durch Voranstellung hervorgehoben; dazu gesellen sich meist emotionelle Färbungen. »Was die uns vertrauten Sprachen betrifft, so kann man wohl sagen, daß bei lebhafter Äußerung sich leicht das Prädikat die erste Stelle im Satze erobert, bei bedächtiger Rede dagegen, die Schritt für Schritt fortschreitend die im bereits Gesagten vorliegenden Anknüpfungspunkte für das fernere Verständnis zu benützen sucht, eher das Subjekt.«² Allbekannt ist die Erscheinung der sogenannten *Inversion*: Dadurch wird die Verbindung des Prädikats mit dem Subjekt als besonders bemerkenswert, überraschend bezeichnet oder das Interesse der Mitteilung richtet sich auf die im Prädikat liegende Vorstellung eines Ereignisses, eines sinnfälligen Vorganges. Z. B.: *Movet me oratio tua. Miserum orbitas*; besonders in lebhafter Rede, poetischer und volkstümlicher Erzählungsweise: 'Geschlagen ist die Schlacht', 'Es blasen die Trompeten', 'Es stand in alten Zeiten...' (mit demonstrativem 'es') u. dgl. Marty sieht in solchen Erscheinungen den Anfang derjenigen gekürzten Ausdrucksweise, wonach dort, wo das Subjekt selbstverständlich oder wohlbekannt ist, überhaupt nur das Prädikat zum Ausdruck gelangt. Wenn zwei Personen von einem Bilde sprechen, so genügt die Äußerung 'Ein Meisterstück!' vollkommen für das Verständnis. Auch der Gegensatz kann durch die Voranstellung zum Ausdruck gelangen; z. B. 'nicht *dir*, sondern *mir* gilt dieser Tadel'; 'c'est à *vous* que je parle'; 'it was a *tiger*, not a *lion* I saw'. »So ist denn die Anfangsstellung sicher nicht untrügliches Zeichen des psychologischen Subjekts, die Betonung nicht unfehlbares Zeichen des Prädikats, und so — und nur so — begreift sich, daß grammatische Formen, die zur Charakterisierung von Subjekt und Prädikat dienen, sich in der Sprache lebendig erhalten können und tatsächlich erhalten. Besäßen jene Mittel eine solche untrügliche Kraft der Assoziation, um ein Wort, auch im Widerspruch mit seiner grammatischen Form und Fügung,

¹ (VII) p. 351—352.

² (VII) p. 353 (Note).

unweigerlich zum Subjekt resp. Prädikat zu stempeln und so ein ums andere Mal die früher gewohnte Funktion der betreffenden Wortform aufzuheben und in ihr Gegenteil zu verkehren, so wäre schwer begreiflich, wie dieser siegreichen und unaufhörlichen Invasion eines fremden Prinzips gegenüber die sogenannten grammatischen Subjekte und Prädikate, d. h. die einst zur Charakterisierung dieser Redeteile geschaffenen Formen sich erhalten sollten. Praktisch Nutz- und Zweckloses — wenn es nicht etwa das Schönheitsgefühl anspricht (und wie sollte dies bei dem sogenannten grammatischen Subjekt und Prädikat der Fall sein?) — pflegt im Kampf ums Dasein zu verschwinden.«¹ Dieser Bemerkung, die für die Ausbildung gewisser grammatikalischer Kategorien sicherlich das Richtige hervorhebt, ließe sich höchstens entgegenhalten, daß im Laufe der Geschichte einer Sprache doch Epochen eintreten können, wo gerade wieder die Stellung ein dominierendes syntaktisches Mittel wird und von da aus Rückwirkungen auf die Formgebung der Flexion sich einstellen können. Ich verweise aufs Englische, für das wir bereits einen diesbezüglichen markanten Fall kennen gelernt haben ('*he is given a watch*').

96. Soweit M.'s Entgegnung zu den Ansichten Wegeners und v. d. Gabelentz. Er begnügt sich aber mit diesen Darlegungen nicht, sondern geht nun seinerseits daran, den teilweise richtigen Gedanken der gegnerischen Meinungen zu ergänzen und ins rechte Licht zu rücken. Dabei hat er vor allem genetische Gesichtspunkte im Auge. Seine Ausführungen gelten zuerst dem Gedanken, daß und wie Stellung und Betonung wirklich zu syntaktischen Bezeichnungsmitteln werden konnten. Ursprünglich entschied der Zusammenhang allein darüber, welche der geäußerten Bestimmungen Subjekt oder Prädikat waren. Die Macht des Zusammenhanges hat ja M. auch sonst stets betont, wie wir beim sogenannten Bedeutungswandel, bei den Äquivokationen u. dgl. bereits sahen. In formell zweideutigen Fällen konnte dann die Betonung und die Stellung entscheidend mitwirken. Sie sind nach seiner Meinung die ersten syntaktischen Mittel, die sich auf den primitivsten Sprachstufen zu fester Funktion in der Richtung entwickelt haben, was als Subjekt oder Prädikat zu gelten hätte. Da das Subjekt gewöhnlich das Bekannte ist, so pflegte es auch zuerst genannt zu werden; daraus konnte sich eine syntaktische Gewohnheit bilden und die Anfangsstellung stehendes Zeichen einer grammatischen Kategorie, des Subjekts, werden. Aber diese Gewohnheit mußte nicht zur Ausbildung gelangen. Es wäre ebenso möglich, daß das Prädikat traditionelle Spitzenstellung erhielt; bezeichnet es doch häufig das Neue, das für Sprechenden und Hörenden gewöhnlich Interessantere. Ähnlich konnte es mit der Betonung geschehen. Aus ursprünglich 'rhetorischen' oder — wie wir vielleicht sagen würden — stilistischen Zeichen waren dann durch die gewohnheitsmäßige Fixierung 'grammatische' Zeichen geworden.² In der Hervorhebung dieser Tatsache haben also — so

¹ (VII) p. 355.

² (VII) p. 357.

bemerkt M. — *Wegener* und *Gabelentz* gewiß Recht. Aber sie haben zu wenig die Möglichkeit entgegengesetzter Gewohnheiten und weiterhin die Tatsache in Erwägung gezogen, daß doch manche Sprachen sich wieder zu relativer Unabhängigkeit von diesen primitiven Mitteln durchgerungen haben. Gegenüber dem Bedürfnis nach feinerem und unzweideutigerem Ausdruck der vielfachen syntaktischen Beziehungen konnten die Unterschiede der Stellung und Betonung allein unzulänglich erscheinen.

»Darum wurden sogenannte grammatische Formen zur Bezeichnung jener Verhältnisse und des Unterschiedes der Redeteile ausgestaltet, und mit der Bildung solcher fester Assoziationen wurde die Wortfolge und Betonung, die durch jene der fundamentalen Konstruktion des Satzbaues dienenden Gewohnheiten gebunden war, wieder frei. Dieser Zusammenhang zwischen der Freiheit der Wortstellung und einem festen Bande, das gewisse Gedankenunterschiede nicht mehr an sie, sondern an grammatische Formen knüpft, scheint insbesondere durch v. d. Gabelentz nicht recht gewürdigt worden zu sein«¹ So haben sich in verschiedenen Sprachen feste grammatische Formen für die Bezeichnung der Redeteile ausgebildet. »Dadurch ist die Wortstellung in gewissem Maße wieder frei geworden, und nun kann ihr Wechsel einer Vielheit verschiedenartiger Zwecke dienen. Was mit dieser Vielheit gemeint wird, ist bekannt: neben einer traditionell üblichen Wortfolge, die man gewohnheitsmäßig festhält, so oft kein Motiv zur Abweichung vorhanden ist, treten Inversionen auf.«² Über die Motive hiefür wurde bereits früher gesprochen. Sprachen, die festere Stellungsgesetze haben, benützen statt direkter Inversion andere Mittel. »So das Französische in Wendungen, wie: *cette lettre, je l'ai lue; c'est Boulanger qu'il nous faut*. Nach Gabelentz müßte auch in diesen Fällen das vorangestellte Satzglied Subjekt sein. In Wahrheit, scheint mir, sind in Wendungen, wie: *cette lettre, je l'ai lue* u. dgl., zwei Sätze gegeben, die nur aufeinander bezogen sind, ähnlich wie wenn es im Deutschen hieße: 'Hier ist ein Brief. Er enthält usw.'. Aber natürlich wird die Beziehung so rasch vollzogen, daß das Ganze wie eine Aussage erscheint«.³ Sätze, wie den zweitgenannten, möchte M. so auffassen, als ob ihnen eine Fiktion zu Grunde läge, daß bereits etwas gesagt sei; also etwa: (*il nous faut quelqu'un:*) *c'est Boulanger, qu'il nous faut*.

M. neigt im weiteren der Ansicht zu, daß die grammatischen Wortformen im allgemeinen die Mittel der Stellung und Betonung an Assoziationskraft überträfen, besonders im Hinblick auf die Meinung der genannten anderen Forscher, die z. B. in Sätzen, wie 'mich drückt der Stiefel' mich, in 'es drückt mich der Stiefel', es drückt mich als Subjekte ansprechen würden. Derartigen *sprunghaften* Funktionswechsel will M. mit Recht nicht anerkennen.

¹ (VII) p. 358.

² (VII) p. 359.

³ (VII) p. 360.

In beschränkterem Ausmaß gibt er indessen solche Erscheinungen zu, wobei ihm nebst dem Zusammenhang besonders die Betonung als wichtiges Ausdrucksmittel einer geänderten Funktion erscheint; so wenigstens für einen deutschen Ausdruck, wie 'heute ist mein Geburtstag', wo er 'heute' als Prädikatswort auffassen möchte. In Ergänzung hiezu will ich wieder aufs Englische verweisen, wo in der Tat die Wortstellung samt der Betonung eine sehr bedeutsame Assoziationskraft erlangt hat, zufolge der sich Konstruktions- und möglicherweise auch Funktionswechsel einstellen kann (vgl. nochmals unser Beispiel: *he is given a watch*).

99. Die besprochenen Erscheinungen, so die Ausbildung einer traditionellen Wortstellung und Betonung, das Abweichen von ihnen in besonderen Fällen, die Wechselbeziehungen zwischen Flexion und Position, all dies hängt natürlich auch mit dem Problem der k. i. Sprachform zusammen. An Gewohnheitsmäßiges knüpft sich eine einförmige Erwartung, die durch Abweichungen von der Tradition in andere Richtung gelenkt wird; besondere ästhetische oder rhetorische Wirkungen, andererseits bei ungünstigen Verhältnissen Sinnstörungen (vgl. Anakoluthe u. dgl.) können die Folgen sein, und bei durchgehendem Wandel der Ausdrucksmethode (Flexion \rightarrow Stellung) werden auch andere k. i. Sprachformen die Begleitvorstellungen sein. So führen uns die Schlußgedanken dieses Aufsatzes M.'s¹ direkt hinüber zu derjenigen Problemstellung, die uns im Hauptteil dieses Abschnittes beschäftigt hat.

IV. Sprache und Volk.

100. Es ist in jüngster Zeit wieder eine brennende Frage geworden, ob und wie weit sich aus der Sprache eines Volkes Rückschlüsse ziehen lassen auf seine Kultur, auf 'Volks'- oder 'Zeitgeist' einer gewissen Epoche. Während die einen in Beantwortung solcher Problemstellungen sehr weit gehen und nahezu alle Erscheinungen an lautlichen, flexivischen, syntaktischen Vorgängen und Tatbeständen einer Sprache in dem jenem Volke eigentümlichen Denken und in seiner Kulturstufe begründet wissen wollen, verhalten sich andere gegenüber derartigen Versuchen zweifelnd oder überhaupt ablehnend. Darüber aber kann meines Erachtens kein Zweifel bestehen, daß wir es hier mit einer fundamentalen Frage der Sprachwissenschaft zu tun haben. Ich will diesen Fragenkomplex hier nur so weit behandeln, als uns M.'s Anschauungen darüber aufklärenden Anhalt bieten; er hat stets seinen Blick auf soziologische Probleme gerichtet und an vielen Stellen seiner Werke kürzer oder ausführlicher dazu seine Meinung geäußert.
101. Zunächst hat man gerade bei Erörterung solcher Fragen Bedeutung und Sprachform, und bei dieser wiederum äußere und innere Sprachform, auseinanderzuhalten. Die Summe der Bedeutungen ergibt in der Tat die Weltanschauung eines Volkes;²

¹ (VII) p. 363–364.

² (V) p. 82; (VIII) p. 158.

aus ihnen läßt sich gewiß ein Schluß ziehen auf die dem betreffenden Volke geläufigen Begriffe und Überzeugungen. So anerkennt M. einen Ausspruch des englischen Psychologen Bain als richtig, wenn dieser erklärt: »Die Zahl der Gemeinnamen einer Zeit und der Grad von Allgemeinheit dieser Namen bieten ein Mittel, um das Wissen des Zeitalters und die geistige Einsicht zu prüfen, welche das Geburtsrecht eines jeden ist, der in demselben geboren ist.«¹ Einem ähnlichen Gedanken begegnen wir, wenn M. die Meinung zurückweist, der 'Bedeutungswandel' gewähre eine Einsicht in die Entwicklung der Begriffe; da heißt es: »In gewissem Sinne bietet allerdings die Etymologie und Sprachgeschichte auch wertvolle Aufschlüsse zur Geschichte der Begriffe, aber in einem ganz anderen Sinne, als hier angenommen wird. Die historische Sprachforschung kann eruieren, welche Begriffe in gewissen Perioden einem Volke geläufig waren und welche nicht, und auch negative Schlüsse der Art werden zuverlässig sein, wenn mit Sicherheit anzunehmen ist, daß die betreffenden Gedanken, falls sie vorhanden gewesen wären, in einem uns erhaltenen besonderen Wurzellaute eine Bezeichnung erhalten und dadurch eine Spur hinterlassen hätten. Die Sprachen können so als die ältesten Urkunden über den intellektuellen und Sittenzustand der Völker und über deren gegenseitigen Zusammenhang gelten, sie werden Quellen der Kulturgeschichte. Das ist aber etwas ganz anderes, als was z. B. M. Müller für Psychologie und Erkenntnistheorie aus ihnen machen will.«²

Das Denken der Völker unterscheidet sich also gewiß einmal durch den Bestand an Erfahrungen und an Erkenntnissen der äußeren und inneren Welt, d. h. durch den Bestand elementarer Begriffe und Begriffssynthesen, wie wir bei Besprechung der Synonyma bereits anzudeuten Gelegenheit hatten, ebenso durch die geringere oder größere Komplikation der Urteile und ihrer Materie. Aber es wäre verfehlt, hinter der grammatischen Struktur in ihrer Gesamtheit und hinter jeder Ausdrucksmethode (Sprachform) ein besonderes differentes Denken zu sehen und von den verschiedensten 'Denkformen' dort zu sprechen, wo derselbe Gedanke nur in ein verschiedenes sprachliches Kleid gehüllt ist. Die ältere philosophische Grammatik des 18. Jahrhunderts hatte in der Richtung Fehler begangen, daß sie in der Entwicklung der menschlichen Kultur zuviel scharfsinnige Berechnung und verstandesmäßige Überlegung wirksam sah und in diesem Sinne auch in die Sprachphilosophie eine falsche Psychologie hineintrug;³ insbesondere indem man Bedeutungsschemata, die nur vermeintlich als richtig anerkannt wurden, in gewisse grammatische Kategorien hineinzulegen trachtete. Die 'psychologische' Reaktion (Humboldt, Steinthal, Wundt) verfiel in den umgekehrten Fehler; sie wollte in weitestem Ausmaß die Sprache als das genaue Abbild des Denkens betrachten, sie vermengte Unterschiede, die auf Seite der Bedeutungen lagen, mit solchen, die nur in der

¹ (IV) p. 181 (Note).

² (V) p. 87 (Note).

³ (IV) p. 266 ff.; (VI) p. 306 f.; (VIII) p. 51 ff. (passim).

Ausdrucksmethode, in der Sprachform bestanden. Insbesondere hat diese Gruppe von Forschern das Wesen der inneren Sprachformen verkannt.¹ Lassen wir M. selbst zu Wort kommen: »Den Vertretern der sogenannten logischen Grammatik gebrach es an dem notwendigen Überblick über die mannigfaltigen und wesentlich verschiedenen Formen menschlicher Rede, und, einseitig in das Studium der indogermanischen Sprachen und ihrer eigentümlichen Kategorien befangen, stellten sie vieles als eine unabweisliche Forderung des menschlichen Denkens an seinen Ausdruck und als einen notwendigen Zug aller menschlichen Sprache hin, was eben nur eine Besonderheit jenes ihnen ausschließlich bekannten Sprachstammes ist. Gegen solche Einseitigkeit erhob die moderne, sich 'psychologisch' nennende Sprachbetrachtung mit Recht Einsprache, und billigerweise betonte sie demgegenüber die große Mannigfaltigkeit der äußeren und inneren Form bei den verschiedenen Typen menschlichen Gedankenausdrucks. Allein indem manche ihrer Vertreter den Fehler begingen, die Vorstellungen der inneren Sprachform, die in Wahrheit die Funktion haben, das Verständnis der durch unsere Worte ausgedrückten Gedanken assoziativ zu vermitteln, selbst als eine Welt von Gedanken, als ein 'Selbstbewußtsein', eine Form oder Stufe unseres Denkens ('psychologisches Denken'), als ein ernstliches Auffassen (Apperzipieren) und 'Erkennen' der Dinge hinzustellen, kurz alles darauf zu übertragen, was in Wahrheit nur vom 'Logischen' (d. h. den Gedanken, welche wirklich die Bedeutung unserer Worte bilden) gilt, kamen sie naturgemäß dazu, in der bunten Vielheit der Sprachen und Sprachformen die fundamentale Einheit und Übereinstimmung alles menschlichen Denkens zu verkennen und zu lehren, wo eine verschiedene 'innere Form' vorliege, sei stets auch ein verschiedenes Denken ausgedrückt und eine Synonymie zwischen derart differenten Wörtern und grammatischen Kategorien sei nicht möglich. Nicht minder als die alte sogenannte logische Grammatik war also auch diese sogenannte psychologische dabei angelangt, die Möglichkeit und Tatsächlichkeit eines formell weit abweichenden und doch dem Sinne nach völlig gleichwertigen Ausdrucks in den Sprachen zu verkennen. Und wenn die letztere so viele menschliche Denkweisen statuiert, als es Sprachen und Sprachtypen von abweichenden inneren Formen gibt, die erstere aber die Eigentümlichkeiten des ihr zufällig am meisten vertrauten indo-

¹ Ich verweise auf die kurze, ausgezeichnet orientierende Darstellung der Lehren Humboldts (*IV*) p. 270 ff.; diese ganze Schrift enthält überdies sehr ausführliche Auseinandersetzungen mit *Steinthal* und *Wundt*. Zur übersichtlichen und knappen Einführung in die da behandelten Fragen mache ich besonders auf Martys Selbstanzeige der Artikelreihe aufmerksam (abgedruckt in *Ges. Schr.*, Bd. I, 2. Abt., p. 305 ff.). Die endgültige Aussprache mit *Wundt* erfolgte in vorzüglicher Darstellung (*VIII*) p. 671 ff.; eine treffliche Skizze der Entwicklung von W.'s Lehre ist gegeben in (*IX*) p. 165 f.! Über die von seiner Ansicht abweichenden Auffassungen der inneren Sprachform handelt M. ausführlich in (*VIII*) p. 151 ff.

germanischen Sprachtypus fälschlich zu allgemeinen Zügen des menschlichen Denkens macht, so ist das eine und andere nicht prinzipiell verschieden, sondern fließt aus derselben nächsten Quelle — aus der Vermengung dessen, was nur Sache des Ausdrucks ist, mit den Unterschieden des Ausgedrückten. Gegenüber beiden tut also der Ruf not nach Emanzipation des Gedankens von der Sprache, speziell nach Trennung der **Bedeutung** der Ausdrucksmittel von ihrer **inneren Form**.¹

Die anfangs erwähnten tatsächlichen Differenzen im Denken der Völker (verschiedener Bestand an elementaren Begriffen und Begriffssynthesen, größere oder geringere Komplikation der Urteile) bedingen ebensowenig den verschiedenen grammatischen Bau in seiner Gesamtheit, wie etwa der Unterschied zwischen richtigem und unrichtigem, begründetem oder abergläubischem, fortgeschrittenem oder zurückgebliebenem Urteilen, was in der Sprache als solcher oftmals überhaupt nicht zum Ausdruck gelangt. Daß hierdurch eine Variation der Ausdrucksmittel in gewissem Ausmaß bedingt sein kann (z. B. im Bestand des Wortschatzes und bezüglich einfacherer und komplizierterer Urteile im Ausbau und namentlich in der bequemerer Formung syntaktischer Mittel), leugnet M. keineswegs. Geben uns doch die Übersetzungsversuche (etwa altenglische Übersetzungen lateinischer Werke) Beweise dafür, wie umständlich und klobig oft das Idiom der weniger gebildeten Übersetzer gegenüber der kulturell hochstehenderen Vorlage anmutet, wenn es sich um die Wiedergabe ungewohnter Begriffs- und Urteilskomplexe handelt. Aber hier handelt es sich doch um graduelle, nicht um fundamentale Unterschiede des menschlichen Denkens; auch nicht um Versuche eines völligen Neubaus einer Sprache auf Grund fremder Einflüsse. So ist all dies nicht dazu angetan, den Glauben an absolut verschiedene 'Denkformen' bei verschiedenen Völkern zu rechtfertigen.

»Der menschliche Geist nützt ganz verschiedene Methoden aus, um denselben semantischen Aufgaben zu genügen, und er gewinnt unter Umständen einem in seiner elementaren Struktur spröden Material und wenig glücklichen Stil durch dessen feinere Ausgestaltung mehr ab, als ein anderes Volk aus einem an und für sich bildsameren zu machen versteht. In dieser Ausnützung der einmal gegebenen fundamentalen Sprachstruktur äußern sich graduelle Unterschiede in der Ausbildung des Denkens der Völker; wie analoge Differenzen bei den einzelnen Individuen in der bald klaren, bald verworrenen Weise, wie sie sprechend oder schreibend die Mittel einer gegebenen Sprache zu gebrauchen wissen, zu Tage treten. Aber jene elementare grammatische Struktur einer Sprache selbst ist durchaus nicht ohne weiteres Zeichen und Ausfluß einer qualitativ verschiedenen Struktur der Elemente des Denkens, sondern (oft bei völliger Gleichheit des Auszudrückenden) Sache eines, vielleicht durch den Zufall und lautliche Nei-

¹ (VI) p. 305—306.

gungen mitbedingten, glücklichen oder ungeschickten Griffes und sofort sich wirksam erweisender Gewohnheit und Analogiebildung. Und wenn wir beachten, wie schwer die Völker, und selbst hochgebildete Völker, von anderen Gewohnheiten in Sitte, Recht und Staat — auf Gebieten also, wo doch bei der Bildung der bezüglichen Gebräuche und Institutionen noch eher Reflexion im Spiel ist, als bei der Gestaltung der Sprachmittel — ablassen, die einmal sich eingebürgert haben, werden wir einsehen, wie verkehrt es wäre, von dem Bau und Stil der Sprache ohne weiteres auf eine Verschiedenheit der 'Weltanschauung' und der elementaren geistigen Konstitution der sie sprechenden Menschen schließen zu wollen.«¹ Keine Frage, daß dergleichen Rückschlüsse eine relativ bequeme Erklärung an die Hand geben, und daß gerade darin ihr Reiz, aber auch ihre Gefahr liegt; neigt doch unsere Zeit überhaupt in Reaktion gegen eine gewisse isolierende Betrachtung zu synthetischer Auffassung kultureller Erscheinungen und räumt, während früher vielleicht der analysierende Verstand zu sehr dominierte, der Phantasie in Verbindung mit einer eigenartigen aprioristischen Denkart (d. i. Intuition) bei solchen Konstruktionen ein weitgehendes Vorrecht ein. Das künstlerische Gestalten, das in jeder Zusammenfassung historischer Ereignisse notwendig liegen muß, gewinnt dadurch vielfach auch die Oberhand dem Zwecke nach, insofern das Streben nach ästhetischem Wohlgefallen und nicht nach Wahrheit allein treibendes Motiv ist. »...-Wer den Grund für die Entstehung eines verschiedenen Baues der Sprachen verschiedener Völker ohne weiteres in einer verschiedenen Qualität und Struktur der Elemente des darin ausgedrückten Denkens, in verschiedenen 'Denkformen', entdeckt zu haben glaubt, wird sich eben dabei beruhigen und nicht nach weiteren Ursachen forschen, während derjenige dazu gehalten und getrieben ist, der jene nativistische Lösung als fiktiv ablehnt. Wir werden aber — wie schon angedeutet — sehen, daß sie in der Tat größtenteils fiktiv ist und auf einer Reihe nachweisbarer Verwechslungen beruht. Man trägt dabei in weitem Umfang und ganz unberechtigterweise Unterschiede der äußeren Sprachform in die Bedeutung hinein. Man konfundiert nebstdem mit dieser noch etwas anderes, was zwar in gewissem Sinne etwas Innerliches ist, aber in Wahrheit ebenfalls nicht zum Bezeichneten, sondern selbst nur zu den Beziehungs- oder Verständigungsmitteln gehört und das wir an späterer Stelle unter dem Namen der figurlichen und der konstruktiven inneren Sprachform ausführlich charakterisieren werden. Und man identifiziert endlich graduelle Unterschiede in der Komplikation und Ausbildung des Denkens fälschlich mit elementaren Unterschieden und 'Formen' desselben.«²

105. Wenn jemand die Meinung vertreten wollte, die fundamentale Wesenseinheit des menschlichen Denkens müßte doch eine einheitliche, universelle Sprache bedingen, dann steht er eben auf dem

¹ (VIII) p. 87 f.

² (VIII) p. 88.

Standpunkte des Nativisten, indem er die Wesenseinheit von Denken und Sprechen bewußt oder unbewußt voraussetzt; aber ebenso verhält es sich mit denen, die umgekehrt aus dem Sprachbau die gedankliche Struktur restlos ableiten wollen. Wir werden also immer wieder auf das Ursprungsproblem zurückgestoßen und erkennen immer eindringlicher, welche zentrale Stellung es einnehmen muß. »Wie denn, wenn die Sprache nicht eine innerlich notwendige, sondern eine absichtlich zum Zwecke der Verständigung, aber planlos und unsystematisch (und auf Grund einer mangelhaften Gabe, das eigene psychische Leben und seine Inhalte aufzufassen) herbeigeführte Darstellung der Gedankenwelt wäre? Wenn dies der Fall ist, dann wird, auch wenn jene Welt in ihrer elementaren Struktur überall übereinstimmt, die Folge doch keine andere sein können als der Zustand, den wir tatsächlich verwirklicht sehen, nämlich daß gewisse 'logische' Kategorien (d. h. hier nichts anderes als fundamentale Bedeutungsunterschiede) ihr Gegenstück irgendwie in jeder Sprache haben und entsprechende grammatische Kategorien darum in jeder Sprache irgendwie gefunden werden, während andere grammatische Kategorien (d. h. in diesem Falle fundamentale Verschiedenheiten der äußeren und inneren Sprachform) in verschiedenen Sprachen mannigfach wechseln und nicht aus den 'logischen', d. h. aus Unterschieden der Funktion abzuleiten sind. So ist denn dieser rasche Schluß, der aus dem verschiedenen Bau der Sprachen eine Verschiedenheit des dadurch ausgedrückten Denkens dartun soll, ganz untriftig. Es kann trotz der ersteren Differenz doch Übereinstimmung im Zweiten bestehen. Wie weit sie tatsächlich gehe und wie weit sie mit bunter Verschiedenheit im Ausdruck verträglich sei, wie weit aber andererseits auch gewisse übereinstimmende Züge und Bestandteile in allen Sprachen gefordert seien, das ist im einzelnen zu erforschen auf Grund jener psychologischen Erkenntnisse, die wir oben vom philosophischen Grammatiker forderten. Ich meine: auf Grund einer mikroskopischen Analyse des Bewußtseins und seiner Inhalte einerseits und andererseits auf Grund des Studiums der Kräfte und genetischen Gesetze, mit denen jede Gewinnung von Ausdrucksmitteln für jedes Ausdrückende beim Menschen zu rechnen hatte. Die Einsicht in diese beiden Faktoren wird mit derjenigen Genauigkeit, die hier überhaupt möglich ist, den Forscher erkennen lassen, was im Bau und der sonstigen Beschaffenheit der Sprachen variieren kann. Sie wird ihn aber auch in die Lage setzen, das, was überall übereinstimmend gegeben sein muß, sei es voranzusehen, sei es nachträglich aufzuweisen, und so die eigenartigen Züge, die das Antlitz aller menschlichen Rede als solches kenntlich machen, aufzudecken, auch da, wo ein nicht durch richtige Psychologie geschärfter Blick nur ein buntes Chaos von Besonderheiten und eine allem 'Logischen' hohnsprechende Autonomie der Sprachen zu sehen glaubt und jenes durch jegliche individuelle und nationale Verschiedenheit durchblickende

allgemein Menschliche nicht zu erspähen vermag.¹ Ich möchte hier im Vorübergehen nur noch hinweisen auf die Erscheinungen in der Kindersprache; da zeigt sich, wie in gewissem Ausmaße jedes Kind sich seine eigene Sprache zu schaffen in der Lage ist, sowohl was Lautliches als auch Syntaktisches betrifft, wenn auch gewisse allgemeine Grundzüge übereinstimmen. Niemand wird darum, glaube ich, bei den Kindern eines Volkes verschiedenes Denken voraussetzen wollen in dem Sinne, wie man dies oft auf dem Gebiete der Völkersprachen in Anschlag bringen möchte. Was hier bei den Kindern durch die sprechende Umwelt bald unterdrückt und in andere Bahnen gelenkt wird, das konnte einst bei geringeren äußeren Einwirkungen oder bei völlig freier Entwicklungsmöglichkeit sehr differente Ausgestaltungen erfahren. Auch die moderne Kinderpsychologie stimmt durchaus darin überein, daß Denken und Sprache nicht wesenseins sind, sondern daß das Denken der Sprache vorausseilt.

106. Wir wollen jetzt das Problem enger umgrenzen und das Gebiet der inneren Sprachformen dabei besonders in Rücksicht ziehen. Vorerst aber muß ein Begriff von außerordentlicher Tragweite seinem Inhalte nach erörtert werden, der heute wiederum eine große Rolle spielt; ich meine den Begriff '**Volksseele**' oder '**Volksg Geist**'. Manche Forscher haben sich solchem Ausdruck gegenüber sehr vorsichtig verhalten; so z. B. *H. Paul*. Er hat besonders betont, daß jedes Wort und jede Form zuerst von einem bestimmten Individuum gebraucht worden sei. Auf der anderen Seite steht etwa *Wundt*, der gewisse Erzeugnisse der Gemeinschaft nicht individuellen Urhebern, sondern der '**Volksseele**' zuschreiben möchte. So hat nach ihm der 'reguläre' Bedeutungswandel generellen Ursprung, der 'singuläre' individuellen. Hier hat nun M. eine höchst bedeutungsvolle längere Erörterung einfließen lassen, die ich vollständig wiedergeben muß, weil ich glaube, daß uns gerade in dieser Frage eine Klärung nottut.
107. »Wenn man davon spricht, der Geist oder die Seele einer gewissen Korporation oder überhaupt Gesamtheit sei nicht der Geist eines einzelnen oder der einzelnen für sich genommen, so hat dies ohne Zweifel eine gewisse Wahrheit. Erstlich kann durch Zusammenwirken vieler einzelnen ein Maß von Arbeit geleistet und damit ein Werk geschaffen werden, wozu jeder einzelne für sich unfähig wäre. Ferner können bei der Mehrzahl der Individuen einer Gesamtheit gewisse Neigungen, Gewohnheiten und Traditionen, Sympathien und Antipathien wirksam sein, welche vielleicht mit denen vereinzelter anderer in Widerstreit sind, aber diese unterjochen. Sei es in dem Sinne, daß sie dieselben allmählich in ihrer Eigenart abschwächen und nach sich ummodellieren, sei es in dem Sinne, daß sie jedenfalls bei der Ausführung dessen, was als Werk und

¹ (VIII) p. 89 f.; der ganze Abschnitt (p. 51—95) enthält sehr wichtige Aussprüche mit abweichenden Meinungen, insbesondere mit Steinthal und Wundt. Dazu vgl. auch (V) p. 94 (Note).

Ausdruck der Gesinnung der Gesamtheit erscheint, so überwiegen, daß sie allein sich deutlich darin zu erkennen geben. Ja, sogar wenn gewisse Gewohnheiten und Neigungen allen Individuen einer Körperschaft eigen sind, kann es sein, daß sie bei ihnen doch eben nur, sofern sie Glieder dieser Gesamtheit sind, voll zur Geltung und Wirksamkeit kommen, sei es, daß der einzelne der Anregung und des Beispiels der anderen bedarf, sei es, daß sonstwie nur so alle Bedingungen für die ungehemmte Betätigung jener Neigungen und Fähigkeiten erfüllt sind. Aber bei alledem muß doch festgehalten werden, daß jene Dispositionen und Gewohnheiten, Sympathien und Antipathien, eben nur die einzelnen Individuen zu Trägern haben und daß nur diese und die ihnen innewohnenden psychischen Kräfte es sind, auf welche die besonderen Umstände, in welche sie — sei es gemeinsam, sei es einzeln — gestellt sind, als Anreize und Förderungen oder Hemmungen wirken können. Und wenn es auch oft vorkommt, daß der 'Sondergeist' eines einzelnen dem sogenannten 'Geist einer Gesamtheit' erliegt und sich ihm angleicht, so kommt doch auch wohl einmal das Umgekehrte vor, nämlich daß ein einzelner einer Gesamtheit sein Gepräge aufzwingt und sie nach seinen Gesinnungen und Neigungen, die ursprünglich Sonderneigungen waren, ummodellt. Freilich nicht plötzlich und unvermittelt oder durch ein einmaliges Kommando. Ein solches wird selbst einer Sklavenseele gegenüber nicht sofort den Erfolg haben, sie innerlich umzugestalten. Aber durch kluge Benützung der Gesetze der Urteils- und Gesinnungsbildung ist es schon manchemal einem Geiste von überlegener Kraft gelungen, das, was zunächst nur sein Geist war, stufenweise und allmählich zum Geiste einer Gesamtheit zu machen.

Das alles wird heute wohl niemand ausdrücklich bestreiten. Aber durch eine gewisse mystische Richtung in der Philosophie war einst die Rede von dem Geiste oder der Seele einer Gesamtheit begünstigt, welche doch etwas anderes sein sollten, als was wir oben so nannten, nämlich etwas anderes als die Dispositionen der einzelnen unter dem Einfluß der gemeinsam auf sie wirksamen Verhältnisse, Traditionen usw. Man neigte dazu, die Gesamtheit als solche zu hypostasieren und die so hypostasierte Fiktion wurde auch für die Frage nach dem Ursprung der Sprache und Sprachen und nach den Gründen ihrer besonderen Entwicklung und Gestaltung als Lösung ausgebaut. In Wahrheit war sie natürlich keine Erklärung und verhinderte nur, indem sie eine solche vortäuschte, daß man sich energisch der Forschung nach den wirklichen Ursachen der Erscheinungen befiß. Da aber auch heute noch der eine und andere, obwohl er es nicht Wort haben will, ein Anhänger jener fiktiven Hypostasierung von Kollektionen und Allgemeinheiten ist und Reden, die nur den Wert von Bildern haben können, unter der Hand wie ernstliche Erklärungen der Tatsachen gelten läßt, so erscheint es wohl gerechtfertigt, ja geboten, daß man dem immer wieder entgegentrete und betone, daß es in der psychischen wie

der physischen Welt keine Realitäten gibt als die Individuen und ihre Wechselwirkung mit dem sie umgebenden Umständen. Aber — wie schon bemerkt — worauf es dabei (z. B. hinsichtlich des Ursprungs und der Entwicklung der Sprache) ankommt, ist nicht die Lehre, daß (auch im Gebiete der 'Volksseele') jeder einzelne Schritt der Wortbildung und Bedeutungsänderung einmal von einem **allein** original getan wurde, sondern nur, daß **entweder** dies der Fall war **oder** daß derselbe Schritt oder ein nahezu gleicher von mehreren bestimmten Individuen gleichzeitig oder nahezu gleichzeitig unabhängig gemacht wurde. Im letzteren Falle konnte, was damit gewonnen war, Gemeingut werden, ohne daß es alle von einem empfangen hatten. Doch ist und war auch das andere nicht ausgeschlossen und ist gewiß vielfach vorgekommen, ganz unbeschadet der Volkstümlichkeit des betreffenden Erzeugnisses. Wie auch umgekehrt es auf solchen Gebieten geistiger Bewegung, die nicht Sache des Volkes sind (wie die strenge Wissenschaft), vorkommen kann und vorkommt, daß mehrere nahezu gleichzeitig und unabhängig voneinander denselben oder nahezu denselben Schritt nach vorwärts tun, unbeschadet dem ganz unvolkstümlichen Charakter ihrer Bestrebungen und des Resultats derselben.¹ Kurz: der Umstand, daß eine Errungenschaft nur von einem original gewonnen, von den anderen bloß übernommen und weiter tradiert wurde und wird, oder daß mehrere unabhängig voneinander zu ihr gelangen, ist durchaus nicht entscheidend für ihren volkstümlichen oder nicht volkstümlichen Charakter. Und beide Gebiete können miteinander gemein haben, daß ein bemerkenswertes Ganzes von Leistungen nur durch das Zusammenwirken eines größeren Kreises von Individuen, nicht durch ein Individuum allein, zu stande kam und kommen konnte, wie ja auch z. B. bei wissenschaftlicher Tätigkeit der einzelne durch Wechselwirkung mit anderen und durch ein gegenseitiges Nehmen und Geben zu Arbeiten fähig wird, zu denen er für sich allein nie im stande gewesen wäre, und wie auch hier nur durch eine Vereinigung vieler Kräfte ein Werk von größerer Bedeutung möglich ist.² In diesem Sinne ist die Bildung der Sprache, wie diejenige volkstümlicher Sitten, rechtlicher und staatlicher Institutionen³ Erzeugnis der 'Volksseele'; diese Schöpfungen haben nur Sinn und Zweck im Zusammenleben und Verkehr einer Vielheit von Individuen. Zur Sprachbildung trägt jeder Volksgenosse etwas bei, »sei es schöpferisch, sei es durch Verständnis, Aufnahme und Wiedergabe des Geschaffenen.«⁴

¹ Diese Bemerkungen beziehen sich auf Wundts regulären (d. h. generellen und volkstümlichen) 'Bedeutungswandel'.

² (VIII) p. 587—589; vgl. dazu auch (III) p. 18—19 (auch abgedruckt in E. St. 57, 168 f.).

³ Dazu (VIII) p. 735 ff.

⁴ (VIII) p. 590.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zum Problem 108. der inneren Sprachformen zurück und fragen wir, wieweit sich etwa aus ihnen auf die Eigenart des Sprechenden Individuums oder des Volkes ein Rückschluß ziehen läßt.

Was die figürliche innere Sprachform betrifft, so habe ich schon früher gelegentlich darauf aufmerksam gemacht, daß wir eigentlich nur von der f. i. Sprachform eines Ausdrucksmittels sprechen sollten. Wir kennen bereits ihr Wesen; sie ist diejenige Vorstellung, die, bildlich gesprochen, zwischen Lautform und der eigentlichen Bedeutung liegt, welche letztere sie assoziativ wachzurufen bestimmt ist. Nun läßt sich nicht leugnen, daß die f. i. Sprachformen bei verschiedenen Ausdrucksmitteln innerhalb einer Sprache oder Sprachfamilie gewisse Züge der Übereinstimmung aufweisen können, so daß man in dieser Beziehung von einem mehr oder weniger einheitlichen Stil sprechen möchte. Aber man muß sich hüten, hinter derartigen gemeinsamen Zügen eine besondere 'Weltanschauung' suchen oder darin verschiedene 'Denkformen' sehen zu wollen. »Nennt einer auch dies ein besonderes und hier und dort verschiedenes Denken, das in den verschiedenen Sprachen lebe, sagt einer mit Bezug darauf: verschiedene Sprachen zeigten ganz verschiedene Auffassungen, so hat dabei 'Denken' und 'Auffassen' einen ganz anderen Sinn als vorhin (wo es sich um die Summe der Bedeutungen handelte). Es sind nicht die durch die Sprachmittel bedeuteten Begriffe und Urteile, nicht Auffassungen im Sinne ernstgemeinter, theoretischer oder praktischer Klassifikationen und Deutungen der Gegenstände von Seiten des auf Wahrheit abzielenden Forschers oder Praktikers, sondern ein Denken im Sinne einer Besonderheit des Spieles der Phantasie, einer eigenartigen Ausnützung der Gesetze der Ideenassoziation teils zum Behufe der Herbeiführung des Verständnisses, teils zur Erzeugung ästhetisch wohlgefälligen Schmuckes in der sprachlichen Darstellung — ein Auffassen also und ein Subsumieren durch die Phantasie, eine 'Weltanschauung', in demjenigen oder verwandtem Sinne, wie man beim Dichter oder Märchen-erzähler, beim Rätselbildner und Schöpfer witziger Vergleiche davon spricht. Die nüchterne und die lebendige, poetische Schreibweise drücken dasselbe aus, dieselben Begriffe und theoretischen oder praktischen Wahrheiten, aber die letztere tut es reizvoller vermöge der glücklich gewählten Darstellungsmittel, und zu diesen gehört vornehmlich die innere Form.«¹ Die gemeinsamen Züge solcher Erscheinungen, soweit sie sich tatsächlich vorfinden, haben gewiß gleiche oder ähnliche Ursachen. Man mag hier hinweisen auf den gemeinsamen Kreis der Eindrücke, Erfahrungen, auf gemeinsame Interessen, auf die der betreffenden Gruppe von Sprechenden eigene, angeborene Artung und Richtung der Phantasie, womit gewiß die Wahl der f. i. Sprachform oftmals in Zusammenhang steht ganz ebenso wie beim Poeten; man mag

¹ (V) p. 82 (und Note); vgl. dazu (VI) p. 225 (Note 2), p. 306 (Note); (VIII) p. 158 ff.

weiter als einen wichtigen Faktor die 'Macht der durch das Vorausgehende begründeten Vorstellungs- und Sprechgewohnheiten und des sogenannten Analogiegefühles' hervorheben.

109. »So kann man ja aus den f. i. Formen einer Sprache (insbesondere einer primitiven) unter Umständen erkennen, ob das Volk, das sie gebildet hat, Ackerbau treibt oder mehr der Jagd und dem Kriege, ob es am Meere oder im Gebirge lebte usw. Aber soweit eben diese und ähnliche, die Wahl der f. i. Sprachformen beeinflussende Umstände innerhalb verschiedener Kreise derselben Sprachgemeinschaft verschiedene waren, sehen wir auch sofort Abweichungen in jenen Wirkungen. Und so ist es ja eine bekannte Erfahrung, daß verschiedene Gesellschafts- und Berufsklassen (Jäger, Bergleute, das Waffenhandwerk) vermöge der Verschiedenheit der sie tagtäglich umgebenden Eindrücke andere und andere sprachliche Bilder bevorzugen und zum allgemeinen Sprachgebrauch beisteuern, soweit es diesem gefällt, sie aufzunehmen. Immerhin begegnen wir — wie schon bemerkt — auch solchen inneren Formen, die von vornherein ihren Ursprung haben in der allgemeinen Richtung der Phantasie und der Vorstellungsgewohnheiten und den gemeinsamen Erfahrungen, die dem einen sprachbildenden Volk vor dem anderen eigentümlich sind und als Frucht dieses gemeinsamen Bodens entsprechende Verwandtschaft zeigen. Ein Volk, das den Pfeil 'Kind des Bogens' nennt, wird analoge Wendungen auch in analogen Fällen bevorzugen. Wer wie die Malaien sagt: 'Dir habe ich es gegeben' sagt: Du (bist der) Platz meines Gebens und statt 'lerne die Lehre': die Lehre (sei) dein Lernort, wird überhaupt nominale Wendungen statt verbaler lieben, z. B. statt: 'iß dies' dies (sei) dein Essen sagen. Wer für 'sehr früh' früh früh, für 'außerordentlich früh' früh früh früh sagt, wie die Mandeneger, der wird die Wiederholung überhaupt gern als figürliche innere Form (denn auch hier handelt es sich um eine solche) für jegliche Art von Steigerung und Verstärkung verwenden. Und solche weitreichende Methoden des Ausdrucks tragen (im Vereine mit dem, was wir unten als konstruktive innere Sprachform kennen lernen werden) sehr dazu bei, der Sprache ein eigentümliches Gepräge zu geben. Sie gehören zu dem, was man den Geist oder Genius derselben nennt und dessen man nicht so leicht Herr wird wie der äußeren Sprachform, da es — obwohl an und für sich gesetzmäßig — sich nicht in einfacher Weise auf Regeln bringen, sondern nur etwa typisch charakterisieren läßt. So etwa wie wir auch die Launen von Wetter und Wind, obschon auch hier alles nach Gesetzen (nur nach sehr komplizierten) verläuft, nicht im einzelnen mit Sicherheit voraussagen, sondern nur nach gewissen Richtungen und Typen zu charakterisieren vermögen. Doch sei noch einmal betont, daß in ihren allgem reinsten Zügen die Erscheinungen der inneren Sprachform überall übereinkommen und daß auch gewisse spezielle Methoden, wovon wir Beispiele kennen gelernt haben und noch kennen lernen werden, sich mehr oder weniger durch alle menschlichen Sprachen hindurchziehen.«¹

¹ (VIII) p. 142—144.

In diesem Zusammenhang kann auch eine Frage berührt werden, die M. bereits im 'Ursprung' erörtert hat;¹ nämlich das Problem, wie sich speziell auf dem Gebiete der Syntax in einer Sprache eine einheitliche Methode, ein einheitlicher Stil grammatischer Bezeichnung ausbilden konnte. Die Gründe hiefür sind seiner Meinung nach ähnlich denen, welche zur allgemeinen Verwendung eines einfachen Ausdrucksmittels führten, trotzdem von Anfang an die Möglichkeit offen lag, mehrere synonyme Benennungen etwa für ein- und denselben Gegenstand in Gebrauch zu nehmen. Bei der Annahme einfachster Verhältnisse (z. B. nur zweier gleich organisierter und unter denselben Einflüssen stehender Menschen) findet M. die Erklärung eines einheitlichen grammatischen Stils nicht schwierig. Assoziation und Gewohnheit bestimmten den Schöpfer eines einfachen Namens, diesen, nachdem er einmal als Vorstellungsausdruck Verständnis gefunden hatte, abermals in gleichem und analogem Sinne zu gebrauchen; auf ebendieselbe Weise kam der Sprecher dazu, »einen syntaktischen Ausdruck und weiterhin eine Methode syntaktischer Bezeichnung, die sich einmal brauchbar erwiesen hatten, wieder anzuwenden, so weit sie sich zu bewähren versprochen. Dieselbe Wirkung der Gewohnheit ist sehr deutlich bei den Kindern zu beobachten, die, nachdem sie einzelne Beispiele von Flexionen gehört, sofort alle Verba oder Nomina analog behandeln.«² 110.

Wie denn aber nun bei einer Vielheit von Individuen, die alle irgendwie zur Sprachbildung beitragen, wie konnte sich da doch ein gewisser einheitlicher syntaktischer Ausdruck ergeben? 111.

M. verweist hier auf das allgemeine Naturell eines Volkes und auf gemeinsame Einflüsse, unter denen die Sprachgenossen stehen. Ähnlich wie die Gleichheit der Sitten, der Moden, des Kunstgeschmackes aus gleichen angeborenen Dispositionen und gleichartiger Beeinflussung hervorgehen, so machen sich auch Eigentümlichkeiten in der Richtung der Phantasie und Auffassung der Dinge, Empfänglichkeit für Neues oder konservativer Sinn u. dgl. in analoger Weise bei der Ausbildung der Sprache geltend. Und weiter wird der lebendige, gegenseitige Verkehr nivellierend einwirken, indem von mehreren Ausdrucksmitteln oder -methoden das Brauchbarere naturgemäß allmählich die Oberhand erlangt. Freilich sind hier sehr viele graduelle Unterschiede möglich, und insbesondere wird sich bei einem großen Kreise Sprechender ein neuer Usus, auch wenn er vorteilhafter wäre, schwerer durchringen als bei einer kleineren Zahl von Sprachgenossen. »Kam also ein gewisser syntaktischer Kunstgriff in einer Sprache nicht auf, ehe eine große Menschenmenge an ihr teilnahm, so kann ihm trotz entscheidender Vorzüge der Zugang verschlossen bleiben; und wir sehen in der Tat in manchen Sprachen eine im Vergleich zu den Mitteln anderer Sprachen unvollkommenere Methode mit der ganzen

¹ (I) p. 119—126.

² (I) p. 122.

Zähigkeit einer eingewurzelten Gewohnheit sich entfalten, ohne daß sie auch nur durch Anfänge von etwas Besserem in ihrer Herrschaft angefochten würde. Ein frappantes Beispiel dafür bietet die chinesische Sprache, welche die Mittel der syntaktischen Determination mühsam den Unterschieden der Stellung und der Verwendung isolierter Partikeln abgewinnt und keinerlei Zusammensetzungen, Flexionen u. dgl. bildet.«¹ Dagegen zeige gerade, meint M., die Sprache abgelöster, kleinerer Teile eines Volkes (Kolonisten) eine weit größere Tendenz nach Neuerungen und eine erhöhte Entwicklungsfähigkeit. Er faßt schließlich seine Ausführungen dahin zusammen, daß vorzüglich zwei Kräfte auf die Einheit des Sprachbaues hinwirken mußten. »Vorab war Gewohnheit und, was ja eigentlich darunter befaßt ist, Übertragung auf analoge Fälle tätig. Sie wurde aber ergänzt durch das Gesetz, daß, wo mehrere Gewohnheiten koexistieren, die brauchbarere mehr und mehr ihre Herrschaft ausdehnt und schließlich allein das Feld behauptet. Nimmt man noch den Umstand hinzu, daß, wenigstens auf den niedrigen Entwicklungsstufen, vielleicht nur zwischen wenigen Methoden zu wählen war, und bedenkt man auch die Einflüsse ähnlicher Organisation und gleicher äußerer Verhältnisse auf die Sprachbildung, so dürften für die innere Symmetrie in der Syntaxe der einzelnen Sprache, so weit sie besteht, genügende Erklärungsgründe gegeben sein.«²

112. Es braucht wohl nicht im besonderen hervorgehoben zu werden, daß M. in seinen sprachphilosophischen Arbeiten es sich zur Aufgabe gesetzt hatte, das Allgemeine und Typische herauszuarbeiten. Ich habe seine Intentionen in meinem Aufsatz 'Über Prinzipienfragen der Sprachwissenschaft'³ darzulegen versucht und möchte den Leser hier nochmals auf seine eigene Begriffsbestimmung der 'Sprachphilosophie' verweisen.⁴ Es konnte gar nicht in seiner Absicht liegen, derartige Probleme mit Rücksicht auf zahlreiche verschiedene sprachliche Einzelfakta erschöpfend zu behandeln.

113. Ich will aber doch diese Erörterungen nicht schließen, ohne einige prinzipielle methodische Fragen der sprachgeschichtlichen Einzelforschung berührt zu haben, gerade mit Rücksicht auf die Sphäre der f. i. Sprachformen.

Auch für eine Sprache umfaßt dieser Fragenkomplex eine solche Fülle von Erscheinungen, daß es unbedingt geboten erscheint, das Gesamtproblem in Teile aufzulösen und hiebei wiederum die einfacheren Fragen vor den komplizierteren in Angriff zu nehmen. Hiezu gehört einmal, daß die deskriptive Betrachtung der genetischen Forschung vorangehe⁵ und daß das Beobachtungsmaterial bei Einzeluntersuchungen entsprechend eingegrenzt werde. Deskription auf dem Gebiete einer Sprache

¹ (I) p. 124.

² (I) p. 126; vgl. dazu (IV) p. 162.

³ E. St. 57, insbes. p. 171 ff.

⁴ (VIII) p. 19 f.; dazu p. 19 f. unserer Ausführungen.

⁵ Dazu vgl. E. St. 57, 171 ff.

heißt für unseren Fall nichts anderes als die genaue Beschreibung der f. i. Sprachformen innerhalb eines Sprachzustandes. Wir wissen bereits, wie ihre Wirksamkeit sich im Sprachbild zeigt; in ihren Bereich fällt einerseits das Gebiet der Synonymik, andererseits das der Äquivokationen, d. h. die übertragene Verwendung von Ausdrucksmitteln.¹ Nun findet sich all dies, wie wir sahen, nicht nur im Bestande der Autosemantika (vor allem der Namen, Aussagen und Emotive), sondern ebenso bei den Synsemantika, und weiter, was die äußere Sprachform betrifft, sowohl bei einfachem als auch bei syntaktisch gegliedertem Ausdruck. Synonyma lassen uns erkennen, welche f. i. Sprachformen für eine Bedeutung in Verwendung kommen können; Äquivokationen, wie eine f. i. Sprachform zur Erweckung verschiedener Bedeutungen dienen kann. Die letzteren sind insbesondere deshalb wichtig, weil sie uns die Richtung angeben, nach der ein 'Bedeutungswandel' sich vollzogen hat oder vollziehen könnte. Bei der deskriptiven Betrachtung nun wird es sich in erster Linie um diejenigen Fälle der in Frage stehenden Erscheinungen handeln, in denen sich die f. i. Sprachformen in aktueller Wirksamkeit erweisen, lebendig ins Bewußtsein des Sprechenden und Hörenden treten, also nicht bloß historisch erkennbar sind. Schon aus diesem Umstand erhellt, daß wir uns zur Erforschung dieser sprachlichen Phänomene einen Sprachzustand wählen sollten, der unserer Erfahrung möglichst offen liegt und auch an gleich oder ähnlich geartetem Sprachmaterial genügend Ausbeute gewährt; wir werden also den Querschnitt nahe an die Gegenwart heranzurücken trachten. Nun sind aber die Verhältnisse innerhalb eines Sprachzustandes recht komplizierter Natur, so kompliziert, daß sie ein einzelner, auch wenn er in der glücklichen Lage ist, seine Muttersprache zum Forschungsobjekt zu haben, niemals wird vollständig überblicken können. Ich habe hier weniger die lokalen Sprecharten ('Dialekte') im Auge, als vielmehr die sozialen Sondersprachen,² weiterhin auch die verschiedenen Stilarten der Rede, die bekanntermaßen bei einem Individuum mannigfache Schattierungen aufweisen.³ Die Scheidung zwischen gesprochener und geschriebener Sprache ist von besonderer Wichtigkeit und bei beiden die verschiedenen Zwecke, denen der sprachliche Ausdruck dient, ins Auge zu fassen. Namentlich ist hier die Sprache zur Verständigung und nüchterner Gedankenmitteilung zu trennen von der Sprache als Kunstmittel; gewiß gibt es dann auch zwischen beiden graduelle Übergänge: man denke an die belehrende Rede, an die einfache oder schwungvolle Erzählung, an den oratorischen Stil u. dgl. Wir haben bereits gesehen, wie M. bei der Untersuchung der Farbenbezeichnung Alltags- und Kunstsprache auseinanderhält und bezüglich der f. i. Sprachformen für beide auf Sondererscheinungen hinweisen konnte. Am vorteilhaftesten wird es also wohl sein, sich zunächst auf eine Stilrichtung der

¹ Vgl. unsere Darlegung p. 74 ff.

² Vgl. dazu die Bemerkung M.'s (VIII) p. 591 (Note).

³ Auch das Studium der Kindersprache gibt reiche Ausbeute für das Problem der f. i. Sprachformen.

betreffenden Sprache zu beschränken und auch da nach Bedeutungskategorien und ihren i. Sprachformen zu scheiden. Unser Augenmerk muß hiebei vor allem auf diejenigen Sphären gerichtet sein, denen die f. i. Sprachformen, die 'Bilder' des Ausdrucks entstammen.¹ Sie geben uns einen Anhalt für die eigenartige Phantasie, für das Interesse und für die schöpferische Kraft des Sprechenden. Erweitern wir dann von einem solchen Zentrum aus unsere Untersuchung auf andere Stilgattungen, so wird sich doch im betreffenden Sprachzustand ein größerer oder geringerer Bestand an gemeinsamen, usuellen f. i. Sprachformen zeigen, die Rückschlüsse auf das Volkstum gestatten. Man denke an den Einschlag von Ausdrücken aus der Sphäre der Bibel, der Handels-, Seemanns-, Sportsprache u. dgl. im englischen *Standard*. Interessant und zugleich eigenartig in ihrem Wesen ist die Sprache des Dichters. *Hirt* hat die Dichtersprache nicht unzutreffend janusköpfig genannt; ihr Antlitz sei zugleich in die Vergangenheit und in die Zukunft gerichtet. Archaismen, Tradition und Neuschöpfung gehen in ihr Hand in Hand. *Meißner*² hat für die Sprache der Skalden in eindringender Untersuchung die Kenningar untersucht; nach unserer Terminologie handelt es sich hiebei um nichts anderes als um die Erforschung der f. i. Sprachformen auf dem Gebiete der Namen für eine gewisse dichterische Stilrichtung. Da zeigt sich die Macht der Tradition ebenso, wie zugleich die Möglichkeit aus diesen Erscheinungen Rückschlüsse auf geistige Interessenssphären zu ziehen, die freilich größtenteils bereits der Vergangenheit angehören und somit nur mehr historisch erkennbar sind.

114. Derartige Betrachtungen führen denn auch über die Deskription hinaus zu genetischer Forschung. Im Zentrum dieser historischen Fragen steht natürlich alles, was man als 'Bedeutungswandel' bezeichnet hat. Über sein Wesen haben wir bereits früher gesprochen. Der Sprachhistoriker wird besonderes Interesse daran haben, den Gründen dieser Erscheinungen nachzugehen. Freilich sind aber gerade in dieser Richtung unserer Erkenntnis Schranken gesetzt und M. hat wiederholt auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, welche dem Forscher hiebei entgegenreten.³ »Bei der Plan- und Sorglosigkeit, womit die Sprachschöpfer die loseste Anknüpfung, die das Neue, Bezeichnung Heischende, an etwas Altes zuließ, eifrig benützten, um dem dringenden Bedürfnis des Augenblicks abzuweichen, mußte unter verschiedenen Umständen eine unberechenbare Mannigfaltigkeit und Freiheit in der Wahl der inneren Form für die gleichen Begriffe und Gedanken Platz greifen. Im Gebiete der Bedeutungsübergänge ist — wie man öfter betont hat —

¹ Ich verweise auf *Hirt*, *Etymologie der deutschen Sprache* (1921²), p. 285 ff.; dies Buch enthält im übrigen eine Fülle von Stoff und Literatur für unser Problem, wenngleich *Hirt* das Material im wesentlichen auch nur auf das Gebiet der 'Namen' eingrenzt.

² *R. Meißner*, *Die Kenningar der Skalden* (Bonn und Leipzig 1921); dazu *de Boor*, *Literaturblatt f. g. r. Phil.* 1923, sp. 240 ff.

³ Vgl. (V) p. 98 (Note); (VIII) p. 597 ff. die erstere Stelle ist oben zitiert.

wirklich fast alles aus allem gemacht worden und nicht bloß von einer strengen Vorausberechnung der verschlungenen Wege, die beschritten worden sind, kann darum nicht entfernt die Rede sein, sondern auch nachträglich bleiben sie gar manchmal unauffindbar oder schwer begreiflich, nicht bloß wegen des Verfalls und Wandels der Lautgestalten, sondern auch wegen der Schwierigkeit, uns in die eigentümliche Auffassung der Phantasie des Sprachbildners (z. B. die Scheinähnlichkeit, die ihm irgendwo vorgaukelte), oder die ganz besonderen Umstände hineinzudenken, die seine Wahl leiteten. Wohl treffen wir — wie wir ja auch noch fortwährend verschiedene Individuen gelegentlich auf dieselben Vergleiche und analoge witzige Wendungen verfallen sehen — in verschiedenen Sprachen unabhängig voneinander stückweise dieselben oder analoge innere Formen, aber vieles andere unter den Gleichnissen, Metonymien und Synekdochen, womit die Sprachschöpfung und Sprachgestaltung arbeitete, ist da und dort ganz eigenartig und individuell. Daher die häufige Verlegenheit des Etymologen. Und wenn ich auch nicht mit Augustin sagen möchte: *Ut somniorum interpretatio ita verborum origo pro cuiusque ingenio iudicatur*, falls man dabei an die Traumdeutung im üblichen phantastischen Sinne denkt, so kann man doch gewisse Schwierigkeiten, die dem Etymologen begegnen, ganz wohl demjenigen vergleichen, welche dem vollen Begreifen der Träume aus den Gesetzen der Ideenassoziation entgegenstehen. Die Verwandtschaft der Gebiete liegt eben in dem je nach Umständen unendlich mannigfaltigen Spiel der Ideen, mit dem man es hier und dort zu tun hat. Am lohnendsten und reizvollsten dürfte es sein, eben den speziellen Umständen sein Augenmerk zuzuwenden, unter denen sich verschiedenorts die Bewegung der inneren Sprachform vollzogen hat und vollzieht, jene, soweit möglich, aus dem umfassenden Überblick über diese und diese aus jenen begreifend. Und ich meine unter den Umständen, welche die zusammengehörigen Erscheinungen der 'Bedeutungsentwicklung' beherrschten und ihnen ein verwandtes Gepräge aufdrückten, teils äußere, teils innere. Innere waren: eine bestimmte Richtung des Interesses und eine Neigung zu eigenartigen Weisen des Vorstellungsüberganges und der Ideenverknüpfung: Wurzelnd teils in angeborenen Anlagen, teils in Gewohnheiten, die sich für und für festsetzten. Wie der einzelne (teils infolge angeborener Dispositionen, teils infolge von Gewöhnung und besonderer Lenkung des Interesses durch die besondere Erfahrung) seine eigenartigen Wege und Sprünge in der Gedankenverbindung, in Witz und Vergleich und infolgedessen seinen eigentümlichen Stil hat, so ist es auch bei einem Volke und seiner Sprache. Innerhalb des so Verwandten kann darum gewiß mannigfach auch von ganz speziellen Bedeutungsübergängen der eine Licht auf den anderen werfen.«

An gewissen Punkten in der kulturellen Entwicklung eines Volkes wird die Forschung nach Erscheinungen des 'Bedeutungswandels' besonders fruchtbringend einsetzen können: überall dort, wo neue geistige Einwirkungen von außenher sich aufzeigen lassen. Wenn die Notwendigkeit entsteht, solch neues geistiges Gut

in der heimischen Sprache dem Ausdruck zugänglich zu machen, tritt nebst direkter Übernahme fremden Wortgutes (Lehnwörter) eine Methode der Übertragung ein, die darin besteht, daß Elemente des heimischen Wortschatzes die übernommenen neuen Bedeutungen zu decken haben (Lehnübersetzung).¹ Je nach dem Ausmaß derartiger kultureller Einflüsse werden diese Vorgänge im Sprachschätze eines Volkes begrenzter oder durchgreifender sein; immer aber werden sich ihre Spuren nach dieser Richtung aufweisen lassen. Man denke etwa an die Christianisierung der Germanen und an die Revolution, die dieser geistige Einschlag im Wortschatz hervorgerufen hat. M. Förster² hat kürzlich gerade zu diesem Problem sehr interessante Beiträge gegeben, die zeigen, welche wichtige Rolle dabei die Frage nach der f. i. Sprachform spielt; freilich liegen in der Einzelerklärung wiederum Schwierigkeiten vor, die in der Aufhellung der bei solchen Neuzeichnungen mitspielenden Ideenassoziationen begründet liegen. Bei solchen Lehnübersetzungen ist aber weiterhin noch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die bereits im fremden Sprachidiom vorhandene f. i. Sprachform übernommen wird; es gibt also auch Entlehnungen in dieser Beziehung. So ist vermutlich deutsches 'lesen' zur Bedeutung von 'Geschriebenes lesen' dadurch gelangt, daß lat. *legere* einwirkte; die bereits im lat. als f. i. Sprachform verwendete frühere Bedeutung 'sammeln' bot die Vermittlung.³

116. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, diesen Fragen weiter im einzelnen nachzugehen; ich wollte nur ein Zweifaches deutlich machen: wir müssen bei der Erforschung solcher Probleme sehr vorsichtig sein mit Synthesen und mit Rückschlüssen allgemeiner Art; wir müssen vor allem über genügendes und zunächst gründlich deskriptiv bearbeitetes Material verfügen, ehe wir weiterreichende Schlüsse und historische Erkenntnisse anstreben können. Dies gilt für unseren ganzen Fragenkomplex, nicht weniger für einfache sprachliche Ausdrücke, wie für Erscheinungen auf dem Gebiete der sogenannten 'Syntax'. Von fundamentaler Wichtigkeit ist aber bereits für die Deskription die reinliche Scheidung dessen, was die **Bedeutung** eines Ausdrucksmittels ist, von dem, was zur **Ausdrucksmethode** gehört, sei dies nun die sinnlich wahrnehmbare Seite des Ausdrucks oder die mit ihm verbundene Begleitvorstellung, welche nicht selbst die Bedeutung ausmacht, kurz seine äußere oder innere Sprachform.

¹ Vgl. dazu meine Bemerkungen in E. St., Bd. 55, 15 f. (1921).

² In seiner grundlegenden Arbeit 'Keltisches Lehnwort im Englischen' (Festschrift für Liebermann; Halle 1921).

³ Vgl. H. Paul, Wörterbuch³ (1921).

V. Historischer Ausblick.

(Der Begriff 'innere Sprachform' bei Humboldt, Steinthal und Wundt.)

Zum Abschluß meiner Darlegungen über das Problem der inneren Sprachform in Martys Sprachphilosophie scheint es mir noch angemessen zu sein, eine allgemeine Übersicht der Auffassungen zu geben, die der Philosoph auf Grund seiner empirisch-teleologischen Ansicht vom sprachlichen Geschehen ablehnen mußte und die er an verschiedenen Stellen seiner Schriften bald andeutungsweise, bald ausführlicher bekämpft hat; zusammenfassend ist dies zuletzt in einem eigenen Abschnitt der 'Untersuchungen' (p. 151 bis 180) erfolgt.¹ Für uns kommen hier vor allem die Meinungen Humboldts, Steinthals und Wundts in Betracht.¹ 117.

W. v. Humboldt hat bekanntlich den Terminus 'innere Sprachform' in die sprachwissenschaftliche Literatur eingeführt. Dieser Ausdruck erscheint zuerst in der großen Einleitung seines *Kawiwerkes* (1830—1835).² Hiebei erheben sich zwei Fragen: 1. Was bedeutet der Terminus 'innere Sprachform' im Sinne Humboldts? 2. Wie verhält sich H.'s Terminologie zu jener Martys, hat H. die Probleme Martys gesehen und in den Begriffsbereich seiner 'inneren Sprachform' einbezogen? 118.

¹ Ich gebe im folgenden alle Belege aus Martys Schriften, die sich mit den betreffenden abweichenden Meinungen auseinandersetzen. Da das ganze Problem in letzter Linie auf die Frage nach dem Sprachursprung hinausläuft, so stelle ich die auf diesen Punkt bezüglichen Äußerungen Martys vorans:

A. Zum Ursprungsproblem.

Zu Humboldt: (I) p. 10—16; (IV) p. 270—284 (wichtigste Stellungnahme M.'s zur H.'schen Sprachphilosophie überhaupt).

Zu Steinthal: (I) p. 18—39; (IV).

Zu Wundt: (I) p. 39—44; (IV); (VIII) p. 671 ff.

Mit Steinthals und Wundts nativistischen Ansichten hat sich M. ausführlich in (IV) befaßt; zur Erleichterung für den Leser verweise ich auf die eigene Anzeige Martys (im II. Bd. der Ges. Schr. p. 306 ff.), die in ausgezeichnet übersichtlicher Weise den Inhalt der langen Artikelreihe zusammenfaßt. Die letzte ausführliche Aussprache mit Wundt erfolgte in (VIII) p. 671 ff.

B. Zur Frage der inneren Sprachform.

Zu Humboldt: (III) p. 11, 67, 76; (IV) p. 130; (V) p. 81; (VIII) p. 155 ff.

Zu Steinthal: (III) p. 11/12, 76 ff., 99 f. (wichtigste Stelle); (IV) p. 70 (Note 1 und 3), 178 (Note 9); (V) p. 70 (Note), 94 (Note); (VI) p. 218 (Note 2); (VIII) p. 155 ff. (passim).

Zu Wundt: (III) p. 80—81, 91 ff. (!); (IV) p. 174 (Note); (VI) p. 220 (!); (VIII) p. 131 ff., 169 ff., 544 ff. (insbes. 581 f.).

² W. v. Humboldt's Ges. S(chriften), Ausgabe der Berliner Akademie; VII. Bd., I. Hälfte, p. 86 ff. (§ 21).

119. Die Beantwortung der ersten Frage führt uns sogleich in das Zentrum der H.'schen Sprachphilosophie. Man wird nun nicht erwarten, daß ich im Rahmen dieser Studie H.'s sprachphilosophische Gedanken ihrem ganzen Umfange nach skizziere und zu zeigen unternehme, wie eng sie sich mit seinen ästhetischen, geschichtsphilosophischen, ja selbst ethischen Anschauungen verschlingen; noch weniger kann ich hier über die geistesgeschichtlichen Voraussetzungen seiner Lehren sprechen.¹ Es muß hier genügen, seine Begriffe 'Stoff' und 'Form' auf sprachlichem Gebiete kurz zu erörtern und dann den Terminus 'innere Sprachform' einigermaßen zu klären. Über H.'s vielfarbige Ausdrucksweise ist des öfteren geklagt worden; auch die Termini 'Stoff' und 'Form' (in Anwendung auf die Sprache) sind bei ihm mannigfach äquivok verwendet.
120. Stoff ist ihm einmal auf physiologischer Seite das ungeformte Lautmaterial überhaupt, auf psychischer Seite »die Gesamtheit der sinnlichen Eindrücke und selbsttätigen Geistesbewegungen, welche der Bildung des Begriffes mit Hilfe der Sprache vorausgehen«. ² Ferner spricht er von 'Stoff' und 'Form' auf dem Gebiete der Bedeutung im Sinne von 'Stoff-' und 'Formwörtern' oder, wie er selbst sagt, von 'Sachbedeutung' und 'Formbedeutung' tragenden Wörtern. Diese letztere Gebrauchsweise bezieht sich vor allem auf Probleme der f. i. Sprachform im Gebiete der Redefügung und spielt eine Rolle bei H.'s Versuch, eine Reihe sprachlicher Entwicklungsstufen festzulegen.³ Weiterhin aber erscheint beim 'Wort' allein gelegentlich der Ausdruck 'Materie' und 'Form' für das, was wir mit Marty 'Bedeutung' und 'f. i. Sprachform' bei Namen nennen würden.⁴ Freilich ist H. auch da nicht konsequent geblieben, wie es überhaupt gefährlich ist, ihn gleichwertig aus zeitlich verschiedenen Arbeiten zu zitieren, da seine Ansichten oftmals sich verschieben und mitunter tatsächlich widersprechen.
121. Der Ausdruck Form ist begrifflich noch schillernder: Man könnte bei H. von Form der Sprache in dynamischem, statischem und normativem (oder idealem) Sinne sprechen. In *dynamischem* Sinne ist für ihn die Form der Sprache die den Gedankenausdruck zeugende Geistestätigkeit, ein formendes Prinzip, das in der Totalität des Menschen liegt, der individuelle Drang, vermittelt dessen eine Nation dem Gedanken und der Empfindung Geltung in der Sprache verleiht. In dieser Hinsicht ist also Form als das Formende zu verstehen.⁵ Da nun nach H.'s Auffassung die Sprache

¹ Ich verweise auf folgende Werke und Abhandlungen: R. Haym, W. v. Humboldt (Berlin, 1856; p. 446 ff.); M. Scheinert, W. v. Humboldts Sprachphilosophie (Archiv f. ges. Psychologie, 1908; Bd. XIII, p. 141 ff.); E. Spranger, W. v. Humboldt und Kant (Kantstudien, 1908; Bd. XIII, p. 57 ff.); W. Streitberg, Kant und die Sprachwissenschaft (Indogerm. Forschungen, 1909; Bd. XXVI, p. 382 ff.); Delbrück, Einleitung in das Studium der indogerm. Sprachen, 1919⁶, p. 45 ff.

² Ges. Schr. VII/1, p. 49.

³ G. S. IV, p. 17 ff., p. 305 ff. (vgl. auch Haym, p. 539).

⁴ G. S. V, p. 419 ff.

⁵ G. S. VI/1, p. 248; VII/1, p. 47 ff.

das bildende Organ der Gedanken ist, so muß sich die Auswirkung jener geistigen Tätigkeit zugleich in der lautlichen und psychischen Seite der Sprache zeigen. Das Gewirkte, Geformte, die Sprachform in *statischem* Sinne, besteht also einerseits in der Lautform (Wurzel, Wortbildung, Wortbeugung und grammatische Formen überhaupt), andererseits in der inneren, intellektuellen Form oder der inneren Sprachform (Begriffsbildung; Kategorisierung und gedankliche Beziehung; die Art der Bildung ganzer Ideenreihen).¹ Humboldt spricht von 'innerer Sprachform' als von dem intellektuellen Teile der Sprache schlechtweg; wir könnten etwa in seinem Sinne von der durch die Sprechetätigkeit geformten Gedankenwelt reden. Was endlich die *normative* (oder ideale) Sprachform betrifft, so handelt es sich bei ihm hiebei um kein eigentlich logisches, sondern weit mehr um ein ästhetisches Ideal einer vollendeten Sprache, in der die seiner Meinung nach zwischen ihrer lautlichen und intellektuellen Seite bestehende Antinomie möglichst überwunden sein solle.²

Wenden wir uns nun zur zweiten Frage. Da ist zunächst 122. zu sagen, daß Humboldt die Probleme Martys gesehen und in den Begriffsbereich seiner 'inneren Sprachform' einbezogen hat; *Marty* war demnach *Wechsler* gegenüber vollkommen im Rechte, wenn er selbst diesen Sachverhalt andeutete.³ Der fundamentale Unterschied liegt nun aber darin, daß Humboldt die Probleme nicht klar erkannte und erkennen konnte, da er Bedeutung und die sie intendierende Nebenvorstellung (d. i. Martys 'innere Sprachform') nicht konsequent auseinanderteilte, daher auch diesen ganzen Erscheinungen mit schwankendem Urteil gegenüberstand.

Aus Humboldts sprachphilosophischen Schriften läßt sich diese Behauptung leicht erweisen. Wir wollen zu diesem Zwecke chronologisch vorgehen. Hiebei ist auch interessant zu sehen, wie die Humboldtsche Terminologie sich erst allmählich ausbildet. *Ich gebrauche im folgenden die Termini 'f. i.' und 'k. i.' Sprachform im Sinne Martys, um die Problemstellung klar zu machen.*

In den ersten sprachphilosophischen Aufsätzen Humboldts 123. (1820—1822) leuchtet bereits das Problem der f. i. Sprachform durch. Es handelt sich zunächst um das Gebiet der 'Syntax', vorübergehend auch um jenes der 'Namen'. Ebenso wird der Fragenkomplex der k. i. Sprachform wiederholt berührt.⁴ Für die f. i. Sprachform bei Namen erscheint da der Ausdruck 'Urbedeutung'.

¹ G. S. VII/1, p. 86 ff.; bes. p. 89—90.

² G. S. VII/1, p. 80 ff.; p. 252 (auch Haym, p. 510 ff.; p. 525; Scheinert a. a. O., p. 181 ff.).

³ (VIII) p. 156 f.

⁴ G. S., Bd. IV: In dem Aufsatz »Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf verschiedene Epochen der Sprachentwicklung« (1820) wird das Problem der f. i. Sprachform in die Mitte gestellt. »Das Wesen der Sprache besteht darin, die Materie der Erscheinungswelt in die Form der Gedanken zu gießen, ihr ganzes Streben ist formal, und da die Wörter die Stelle der Gegenstände vertreten, so muß auch ihnen als Ma-

124. Zusammenhängend wird die ganze Frage, vor allem die der f. i. Sprachform, von Humboldt zuerst in der großen Abhandlung »*Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus*« (als Einleitung zu ausführlichen Untersuchungen über die amerikanischen Sprachen) behandelt (1824—1826).¹ Für die f. i. Sprachform bei 'Wörtern', also

terie eine Form entgegenstehen, welcher sie unterworfen werden.« Der Grundgedanke in der Aufstellung einer Entwicklungsreihe der Sprachen ist folgender: Die ursprünglichen Sprachen seien mangelhaft in der Herrschaft über die Form. Die Form werde entweder in Gedanken hinzuverstanden (d. h. die Beziehungen nicht explizite grammatisch ausgedrückt) oder durch ein in sich bedeutendes Wort, also als 'Stoff' gegeben; so wenn eine Sprache 'im Hause' durch 'Haus Inneres' u. dgl. wiedergibt. Auf höherer Stufe würden aber diese stoffartigen Elemente durch das rein Formelle überwunden ('im Hause') [p. 17 ff.]. H. erkennt hier die synsemantische Funktion ursprünglicher Autosemantika und hiemit die f. i. Sprachform (vgl. dazu p. 48 unserer Ausführungen). Im »*Versuch einer Analyse der mexikanischen Sprachen*« wird die f. i. Sprachform und die Bedeutung verwechselt, erstere gleichgesetzt dem Begriff; H. spricht von Urbedeutung, wo es sich um vermittelnde Bilder handelt (p. 248, 250). Der früher erwähnte Gedanke einer Stufenreihe in der Sprachentwicklung begegnet uns wieder in der Abhandlung »*Über das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwicklung*« (1822). Überall zeigt sich aber da die deutliche Vermischung von f. i. Sprachform und Bedeutung (p. 305 ff.). H. sagt da: »In jeder Sprache, die nur Analoga von Formen kennt, bleibt Stoffartiges in der grammatischen Bezeichnung, die bloß formartig sein sollte, zurück;« z. B. wenn eine Sprache 'Bauch Haus' für 'vor dem Hause' sagt, so ist seiner Meinung nach 'Bauch' stoffartig, materiell in seiner Bedeutung. Er übersieht in solchen Fällen den Charakter der f. i. Sprachformen. Im Gedanken des Sprechers handelt es sich natürlich um die räumliche Relation; die Ausdrucksmethode, deren sich die Mitteilung bedient, benützt eine kühne, sinnlich anschauliche Metapher. Durch die Verknennung dieser Erscheinung kommt H. zur Meinung, wo die Verschmelzung der Form noch nicht erfolgt sei, da glaube der Geist die Elemente noch immer getrennt zu erblicken.

G. S., Bd. V: In der Abhandlung »*Über den grammatischen Bau der chinesischen Sprache*« (1826) wird ebenfalls das Problem, diesmal vor allem das der k. i. Sprachform (der Wortstellung u. dgl.), berührt. Überall macht sich da die mangelhafte Deskription, besonders die Vermengung von Ausdrucksmethode und Bedeutung, bemerkbar. Da für H. Gedanke und Sprache untrennbar miteinander verwachsen sind (p. 322), so werden Erscheinungen der Ausdrucksmethode in die Bedeutung hineingetragen; aber gerade in diesem Punkte zeigt sich, wie H. stets nach Klarheit zu ringen sich bestrebt (vgl. p. 316, 322 u. ö.).

¹ G. S., B. V, p. 364 ff.: H. behandelt hier (§ 85—104) die f. i. Sprachform bei den 'Wörtern' (Namen); Terminologie: 'Selbstbedeutung', 'sinnlicher Stoff der Wörter'. Weitere Ausführungen (§ 136—149) betreffen das Gebiet der Syntaxe. Hier tauchen die Fragen nach grammatischen und psychologischen Kategorien auf, und zwar a) grammatische Kategorien, soweit sie sich nicht mit Bedeutungskategorien decken (§ 136—139); b) grammatische Kategorien, soweit sie überhaupt vorhanden sind oder nicht (§ 140 bis 141); c) weitere Ausblicke allgemeiner Art. Die Bedeutungskategorien nennt er 'stillschweigende Grammatik' (d. h. die grammatische Struktur, die der Sprecher in sich trägt) und die grammatischen Kategorien 'ausdrück-

bei einfachen Ausdrücken (vor allem Namen), gebraucht er jetzt die Terminologie 'Selbstbedeutung', 'sinnlicher Stoff der Wörter'; auf dem Gebiete der Syntax spricht er von 'Sprachform' schlechtweg, auch von 'reiner Sprachform'. Aber wenn auch gewiß an verschiedenen Stellen richtige Erkenntnis der Probleme aufleuchtet, so hindert H.'s Meinung von der unzertrennlichen Einheit des Ausdrucks und des Gedankens eine klare Erfassung der Probleme.

Ich kann hier nur einzelnes herausheben. Ganz deutlich erscheint ^{124a.} einmal hier das Problem der f. i. Sprachform bei Namen. H. sagt:¹ »Ich habe hierauf schon im vorigen in dem Unterschied zwischen der Vorstellung von dem Gegenstand und der des Wortes von ihm [d. h. die f. i. Sprachform im Sinne Martys] hingedeutet. Dieser Unterschied wird freilich nur dadurch möglich, daß das Wort, als verkörperter Begriff, nach und nach von sehr verschiedenen Individualitäten verschiedenen Anschauungsweisen angepaßt wird, in welchen der jedesmalige Gebrauch den Gegenstand gar nicht so darstellt, als der erste Erfinder; aber so verstanden lassen sich ganze Reihen von Beispielen davon aufzeigen. Die Ausdrücke für körperliche Gegenstände sind gewiß zum größten Teil aus Eigenschaften entstanden, die an denselben vorzüglich auffielen, und sind nichts anderes, als zu Adjektiven gewordene Substantiva, unsinnliche Begriffe werden metaphorisch nach körperlichen bezeichnet, grammatische, bloß die Verbindung der Rede bestimmende, nach Wörtern für Sachbegriffe. In allen diesen Fällen geht sehr häufig, ja mehrenteils, der Charakter der ursprünglichen Bezeichnung unter und der Begriff des Gegenstandes tritt allgemein, oder anders genommen, an die Stelle.² Schwerlich ist bei dem Indischen *dwipa* für Elefant immer an die Eigenschaft des doppelten Trinkens durch den Rüssel und den Mund gedacht worden, wenigen, die das deutsche *Vernunft* und *zurück* gebrauchen, fällt es ein, daß jenes von *vernehmen*, dieses von *Rücken* kommt. Viele Wörter, die ehemals gar keine solche Nebenbedeutung hatten, werden späterhin nur scherzhafter-, ironischer- oder verächtlicher-weise gebraucht. So wechselt die Materie des Wortes;³ selbst zwischen demselben Ton und demselben durch ihn bezeich-

liche Grammatik'. Im allgemeinen bezeichnet hier H. die grammatischen Kategorien, soweit sie sich nicht mit psychologischen Kategorien decken oder zu decken scheinen, als 'Sprachform' oder auch 'reine Sprachform'. Überall wird aber Bedeutung und f. i. Sprachform, zusammen mit der k. i. Sprachform, vermengt. So kommt er wiederum auf die Frage der Entwicklungsstufen zu sprechen. Der Gedanke, daß das 'Stoffliche' die 'Form' verdunkle, begegnet uns wieder; er liegt der Gliederung der Sprachen in I. flektierende Sprachen, II. Chinesisch (diese beiden Gruppen als Extreme sich gegenüberstehend) und III. die Sprachen ungebildeter Völker im wesentlichen zu Grunde. Dazu kommt, daß das Griechische überhaupt für H. dem nie vollkommen zu verwirklichenden Sprachideal noch am nächsten steht.

¹ G. S., Bd. V, p. 421 f.

² Von mir gesperrt.

³ Von mir gesperrt.

neten Gegenstand findet der Geist einen Spielraum, bequemerweise verschieden nuancierte Vorstellungsarten einzuschleiben; eigentlich aber wird unter demselben Schall jedesmal ein anderes Wort ausgesprochen. Denn nur das wirklich gedachte oder gesprochene ist das eigentliche Wort, das sich gleichsam tot in der Sprache forterbende nur die immer wieder und immer etwas anders belebte Hülle. In dem gedachten oder gesprochenen ist allemal Materie und Form zugleich durch den Charakter des Wortes und der Sprache und durch den des Sprechenden bestimmt.« Was H. hier 'Materie' nennt, ist in Wahrheit die Vorstellung von einem Gegenstand oder die Bedeutung des ihn bezeichnenden Wortes, was er 'Form', 'Nebenbedeutung' benennt, die f. i. Sprachform; er sieht also hier die Tatsache, daß die f. i. Sprachform verbleichen kann. »Der Begriff des Gegenstandes tritt allgemein oder anders genommen an die Stelle,« so sagt er; jedoch deutet er diesen Vorgang als Veränderung der Bedeutung. Wenn die Inder, so könnte man in seinem Sinne sagen, einmal den Elefanten den »Zweimaltrinkenden« nannten, so hätten sie später unter *dwipa* nicht mehr diesen Begriff, sondern den allgemeineren Begriff 'Elefant' schlechtweg gedacht; »so wechselt«, wie H. sich ausdrückt, »die Materie [d. i. die Bedeutung] des Wortes.« Es geht somit ganz deutlich aus dem Gesagten eine Vermischung der Bedeutung und der f. i. Sprachform hervor, eine Anschauungsweise, die ich früher bereits ausführlich im Sinne Martys einer Kritik unterzogen habe (vgl. p. 32 ff.). H. sieht also das Problem; er kommt später noch wiederholt darauf zurück. Bemerkungen, wie »die ursprüngliche Anschauungsweise der Gegenstände (werde) nach und nach verwischt«,¹ Wörter für geistige Begriffe fänden sich »mit oder ohne erkennbare Metaphern«,² Ausdrücke, wie »*Selbstbedeutung der Wörter*« oder »*sinnlicher Stoff des Wortes*«³ für die f. i. Sprachform zeigen uns, wie ihn die Frage beschäftigt, aber seine Ansicht, daß zunächst nur diese 'Selbstbedeutung', erst später der allgemeinere Begriff gedacht werde,⁴ beweist ebenso, wie seine schließliche Frage, was denn in solchen Fällen eigentlich der Gedanke sei, daß er zu keiner Lösung des Problems gekommen ist. »Da hier von der in dem Worte liegenden sinnlichen Vorstellung und von seiner Selbstbedeutung die Rede ist, so entsteht die Frage, was sich eigentlich die Seele von dem Worte sinnlich vorstellt? ob den Gegenstand im ganzen? oder die in dem Worte daran aufgefaßten Eigenschaften? oder etwas dem durch das Wort erregten Gefühle entsprechendes Unbestimmtes? oder bei Völkern, die schon lang ein Alphabet besitzen, die Schriftzüge? Dies durch Selbstbeobachtung zu erforschen, dürfte schwierig sein. Schon die Absicht verändert den Gegenstand der Beobachtung, und gewiß wechselt auch die Vorstellung selbst nach der Individualität und den Umständen durch alle jene Fälle durch. Was dagegen, nicht bloß

¹ G. S., Bd. V, p. 422 (§ 93).

² G. S., Bd. V, p. 426 (§ 98).

³ G. S., Bd. V, p. 426–427 (§ 99, 100).

⁴ G. S., Bd. V, p. 427 (§ 100, 101).

als gewiß, sondern auch als entscheidend für das Erkennen der wahren Natur der Sprache festgehalten werden muß, ist, daß das Wort den Gegenstand nie anders in die Vorstellung bringt, und diese nie länger bei ihm verweilen läßt, als es die jedesmalige Gedankenverknüpfung erfordert, der es ihn unterordnet, und in die es ihn, als ein Glied, einfließt.¹ Wir sehen also, Humboldt gibt auf seine Fragen keine lösende Antwort; die Problemstellung verläuft in allgemeinen Gedanken, die keine Klärung bringen können.

Damit endet in dieser Abhandlung die Betrachtung unserer Erscheinung (der f. i. Sprachform) bei einfachen Wörtern (Namen).

In den weiteren Darlegungen dieses Aufsatzes kommt H. nun 124b. auf die analogen Probleme im Gebiete der Redefügung zu sprechen. Im allgemeinen kann man sagen, daß er hier mit '*Sprachform*' oder '*reiner Sprachform*' jene grammatischen Kategorien benennt, die sich wirklich oder scheinbar mit Bedeutungskategorien nicht decken oder die nicht denkbildlich erscheinen (z. B. das grammatische Genus, der Dual u. dgl.).² Auch hier begegnen wir eigenartigen Unklarheiten und Widersprüchen, die auf einer Vermengung von Bedeutung mit Erscheinungen der f. i. und k. i. Sprachform beruhen. H. sagt da: »Die Gleichheit der Gesetze des Denkens bringt das Gemeinsame der Grammatik aller Sprachen hervor, vermöge dessen alle sich auf die allgemeine Grammatik und eine auf die andere beziehen lassen. Jede grammatische Form³ läßt sich, in irgend einer Art sie wiederzugeben, in jeder Sprache nachweisen, wenn es dieser auch an eigener grammatischer Bezeichnung dafür fehlt, und auch den an dieser überhaupt dürftigsten Nationen müssen doch die Formen und Gesetze vorschweben, ohne welche die Rede Verbindung gar nicht erkannt werden könnte. Die Chinesen z. B. besitzen keine grammatischen Kennzeichen der Redeteile, ja man kann behaupten, daß ihre Konstruktion sich gar nicht auf die Unterscheidung derselben gründet, und ihre Grammatik gar keinen etymologischen, sondern bloß einen syntaktischen Teil kennt. Demungeachtet müssen auch dem Eingeborenen, der sich der Sprache bedient, doch diese grammatischen Formen³ auf gewisse Weise gegenwärtig sein, er muß ihren Gesetzen folgen, um die Rede verständlich zu verknüpfen. Dagegen läßt sich nicht behaupten, daß alles in den Sprachen, auch rein Logische allen auf gleiche Weise gemeinsam sei. Es wird sich, wie im Vorigen gesagt worden, immer in jeder irgend ein Ausdruck dafür finden, allein vielleicht von einer ganz anderen Seite, auf eine die eigentliche Bedeutung ganz vernichtende Weise genommen.⁴ Denn auch ganz von aller Lautverschiedenheit abgesehen, ist die bloß ideale Ansicht der grammatischen Verhältnisse bei den

¹ G. S., Bd. V, p. 430—431 (§ 104).

² G. S., Bd. V, p. 455 ff. (§ 136—139).

³ Gemeint ist: Bedeutungskategorie.

⁴ Von mir gesperrt.

Nationen verschieden. Man darf sich hierbei nur daran erinnern, daß, in mehr als einer Sprache, das Passivum immer nur als Aktivum bald mit umgestellten bestimmtem, bald mit unbestimmtem Subjekt behandelt wird.¹ Die Unstimmigkeit erscheint offenbar; einerseits soll überall Gleichheit in den Gesetzen des Denkens herrschen, andererseits wiederum auch das rein Logische verschieden sein. H. gedenkt hier der verschiedenen Ausdrucksmethode — ich erinnere an unsere früheren Ausführungen über die genera verbi (p. 68) —, aber er deutet sie als Unterschiede der Bedeutung selbst. Mitunter erwartet man bei H. eine Lösung, wenn er etwa sagt, die Sprache symbolisiere die Wirklichkeit, die Rede sei ein Bild der Gegenstände und Vorgänge u. dgl.²

125. Nun aber sehen wir auch genügend klar über die unmittelbaren Motive, die H. zum Gebrauch des Terminus Sprachform in diesem Sinne veranlaßten: er sah in den Sprachen die eigenartige Form, die innerlich den Gedanken, die Bedeutung umkleidet,³ und damit verbanden sich ihm vor allem ästhetische Momente. »Diese Form ist vollkommen der künstlerischen ähnlich. Denn wie der Künstler einen Typus der menschlichen Gestalt oder auch der Architektur der räumlichen Verhältnisse in der Mannigfaltigkeit ihrer Verschiedenheit und in ihrer Vollkommenheit in sich trägt, so lebt, selbst unbewußt, ein Typus der grammatischen Redefügung in dem von dem Wesen der Sprache Durchdrungenen, und durch Sprache Begeisterten.«⁴ Diese in der Sprache »liegende ideale Ansicht der grammatischen Verhältnisse« in bezug »teils auf die Behandlung einzelner Teile der Grammatik, des Passivums, der Beobachtung des Geschlechtsunterschiedes beim Verbum, des Dualis usf., teils auf das ganze grammatische Verfahren«⁵ nennt H. hier die 'Sprachform' oder die 'reine Sprachform'.

Wir sehen also, daß er bisher diesen Terminus auf unsere Probleme im Gebiete der 'Syntax' allein anwendet.

126. Derselbe Grundgedanke beherrscht nun weiter H.'s große Abhandlung »Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues« (1827—1829), die als Einleitung für die Abhandlung über die malaiischen Sprachen gedacht war, aber unvollendet blieb.⁶ Das Zentralproblem dieser Schrift, »die Beschaffenheit der grammatischen Formen, ihren wirklich mehr formalen oder materialen Gehalt und die Abstufungen ihrer in sich gerundeten Vollendung«,⁷ zu betrachten, ist im wesentlichen kein anderes, als das der f. i. und k. i. Sprachform auf dem Gebiete der Redefügung. Die diesmal verwendete

¹ G. S., Bd. V, p. 453.

² G. S., Bd. V, p. 459.

³ Gewiß steht hier bewußt oder unbewußt auch der Kantische Formbegriff im Hintergrund; vgl. dazu noch M. Scheinert a. a. O., p. 181 f.

⁴ G. S., Bd. V, p. 460—461.

⁵ G. S., Bd. V, p. 462.

⁶ G. S., Bd. VI/I, p. 111—303.

⁷ G. S., Bd. VI/I, p. 144 (§ 27).

Terminologie 'Sprachform'¹ deckt sich mit jener des früheren Aufsatzes. Wiederum treffen wir auf dieselben Probleme und die gleichen Antinomien. »Daß auch Sprachen ganz verschiedener Stämme, die sich niemals weder unmittelbar oder mittelbar berührt hätten, und außerdem zu verschiedenen Klassen gehörten, dennoch in ihrem Bau gewisse allgemeine Ähnlichkeiten haben müßten, folgt von selbst aus der Einerleiheit der menschlichen Natur und der menschlichen Sprachwerkzeuge. Es zeigt sich auch faktisch in der Möglichkeit, sich von jeder Sprache aus mit jeder verständigen zu können. Die Gesetze des Denkens sind bei allen Nationen streng dieselben, und die grammatischen Sprachformen können, da sie von diesen Gesetzen abhängen, nur innerhalb eines gewissen Umfangs verschieden sein. Wirklich lassen sich in jeder Sprache, auch im Chinesischen, alle auffinden, in jeder die Arten sie zu bezeichnen oder stillschweigend anzudeuten oder voraussetzen angeben, die ideelle Verschiedenheit nur, da jede dieser Formen verschiedene Ansichten zuläßt, in der unter diesen gewählten....«² Diese 'Ansichten' sind nichts anderes als die f. i. und k. i. Sprachformen, die aber bei H. von der Bedeutung selbst nicht geschieden werden. Ich verweise bezüglich dieser Abhandlung, die im einzelnen sicherlich hochbedeutsame Probleme, insbesondere über Standessprachen,³ enthält, auf H.'s eigenartige Erläuterung verschiedener Ausdrucksmethoden für die Pronominalbegriffe, wo klärlieh die f. i. Sprachformen (räumliche Vorstellungen) als Bedeutungskategorien aufgefaßt werden,⁴ oder auf seine Ausführungen über die Zahlwörter.⁵

Ich wende mich nun schließlich zu H.'s letzter Abhandlung, seiner Einleitung zum Kawiwerke »Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes«⁶ (1830—1835). Hier wird nun der Terminus 'innere Sprachform' geprägt und in *statischem* Sinne für die besprochenen Erscheinungen nicht bloß auf dem Gebiete der 'Syntax', sondern auch auf jenem der einfachen Wörter (der Namen) verwendet. Schon in dem Versuche, die Unterschiede der 'inneren Sprachform' für die verschiedenen Sprachen in eine knappere Formel zu fassen, zeigt sich die Vermengung von Bedeutungs- und Formproblemen. H. meint, wenn auch dieser intellektuelle Teil der Sprachen im Grunde bei allen Menschen gleich sein müsse, so zeigten sich doch Unterschiede: in der vielfältigen Abstufung der spracherzeugenden Kraft (*das mystische Agens in H.'s Sprachphilosophie*), in Phantasie und Gefühl (*wirkliche Motive für die Verschiedenheiten der f. i. Sprachformen*), in der Verschiedenheit des Logischen, die fast immer aus unrichtigen oder mangel-

¹ Vgl. G. S., Bd. VI/I, § 105; §§ 109, 110, 111 (p. 244—250).

² G. S., Bd. VI/I, p. 301; Sperrungen von mir.

³ G. S., Bd. VI/I, p. 203 ff. (§§ 81 ff.).

⁴ G. S., Bd. VI/I, p. 158—173 (§§ 45—54); hierbei spielen die Kantschen Raum- und Zeitformen herein.

⁵ G. S., Bd. VI/I, p. 228 (§ 95).

⁶ G. S., Bd. VII, I. Hälfte.

haften Kombinationen herrührten (*Unterschiede in der Bedeutung selbst*).¹ Was das Gebiet der Namen betrifft, so äußert sich H. einmal eindeutig klar darüber, daß für ihn die f. i. Sprachform die Bedeutung ausmache. Das Wort ist ihm nicht »das Äquivalent des den Sinnen vorschwebenden Gegenstandes, sondern die Auffassung desselben durch die Spracherzeugung im bestimmten Augenblick der Worterfindung.«² »Es ist dies eine vorzügliche Quelle der Vielfachheit von Ausdrücken für die nämlichen Gegenstände; und wenn z. B. im Sanskrit der Elefant bald der Zweimaltrinkende, bald der Zweizahnige, bald der mit der Hand Versehene heißt, so sind dadurch, wenn auch immer derselbe Gegenstand gemeint ist, ebenso viele verschiedene Begriffe bezeichnet. Denn die Sprache stellt niemals die Gegenstände, sondern immer die durch den Geist in der Spracherzeugung selbsttätig von ihnen gebildeten Begriffe dar; und von dieser Bildung, insofern sie als ganz innerlich, gleichsam dem Artikulationssinne vorausgehend angesehen werden muß, ist hier die Rede.«³ An anderer Stelle heißt es: »Bei der Nennung des gewöhnlichsten Gegenstandes, z. B. eines Pferdes, meinen sie alle dasselbe Tier, jeder aber schiebt dem Wort eine andere Vorstellung, sinnlicher oder rationeller, lebendiger, als einer Sache oder näher den toten Zeichen usf. unter. Es sind ebenso viele Eigenschaften, unter welchen er gedacht worden ist und deren Ausdruck man an seine Stelle gesetzt hat. . . . Die von dem Wort in Verschiedenen geweckte Vorstellung trägt das Gepräge der Eigentümlichkeit eines jeden, wird aber von allen mit demselben Laute bezeichnet.«⁴ Zeigt sich in dieser Frage Unklarheit über das Wesen der f. i. Sprachform, so treffen wir auch gelegentlich wieder auf das Problem des Verbleichens eines metaphorischen Ausdrucks, wobei der bereits früher erwähnte Gedankengang in dieser Frage offenbar wird. Ausdrücke, wie »das Auge des Tages« für Sonne, »das Wasser der Brust« für Milch u. dgl. geben für Humboldt in den »beiden zu verbindenden Begriffen die unmittelbare Schilderung des empfungenen Eindrucks, also in ihrer speziellen Bedeutung das eigentliche Wort.« »An und für sich«, erklärt er, »würden sie zwei bilden. Da sie aber doch nur eine Sache bezeichnen, so dringt der Verstand auf ihre engste Verbindung in der Sprachform, und wie seine Macht über die Sprache wächst und die ursprüngliche Auffassung in dieser untergeht, so verlieren die sinnreichsten und lieblichsten Metaphern dieser Art ihren rückwirkenden Einfluß und entschwinden, wie deutlich sie auch noch nachzuweisen sein mögen, der Beachtung der Redenden.«⁵ Die Verkennung des Wesens der f. i. Sprachform, insbesondere auf dem Gebiete der Namen, bringt es mit sich, daß H. sie als 'Auffassung eines Begriffes' und in ihrer

¹ G. S., Bd. VII/I, p. 87.

² G. S., Bd. VII/I, p. 89.

³ G. S., Bd. VII/I, p. 90; dazu Marty (*VIII*) p. 159 f.

⁴ G. S., Bd. VII/I, p. 170; ebenso zeigen Bemerkungen über metaphorische Ausdrucksweise in amerikanischen Idiomen die Verkennung des Charakters der f. i. Sprachform (p. 268—269).

⁵ G. S., Bd. VII/I, p. 319.

Gesamtheit als Weltanschauung¹ bezeichnen konnte. Diese Ansicht ist es, gegen welche Marty ausdrücklich Stellung genommen hat; die Weltanschauung liegt nicht in den f. i. Sprachformen, sondern in den Bedeutungen selbst.²

Was das Gebiet der grammatischen Formen, der »Syntax«, 127a. betrifft, so treffen wir auch in dieser letzten Arbeit H.'s auf früher geäußerte Meinungen. Der bildliche sprachliche Ausdruck für Relationen, temporale oder modale Verhältnisse ist ihm nicht entgangen; ebenso nicht die äquivoke Verwendung mancher Ausdrucksmittel auf diesem Gebiet. Aber er erblickt in solchen 'Ungeäußertheiten' fehlerhafte Unvollkommenheiten des rein intellektuellen Teiles der Sprache;³ solches gilt ihm, um nur einiges anzuführen, z. B. für die gleiche Bezeichnung von Futur und Konditional,⁴ die Verwendung von Hilfszeitwörtern,⁵ die unscharfe grammatische Scheidung zwischen Verbal- und Nominalformen⁶ oder das Fehlen spezieller grammatischer Zeichen für gewisse Bedeutungskategorien.⁷ Man begreift derartige Meinungen um so eher, als das verhältnismäßig einfachere Gebiet der Namen für diese Probleme Humboldt noch unlösbare Fragen darbot.

Zum Schlusse möchte ich aber doch noch eine Stelle aus H.'s 128. letzter Abhandlung hervorheben, die nahe an wirkliche Erkenntnis des Wesens der f. i. Sprachform streift. Laut und Begriff bilden für ihn ihrem Wesen nach Unvereinbares. »Die Verbindung der verschiedenartigen Natur des Begriffes und des Lautes fordert, auch ganz abgesehen vom körperlichen Klange des letzteren und bloß vor der Vorstellung selbst, die Vermittlung beider durch etwas Drittes, in dem sie zusammentreffen können. Dies Vermittelnde ist nun allemal sinnlicher Natur, wie in Vernunft die Vorstellung des Nehmens, in Verstand die des Stehens, in Blüte die des Hervorquellens liegt; es gehört der äußeren oder inneren Empfindung oder Tätigkeit an. Wenn die Ableitung es richtig entdecken läßt, kann man, immer das Konkretere mehr davon absondernd, es entweder ganz oder neben seiner individuellen Beschaffenheit auf Extension oder Intension oder Veränderung in beiden zurückführen, so daß man in die allgemeinen Sphären des Raumes und der Zeit und des Empfindungsgrades gelangt. Wenn man nun auf diese Weise die Wörter einer einzelnen Sprache durchforscht, so kann es, wenn auch mit Ausnahme vieler einzelner Punkte, gelingen, die Fäden ihres Zusammenhanges zu erkennen und das allgemeine Verfahren in ihr individualisiert, wenigstens in seinen Hauptumrissen,

¹ G. S., Bd. VII/1, p. 190.

² Insbes. (V) p. 81 ff.; (VIII) p. 158; dazu p. 94 f. unserer Darstellung.

³ G. S., Bd. VII/1, p. 88.

⁴ G. S., Bd. VII/1, p. 82.

⁵ G. S., Bd. VII/1, p. 95.

⁶ G. S., Bd. VII/1, p. 219 ff.

⁷ G. S., Bd. VII/1, p. 87—88, wo H. meint, daß im Sanskrit der Modus nicht gefühlt worden sei; der ideelle Bau des Verbums hätte sich nicht mit hinreichender Klarheit vor dem bildenden Geiste der Nation entfaltet.

zeichnen. Man versucht alsdann, von den konkreten Wörtern zu den gleichsam wurzelhaften Anschauungen und Empfindungen aufzusteigen, durch welche jede Sprache, nach dem sie beseelenden Genius, in ihren Wörtern den Laut mit dem Begriffe vermittelt.«¹ Der Vermittlungsgedanke ist jedenfalls klar ausgesprochen; fraglich ist nur, was H. unter 'Begriff' hier versteht. Seiner Meinung nach kommen Begriffe erst durch die Sprache selbst zu stande, aber er verwendet das Wort 'Begriff' auch für die vorsprachliche Anschauung oder Vorstellung von Objekten. Weiters scheint mir doch wieder aus den vorigen gewiß unklar gehaltenen Ausführungen hervorzugehen, daß H. in der f. i. Sprachform etwas wie die 'Urbedeutung' sah und das sinnliche Moment auf Rechnung der Kantischen Raum- und Zeitformen stellte. Immerhin ist die Stelle auffällig; sie gliedert sich nicht vollkommen organisch in H.'s sonstige Gedankengänge ein und Haym hat bereits die Schwierigkeit empfunden, ihr in H.'s Lehren einen passenden Platz anzuweisen.²

129. Ich glaubte, unser Problem in den Werken Humboldts ausführlicher darstellen zu müssen, da auch die früher genannten Abhandlungen über ihn keinen vollen Einblick in diese Frage geben und Marty selbst nicht ausführlicher darauf eingegangen ist. Immerhin aber finden wir nun seine Andeutungen über H.'s Stellung zum Problem der 'inneren Sprachform' vollauf gerechtfertigt. Es ist aus unserer Untersuchung deutlich geworden, daß Humboldt »zwar jene eigentümlichen Erscheinungen bemerkte, aber ihre Eigenart nicht klar und konstant von derjenigen der Bedeutung zu scheiden vermochte, sondern ihm beide Begriffe zu einem schwankenden und konfusen Mittelding ineinanderflossen«.³

130. Von Humboldts Stellung aus ergaben sich zwei Möglichkeiten. Entweder konnte man die 'innere Sprachform' als *vermittelnde Nebenvorstellung* erkennen und von der Bedeutung trennen oder man konnte, Humboldts Weg fortsetzend, diese Erscheinungen noch unterschiedener *zum Gebiete der Bedeutungen* schlagen und insbesondere auf dem Gebiete der Namen von Apperzeption oder begrifflicher Erfassung der Dinge u. dgl. sprechen.⁴

Den ersteren Weg schlug, wie wir zur Genüge sahen, Marty ein, den letzteren gingen Steinthal und Wundt. Da ihre Ansichten, weit mehr als vielleicht allgemein angenommen, auf Humboldt fußen, so kann ich mich hierüber wesentlich kürzer fassen. M. selbst hat sich mit ihnen eingehend auseinandergesetzt.

¹ G. S. Bd. VII/I, p. 100—101; ein ähnlicher Gedanke scheint mir noch p. 341 f. durchzuleuchten.

² Vgl. a. a. O. p. 510.

³ (VIII) p. 157.

⁴ Bezüglich des Terminus 'Apperzeption' siehe M.'s geschichtliche Darstellung in (IV) p. 65 ff.; (vgl. auch (III) p. 100; (VI) p. 218; (VIII) p. 159 ff.).

Steinthal¹ nennt die innere Sprachform das gedankenhafte Element der Sprache, durch welches sie an sich eine Weltanschauung sei und zugleich Mittel, eine solche zu schaffen, ein energisches Organ der Erkenntnis;² er bezeichnet sie weiter als das allgemeinste, ganz eigentliche Apperzeptionsmittel,³ als den eigentlichen Inhalt der Sprache, als die unmittelbare Bedeutung, als die Anschauung der Anschauung.⁴ Wir gewahren sogleich, daß er Humboldts Terminologie, im *dynamischen* wie im *statischen* Sinne, dem Wesen nach übernommen hat; nur hat er den Terminus 'Apperzeption' in diese Definitionen aufgenommen, dessen Verschwommenheit gerade bei ihm Marty eingehendst aufgezeigt hat.⁵ Bei Steinthal findet sich am offenkundigsten eine Verwechslung der Bedeutung mit der f. i. Sprachform (im Sinne Martys). Zuerst soll nämlich der nachgeahmte Laut den damit bezeichneten Begriff vor dem Bewußtsein vertreten (z. B. 'pap' den Gesamtbegriff des Essens); dann sei der nachahmende Charakter verloren gegangen und nun habe wiederum dieses Etymon (die Sprachwurzel) den Begriff des ganzen damit bezeichneten Gegenstandes vertreten. So ist nach ihm z. B. bei einem Worte wie γυνή der Begriff 'Gebärende' Stellvertreter des Gesamtbegriffes 'weibliches Wesen'. Endlich werde, so meint Steinthal, auch das Etymon vergessen und es bliebe nur das Wort als Lautvorstellung, die wir allein noch dächten. Man fragt sich mit Marty: *Wo bleibt denn die eigentliche Bedeutung 'weibliches Wesen'?* Bei strikter Folgerung aus Steinthals Auffassung wäre sie überhaupt nie im Bewußtsein vorhanden gewesen.⁶ Da nun nach seiner verschwommenen Terminologie 'Apperzeption' stellvertretendes Vorstellen bedeuten kann, so vermag er das Etymon als Apperzeptionsmittel zu bezeichnen. Wir erinnern uns, wie Marty den vorerwähnten Fall auffassen würde: Nach ihm wäre zunächst der Gesamtbegriff 'Frau, weibliches Wesen' (ein durch Synthese gewonnener Begriff) im Bewußtsein vorhanden; die sprachliche Mitteilung desselben erfolgt nun aber durch das Zeichen eines einfacheren Begriffes 'die Gebärende' (γυνή). Dieser einfachere Begriff (das Etymon, die f. i. Sprachform) vertritt nicht den komplizierteren vor dem Bewußtsein, sondern leitet auf ihn hin; er bildet das assoziative Band, die Vermittlung zwischen der Lautform γυνή und dem zusammengesetzteren Begriff, der die eigentliche Bedeutung darstellt. Bei Steinthal erschöpft sich eigentlich in solchen Fällen die Wortbedeutung mit jener des Etymons; daher

¹ Ich begnüge mich hier auf Martys kritische Auseinandersetzungen zu verweisen; dort findet man auch die speziellen Verweise auf Steinthals Schriften (vgl. Anm. I auf p. III unserer Darstellung). Bezüglich der bekannten Devise St.'s, Logik und Grammatik zu trennen, verweise ich auf die klärenden Ausführungen Martys in seiner Abhandlung »Über das Verhältnis von Grammatik und Logik«; (V) p. 59 ff.!

² (III) p. 101.

³ (IV) p. 70 (Note 1); dazu (VIII) p. 161 ff.

⁴ (III) p. 100 (Note 4); (V) p. 70 (Note 1).

⁵ (IV) p. 65 ff.

⁶ (IV) p. 70 (Note 3); das Fiktive an dieser ganzen Auffassung hat M. übrigens noch in (IV) p. 178 (Note), weiter in (V) p. 70 (Note 2), (VI) p. 218 (Note 2) sehr klar dargelegt.

spricht er auch von der 'unmittelbaren Bedeutung'. Und wie auf dem Gebiete der Namen, so trägt St. auch auf jenem der Redefügung Unterschiede, die nur die Ausdrucksmethode betreffen, in die Bedeutung hinein; so soll nach ihm z. B. in Sprachen, welche unser 'der Berg ist hoch' und 'hoher Berg' in gleicher Weise sprachlich mit '*Berg hoch*' ausdrücken, ein Mangel an scharfem Denken bestehen, indem weder das Urteil noch die prädikative Vorstellungsverbindung, sondern etwas Indifferentes zwischen beidem gedacht würde.¹

132. Wundt knüpft an Steinthal und vor allem an Humboldt direkt an. Er anerkennt die Berechtigung von Humboldts Problemstellung, will aber seinerseits den Wertbegriff einer idealen Sprachform daraus ausgeschaltet wissen; die 'innere Sprachform' lasse sich immer nur an den wirklichen existierenden, konkreten Sprachen beobachten.² Diese 'innere Sprachform' gilt ihm als Korrelat zur 'äußeren Sprachform'. Unter '*äußerer Sprachform*' versteht er die Struktur einer Sprache in Wort- und Satzbildung, ihre äußeren Formeigenschaften, soweit sie für den psychologischen Charakter der Sprache maßgebende Merkmale abgeben; mit anderen Worten, Wundt nennt '*äußere Sprachform*' diejenigen Unterschiede im Baue der Sprachen, die seiner Meinung nach ihre Ursache haben in der Eigentümlichkeit des dadurch ausgedrückten Denkens oder Inhalts.³ Marty⁴ hat bereits ausdrücklich darauf hingewiesen, wie sich in dieser Begriffsbestimmung deskriptive und genetische Gesichtspunkte mischen,⁵ wie weiterhin diese Terminologie zu eng sei, weil die verschiedene lautliche Ausdrucksmethode einer Bedeutung nicht in Rücksicht gezogen ist (z. B. der Begriff 'Mensch': deutsch 'Mensch', lat. 'homo', engl. 'man' usf.), wie schließlich darin bereits die Voraussetzung liege, daß solche Unterschiede im Bau allemal einen Unterschied des ausgedrückten Inhalts erschließen ließen.

133. Die '*innere Sprachform*'⁶ nun ist für Wundt »die Summe tatsächlicher psychologischer Eigenschaften und Beziehungen, die eine bestimmte äußere Form als ihre Wirkungen hervorbringen« oder »der Komplex psychischer Zusammenhänge, die eigentümlichen Assoziations- und Apperzeptionsgesetze, die in dem Aufbau der Wortformen, in der Scheidung der Redeteile, der Gliederung des Satzes und der Ordnung der Satzglieder zur Erscheinung kommen«; er spricht auch »von den psychischen Motiven, welche die äußere Sprachform als ihre Wirkung hervorbringen.«⁷ Wir sehen zu-

¹ (V) p. 94 (Note 1).

² Wundt, Sprache, II. Bd., p. 430 f.², p. 439 f.⁴; allerdings gibt W. die Möglichkeit einer relativen Wertung zu (p. 432², p. 442⁴).

³ Sprache, II.; p. 427 f.², p. 436 f.⁴.

⁴ (VIII) p. 131 ff.

⁵ Man vergleiche die Reihen der von W. aufgezählten Unterschiede (p. 428², 437 f.⁴), wo es sich vielfach neben Sprachzuständen um Sprachentwicklung handelt.

⁶ Dazu Marty (VIII) p. 169 ff.

⁷ Wundt, Sprache, II. Bd., p. 431-432², p. 440-442⁴.

nächst, wie Humboldts dynamischer und statischer Formbegriff bei Wundt sich mischen.¹

Dieser 'äußeren' und 'inneren' Sprachform gegenüber stellt er als *Stoff* den Begriffsvorrat und die an ihn gebundenen Vorgänge der Bedeutungsentwicklung;² dieser geistige Stoff bilde das Gesamtbewußtsein der redenden Gemeinschaft seinem ganzen Inhalt nach, er werde in der Sprache geformt. Daß W. die Urteile nicht zum geistigen Stoff zählt, ist nach seiner Urteilslehre, die in einer Vorstellungsgliederung besteht, noch verständlich; unbegreiflich hingegen ist, wie es mit der Welt der Gefühle sich verhält. Wie dem immer sein mag, so wollen wir festhalten, daß nebst dem Begriffsvorrat auch die Bedeutungsentwicklung³ zum Stoff gezählt wird. 134

Die unmittelbaren Ausdrucksmittel für die 'innere Sprachform' sind Wundt nur die Formen der Wortbildung und der Satzfügung. Nun erklärt allerdings W., daß sich diesen äußeren Ausdrucksmitteln nicht sofort jeweils eine innere Form gegenüberstellen ließe; erst der ganze Zusammenhang verleihe ihnen ihre Bedeutung für die 'innere Sprachform'. Auf diese als gemeinsame psychische Ursache aller äußeren Formeigenschaften ließe sich nur aus der Gesamtheit solcher Wirkungen zurückschließen. Diese 'inneren Sprachformen' wechseln nach W.'s Meinung von Sprache zu Sprache, von Dialekt zu Dialekt; die Aufgabe der Völkerpsychologie aber bestünde nur darin, die wichtigsten Unterschiede auf Grund »der genetisch bedeutsamsten äußeren Eigenschaften der Wort- und Satzbildung« hervorzuheben. Nach drei Gesichtspunkten soll sich die 'innere Sprachform' in der äußeren Formgebung verraten: I. in den Satzformen *der Zusammenhang des sprachlichen Denkens*, II. in den Wort- und Satzformen zugleich *die Richtung des Denkens*, III. in den Wortformen *der Inhalt des Denkens*. Jede Sprache repräsentiere nach diesen drei Richtungen notwendig einen bestimmten Typus innerer Sprachform.⁴ Und nun geht er daran, aus den verschiedenen Satzformen ein fragmentarisches und diskursives (synthetisches, analytisches) Denken ('Art der Verbindung der Denkinhalte') aus Wort- und Satzformen ein gegenständliches, zuständliches, objektives und subjektives Denken ('die eigentümliche Auffassungsweise, der ein gegebener Inhalt unterworfen wird'), aus den Wortformen ein konkretes und abstraktes (klassifizierendes, generalisierendes) Denken ('nach dem Inhalt an Vorstellungen und Begriffen') zu erschließen. 135

¹ Nur nebenbei möchte ich auf die verschwommene Gebrauchsweise von 'Motiv' hinweisen; was meint W. damit? die Bewußtseinsvorgänge schlechtweg; oder den Willensakt, der das Sprechen erzeugt? oder bereits fest gewordene Dispositionen, unbewußte psychische Faktoren, die gewiß bei der Sprechttätigkeit eine große Rolle spielen?

² Wundt, Sprache, p. 433², p. 443⁴.

³ Auch hier wiederum die Vermengung deskriptiver und genetischer Gesichtspunkte.

⁴ Wundt, Sprache, p. 434², p. 443—444⁴.

136. Wir gewahren hier Tendenzen, die bei Humboldt angedeutet, bei Steinthal bereits an Ausdehnung gewonnen haben, ins Extreme gekehrt. Äußere Formunterschiede verbunden mit solchen der f. i. und k. i. Sprachform werden aufs willkürlichste ins Gebiet der Bedeutung hineingetragen. Weil die grammatische Satzform des Buschmannes uns geläufige grammatische Redebestandteile vermissen läßt (Partikeln u. dgl.), darum soll sein Denken fragmentarisch sein; wo Satz und Wort grammatisch-formell unvollkommen geschieden sind, soll die Einheit der Gesamtvorstellung überwiegen, im gegenteiligen Falle die einzelnen Vorstellungsinhalte schärfer sowohl voneinander als auch in ihren wechselseitigen Beziehungen erfaßt werden; Vorherrschaft nominaler Ausdrucksweise soll Zeichen gegenständlichen, Entwicklung des grammatischen verbalen Ausdrucks Zeichen zuständigen Denkens sein; in Ausdrücken, wie 'er weint' und dem gleichbedeutenden anderssprachlichen 'seine Träne' soll der 'Vorstellungsinhalt' und die 'Vollständigkeit des Satzes' dieselbe sein,¹ aber die Richtung des Denkens eine völlig abweichende, wofür Wundt durch die verschiedenen Wortformen das schlagende äußere Zeugnis erbracht sieht.² Wie aber kann man dies einen Beweis nennen, wo es sich um eine erst zu beweisende Annahme handelt! Meines Erachtens stehen wir hier weiter von der Wahrheit ab, als in Humboldts primitiver deskriptiver Psychologie, der bei seiner reichen Sprachkenntnis doch die fundamentale Einheit des menschlichen Denkens betont hat. In Wundts Begriff 'innerer Sprachform' mischt sich so auf extremste Weise Bedeutung und jene Erscheinungen, die wir mit Marty als f. i. und k. i. Sprachform kennen gelernt haben. Am auffälligsten geschieht dies, wo er Unterschiede seiner 'inneren Sprachform' im 'Inhalt an Vorstellungen und Begriffen' wahrzunehmen glaubt;³ er nennt sie konkretes und abstraktes Denken. Ersteres äußere sich in allen den Erscheinungen, in denen sich auf primitiveren Sprachstufen die Wortbedeutungen als festhaftend an bestimmten, mit einer Fülle einzelner Merkmale ausgestatteten Vorstellungen zu erkennen geben, und zwar erstens im Mangel zusammenfassender Bezeichnungen für verwandte Vorstellungen und zweitens in der Substitution bestimmter Einzelvorstellungen, denen irgend ein allgemeiner Begriff als Merkmal zukommt, für diesen Begriff selbst.

136a. Der letztere Fall vor allem betrifft unsere f. i. Sprachform: Wenn 'vier' durch 'Zehen des Straußes', 'fünf' durch 'Hand' usw. ausgedrückt wird, so handelt es in Wahrheit sich um vermittelnde, sinn-

¹ Wundt verwendet die grammatischen Termini äquivok; was heißt in diesem Falle 'Satz': die Form oder die Bedeutung? Vgl. p. 24 (Anm. 3) unserer Ausführungen.

² Man fragt sich vergeblich, ob und wie W. in all solchen Erklärungen aus der inneren Erfahrung schöpft; die Bedeutung in obigem Falle ist ein Urteil, verschieden die Ausdrucksmethode (äußere und die f. i. und k. i. Sprachform), vgl. Marty (*VIII*) p. 143 (Beispiele).

³ Wundt, Sprache, Bd. II, p. 443 ff.², p. 453 ff.⁴.

liche Bilder, die auf den Zahlbegriff hinweisen sollen, um ein assoziatives Spiel der Phantasie, aber niemals um eine Substitution des Merkmals für den Begriff, wie Wundt glaubt. Er geht hier in Steinthals Bahnen, wie auch seine Begriffslehre und seine Meinung 'vom herrschenden Element, dominierendem Merkmal' von jenes Lehren beeinflusst sind. Das hat Marty schon ausdrücklich hervorgehoben;¹ dazu insbesondere betont, daß W.'s 'dominierendes Merkmal' nichts anderes ist, als die f. i. Sprachform und daß mit ihrer Verkennung auch die Irrtümer in seiner Erklärung des 'Bedeutungswandels' verbunden sind.²

Im weiteren Verlauf der Darlegungen Wundts über jene Erscheinungen, welche die innere Sprachform des abstrakten (mit den Untergruppen des klassifizierenden und generalisierenden) Denkens erkennen lassen sollen, mischen sich deskriptive und genetische Gesichtspunkte, formelle Klassen grammatischer Bezeichnung werden mit Bedeutungsklassen identifiziert (Wörter mit gleichen Stammbildungssuffixen u. ä.) und solch angeblich primitive Klassenbildung als »eine der eigentlichen Begriffsbildung vorausgehende Stufe des Denkens« bezeichnet; die Bezeichnung universeller Begriffe soll für das generalisierende Denken charakteristisch sein, dort, wo es sich um das Verbleichen der f. i. Sprachform handelt, soll das konkrete in das abstrakte Begriffszeichen übergegangen sein usf. Überall erweist sich uns hier die Verkennung des Wesens der 'inneren Sprachform' als verhängnisvoll, die Unterlassung eines Auseinanderhaltens von Form und Bedeutung als verwirrend, die Mischung deskriptiver und genetischer Gesichtspunkte als Hindernis wirklich wertvoller Klassifikation. Die psychologischen Erkenntnisse dieser Art, das müssen wir klar aussprechen, sind auf Grund unbewiesener Annahme aus der äußeren Sprachform abstrahiert. H. Pauls Bedenken, die er in der Einleitung seiner 'Prinzipien' gegen Wundt geäußert hat, erweisen sich auf Schritt und Tritt als offenkundig. Wir haben bereits bei Besprechung der Kasusprobleme gesehen, wie willkürlich Wundt Dinge des sprachlichen Ausdrucks in die Bedeutung hineinträgt, und Marty hat schon früher festgestellt, daß W.'s ganze Begriffslehre aus der Sprachgeschichte erschlossen ist.³

Ein abschließendes Werturteil mögen die Psychologen fällen; hingegen will ich zum Schlusse noch die grundlegende Frage aufwerfen: worauf beruht in letzter Linie der Unterschied zwischen Humboldts, Steinthals und Wundts Anschauungen gegenüber jenen Martys? Wie sind solch weitgehende, unüberbrückbare Gegensätze möglich?

Unausweichlich werden wir wieder auf das Ursprungsproblem zurückgestoßen. Für Humboldt, Steinthal,

¹ (IV) p. 71 (Note)

² (VIII) p. 541 ff.; bes. p. 581 f.

³ (III) p. 91 ff.!

Wundt ist Sprechen und Denken von Anfang an unauflöslich und organisch verbunden; was der erste mystisch-intuitiv erschlossen hatte, suchten die beiden anderen psychologisch zu begründen. Steinthals offene und Wundts verkappte Reflextheorie¹ basieren im wesentlichen auf Humboldts Ansichten.² Für denjenigen, der Sprache und Denken primär so innig verbunden wähnt, ist es nur natürlich, im sprachlichen Ausdruck ein adäquates Abbild des Geistes zu erblicken. Aus solch nativistischer Ansicht entspringen im Keime alle weiteren Anschauungen über das Wesen sprachlicher Erscheinungen. Wenn man das Motiv der Mitteilung und Verständigung für die Sprachbildung leugnet, hat die Auffassung der f. i. Sprachformen (zunächst) als Mittel der Verständigung keinen Sinn, wenn man die Sprachformen wie organisch ans Denken geknüpft glaubt, entfällt jede Nötigung einer teleologischen Sprachbetrachtung; dagegen kann man auf diesem Boden Unterschiede der Form in die Bedeutung hineinragen, das Wesen des Begriffes aus der Sprache ableiten, die Denknötwendigkeit gewisser Kasus aus den Sprachen erschließen wollen, den 'Bedeutungswandel' als Begriffswandel erklären, kurz, äußere sprachliche Unterschiede (seien es solche der äußeren oder inneren Sprachformen) für Merkmale geistiger Strukturen in der Bedeutung selbst erklären.

138. Und mit der nativistischen Anschauung in der Frage nach dem Sprachursprung ist noch ein weiteres Moment ursächlich verknüpft. Marty hat klar auseinandergesetzt, wie in der sprachlichen Betätigung Kundgabe (Ausdruck) und Mitteilung (Bedeutung)

¹ Vgl. (VIII) p. 601 ff.; bes. p. 671 ff.; kurz gefaßter Überblick über Wundts Ursprungslehre (IX) p. 165. Ich setze letztere Stelle hierher: »In Wahrheit ist nach Wundt die Sprache keine Willkürbewegung, sondern etwas Instinktives, eine »Triebbewegung«, und in der ersten Auflage seiner Physiologischen Psychologie hatte er sie auch mit Steinthal und ganz im selben Sinne eine »Reflexbewegung« genannt. Wie ich in meinen 'Untersuchungen' S. 604 [= (VIII)] (vgl. auch schon meine Artikel über Sprachreflex, Nativismus und absichtliche Sprachbildung in der Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie 10, S. 77, 346 ff. und 13, S. 155 f., 304 f.) [= (IV)] ausgeführt habe, ließ Wundt seither zwar den Namen »Reflex« fallen, nachdem ich in meinem »Ursprung der Sprache« betont hatte, daß durch diesen Steinthalschen Gebrauch jenes Terminus eine Äquivokation gestiftet werde, indem man sonst — bei exakterem Sprachgebrauch — darunter nur eine gar nicht psychisch, sondern bloß physiologisch vermittelte Bewegung verstehe. Aber indem Wundt das, was er früher »Reflex« genannt hatte, heute »Triebbewegung« oder »einfache Willenshandlung« nennt, ist — wie schon angedeutet — damit bloß der Name geändert. Seine sachliche Überzeugung von der Natur der Sprachentstehung ist völlig dieselbe geblieben, und wie er früher den Namen »Reflex« in anderem als dem üblichen Sinne verwendete, so jetzt den Terminus »einfache Willenshandlung«, indem er jede irgendwie psychisch vermittelte Bewegung so nennt, wenn dabei auch gar keine auf den Erfolg gerichtete Absicht, ja nicht einmal eine Vorstellung desselben im Spiele ist.«

² Auch Wundts 'Lautgebärde' ist bereits bei Humboldt angedeutet; vgl. G. S., VI. Bd., p. 151 f. (§§ 35, 36).

als eine doppelte Weise des Bezeichnens zu unterscheiden seien.¹ Die Sprachmittel haben seiner Meinung nach die primäre Bestimmung, das seelische Leben im Hörenden zu beeinflussen. »Absichtliches Sprechen ist eine besondere Art des Handelns, dessen eigentliches Endziel ist, in anderen Wesen gewisse psychische Phänomene hervorzurufen. Dieser Intention gegenüber erscheint die Kundgebung oder Anzeige der Vorgänge im eigenen Inneren nur als ein Mittel oder *παρέργον*, und so weist jedes absichtliche Sprechen eine Mehrheit von Seiten und verschiedene Weisen des Zeichenseins auf, und die eine Art dieser absichtlichen Zeichengebung ist eine unmittelbare, die andere dagegen in den meisten Fällen eine mittelbare.« Die primär intendierte, aber mittelbare Zeichengebung nennt er Bedeuten oder Bedeutung, die sekundär intendierte, aber unmittelbare — sie vermittelt die erstere — Ausdrücken, Ausdruck oder Kundgabe. Wir sahen schon früher, wie M.'s Terminus 'Bedeutung' auf seiner Ansicht vom primären Mitteilungs- oder Verständigungszweck der Sprache beruht;² das Verhältnis des Sprechenden zum Hörenden ist für ihn prinzipiell das Grundproblem in den sprachlichen Erscheinungen. *Anders die Nativisten.* Von Humboldt bis Wundt können wir da beobachten, wie im sprachlichen Leben der Hauptsache nach, wenn auch in verschiedener Nuancierung, das Hauptgewicht auf dem 'Ausdruck' oder der 'Kundgabe' im oben erläuterten Sinne ruht. Humboldt hat gewiß die soziologischen Probleme des Sprachlebens gesehen und zum Teil erörtert, aber genetisch ist ihm die Sprache doch wesentlich nur Ausdrucksleistung. Dort, wo er den empirisch gegebenen Boden verläßt, spielen seine unter Einfluß der zeitgenössischen Philosophie gebildeten und subjektiv besonders in der ästhetischen Richtung umgefärbten Ideen der unbewußten Sprachschöpfung herein.³ Das poetische Moment steht bei ihm hier im Vordergrund.⁴ Bei Wundt ist das Ästhetische, das zum guten Teil in Humboldts Auffassung lag, verschwunden zu Gunsten eines psychologischen Erklärungsversuches, der aber wiederum die Sprache primär zur unwillkürlichen Affektäußerung und Ausdrucksbewegung machen will.⁵ Daraus läßt sich als folgerichtig begreifen, daß Wundt, wie *H. Paul* hervorgehoben hat, nur den Standpunkt des Sprechenden in Rücksicht zieht, während die Wechselwirkung der Individuen für ihn kein Problem bildet, deren Stelle das Wirken eines mythischen Volksgeistes vertritt.⁶

¹ (III) p. 69 ff.; (VIII) p. 280 ff.

² Vgl. p. 20 f. unserer Darlegung.

³ Vgl. *M. Scheinert* a. a. O., p. 167 ff.

⁴ G. S., VII. Bd., p. 61: Der Mensch als singendes Geschöpf; die Lieder der primitiven Völker.

⁵ Dagegen (VIII) p. 601 ff.

⁶ Die Gegensätze der Sprachbetrachtung (als Mitteilung und Ausdruck) sind heute wiederum aktuell; vgl. *Schuchardt-Vofler*. Auch Vermittlungsversuche sind unternommen worden (*Spitzer, Schürr*; vgl. *Literaturblatt f. g. r. Phil.* 1922, sp. 246 ff.; 1924, sp. 1 ff.). Mit *Voflers* früheren Ansichten hat sich *Marty* selbst in (IX) auseinandergesetzt.

Das ganze Lehrgebäude basiert, wie wir abschließend sagen können, auf der Ansicht **über den Ursprung der Sprache**. Martys empirisch-teleologische Auffassung steht jenen Ansichten diametral gegenüber.¹ Hier gibt es keine Brücke und wir können mit den Worten, womit er selbst seine Artikel gegen Wundt geschlossen hat, endigen: »Nativismus und absichtliche Sprachbildung bilden ein aut—aut, aus dem kein Entfliehen ist.«²

139. Marty konnte sein sprachphilosophisches Lebenswerk nicht mehr abschließend gestalten. In großen Umrissen und zahlreichen feinen Einzelheiten ausgearbeitet liegt der Bau in seinen publizierten Schriften vor uns, aber gerade diejenigen Teile, die den Grammatiker besonders interessiert hätten, nämlich die Kritik der üblichen grammatischen Bezeichnungen und wichtige genetische Fragen, sind von ihm leider nicht mehr der Öffentlichkeit übergeben worden. Immerhin aber ließ sich bereits einzelnen zerstreuten Bemerkungen und Noten in seinen Werken viel entnehmen und, je genauer man bei der Lektüre seiner Schriften zu Werke geht, desto fruchtbringender ist die aufgewandte Mühe.

Wichtige Ergänzungen nun bietet Martys literarischer Nachlaß. Hier liegen, wenigstens zum Teil ausgearbeitet, Partien vor, die den veröffentlichten I. Band der 'Untersuchungen' fortsetzen und für die Sprachwissenschaft besondere Bedeutung gewinnen dürften. Diese hinterlassenen Arbeiten werden Martys Bedeutung in noch helleres Licht setzen. Trotzdem aber läßt die Masse der Notizen und unausgearbeiteten Gedankensplitter, welche die hinterlassenen Blätter bergen, nur um so tiefer bedauern, wieviel uns mit dem Hingang dieses Gelehrten unwiederbringlich verloren bleiben muß.

¹ (VIII) p. 601 ff.

² (IV) p. 304; um Mißverständnisse zu vermeiden, verweise ich wegen des Wortes 'absichtlich' nochmals auf (IV) p. 152 ff.! Nebenbei noch ein Wort über O. Broens' »Darstellung und Würdigung des sprachphilosophischen Gegensatzes zwischen Paul, Wundt und Marty« (Bonn 1913); diese Dissertation arbeitet (p. 37 ff.) nicht einmal die obigen grundlegenden Gesichtspunkte heraus und scheint mir vor allem ein Beispiel dafür, wie unheilvoll die Stellung eines Themas, das nachgerade dem reifen Forscher genug zu tun gibt, sich für einen Anfänger auswirken muß.

I. Sachregister.

(Die Zahlen ohne §-Zeichen geben die Seiten an; A. = Anmerkung.)

- '*Abstrakta*', grammatische: 23, 53 f., 62 f. (bes. § 60).
Abstraktion u. Sprache: 38 (und A. 1 u. 4).
Adaptionstheorie: 48 (A. 3), 72 ff. (§ 71).
'*Adjektiv*': 23, 72.
Akzent: 20 (A. 2), 48, 90 f. (§ 94).
'*Aktionsarten*': 67 f., 72.
'*Aktiv*': 68 f., 72.
Äquivokationen: 65, 74 f., 107 f. Verschommenheit des Ausdrucks davon zu scheiden 75 ff. (§ 75).
'*Analyse*' und '*Synthese*' im sprachlichen Ausdruck: 65 (und A. 1), 85 f. (§ 87).
Apperzeption: 32 (und A. 1).
Assoziation nach *Kontiguität* und *Analogie*: 7, 18, 40, 63 f., 72.
'*Aussage*': 21 (und A. 1), 22, 47 (primitive Formen), 52 f. (kategorische ~).
Autosemantika (selbstbedeutende Ausdrücke: 22 f., 47 f. (Vgl. auch: '*Vorstellungssuggestive*', '*Namen*', '*Aussagen*', '*Emotive*', '*Reden*').
'*Bedeutung*': 20 ff., 129 (§ 138). '*Stoff* und *Form*' auf dem Gebiete der ~ 22. Haupt- und Nebenvorstellungen an der ~ 31 [§ 29 a]. Aufbau der ~ im Hörer 83 f. Summe der ~en die Weltanschauung 94 f. Bedeutung und Ausdrucksmethode zu scheiden 24 (§ 23 und A. 2) u. ö. 110. (Vgl. '*Sprechen* und *Denken*').
'*Bedeutungswandel*': 9 ff., 41 ff. (Bezeichnungsübertragung). 43 (A. im Text). 47 f., 72 (~ auf syntakt. Gebiet). Methodisches zur Untersuchung des ~ 108 ff. Entwicklung der Bedeutungen 43 (A. im Text).
'*Begriff*': 42 (§ 38 und A. 2).
Diffinitus ethicus: 59 (und A. 1).
Deskriptive und genetische Betrachtung: 1 (und A. 1), 20 (und A. 2), 24 (und A. 2), 42, 56, 64 (§ 62), 106 ff.
Dichtersprache: 3, 16 (und A. 1) u. ff., 40 (A. 2), 82 f., 108. ~ und Volkssprache 3, 16 (A. 1), 39 (§ 34). ~ und Alltagssprache 15 (und A. 4), 17. ~ und Übersetzung 78 (§ 78).
'*Emotive*': 21 (und A. 1), 22, 47 (erste sprachliche Zeichen).
Etymologie: Aufgaben der ~ 42 (§ 38). *Prima appellata* und *cogitata* 44, 108 (§ 114).
'*Farbe*' des Ausdrucks (Gefühlswert): 31 [§ 29 b].
Flexion: Entstehung der ~ 48 f. Adaptionstheorie 48 (A. 3), 72 ff. (§ 71). Flexion und Wortstellung 90 (§ 92), 93. (Vgl. auch '*Analyse*').
'*Form*' (im Gebiete des Sprachlichen): 19 (§ 21). '*Form*' und '*Stoff*' bei Humboldt 112 ff. ~ bei Wundt 124 ff. (Vgl. auch '*Stoff*', '*Sprachform*').
Genera verbi: 68 f.
Geschmack: Entwicklung des ~ 13 (A. 5).
Gesetz vom Werte des *Psychischen*: 17, 54, 64.
Inversion: 91 ff., 93.
'*Kasus*': Wundts Theorie 56 ff. (§§ 53, 54). Martys Einteilung 58 ff. (§ 55). F. i. Sprachform bei den ~ 62 ff. Genetische Seite des Problems 64 f. (§ 62). *Analyse* und *Synthese* des sprachlichen Ausdrucks 65 (u. A. 1).
Kategorien, Grammatische: 50, 54 (§ 48), 57, 63, 65, 66 (§ 64), 71, 72, 95 ff. (Siehe auch '*Substantiv*', '*Verb*', '*Adjektiv*', '*Aktiv*', '*Passiv*', '*Kasus*'). Grammatische Terminologie häufig *äquivok* 24 (und A. 3). (Vgl. '*Sprechen* und *Denken*').
Kenningar: 82 (§ 82), 108.

Kindersprache: 3, 4 (A. 1), 16 (A. 1), 100 (§ 105), 105 (§ 110), 107 (A. 3).
Komposita: Bestandteile synsemantisch 23. (Vgl. Synsemantika).
 'Konjunktion': 23, 71.
 'Kopula': 66 f.
 Korrelativa: 31 (Kleindruck), 41 (Kleindruck).
 Kundgabe (beim sprachlichen Ausdruck): 21 (A. im Text), 83. Einseitige Betonung der ~ 128 f. (§ 138).
 'Lautform' (= Laute, Lautkomplex): 24 (A. 5).
 Lautforschung (Lautlehre): 24 (A. 5: unentbehrlicher Unterbau).
 Lautphysiologie: 19 f.
 Lautsymbolik: 7.
 Lehnübersetzung: 110.
 Lehnwörter: 110.
 Logik und Grammatik: 70 (und A. 2), 123 (A. 1).
 Medium: 68 f.
 'Merkmal' bei Gegenstandsbezeichnungen: 32 ff. (bes. 35 und A. 2).
 Wundts 'dominierendes Merkmal' 34 (A. 2), 127 (§ 136).
 Metapher: 18, 28 (und A. 2).
 Metonymie: 18, 30.
Modi verbi: 69 f.
 Nachahmende Äußerungen: 6 (und A. 1) u. ff., 12 (§ 12).
 'Namen': 21 (und A. 1), 22 f.
 'Nebensätze': 23, 56.
 Negation: Entstehung der sprachlichen Bezeichnung 47 (und A. 2).
 'Objektssätze': 56.
 'okkasionell' und 'usuell': 75 (und A. 1).
Oratio recta: 56.
 'Passiv': 68 f., 89 (englische Konstruktion).
 'Prädikat': 51. ~ und Wortstellung 90 ff. (§§ 93 ff.).
 'Präfixe': 48.
 'Präpositionen': 23, 48.
 Psychische Phänomene, Klassifikation: 21 (A. 1).
 'Reden', wirkliche (= Aussagen, Emotive): 22. Fingierte ~ (= Vorstellungssuggestive, besond. beim Dichter) 22.
 Redezusammenhang: Wichtiges Agens für Sprachverständnis 9, 39, 41, 47, 50, 82, 92.

Relationen: 59 f.

'Relativsätze': 56.

'Satz': (= wirkliche oder fiktive Reden): 22, 24 (A. 3), 45 (und A. 2).
 Subjektlose Sätze 55.

Soziologisches: 94 ff. (Sprache und Volk), 95 ff. (Unterschiede im Denken der Völker), 100 ff. ('Volksseele', '-geist'), 105 ff. (Syntaktische Methode u. Sprachgenossenschaft). (Vgl. auch 'Stilarten', 'Sprachursprung').

'Sprache': als Wort grammat. Abstraktum 53. ~ und Volk 94 ff. Sprachstruktur und Denken der Völker 95 ff. ~ als Mitteilung und Kundgabe 128 f. (§ 138).

[Vgl. auch 'Sprachwissenschaft', 'Sprachphilosophie', 'Sprachform', 'Form', 'Stoff', 'Sprechenu.Denken', 'Stilarten', 'Kategorien' (grammatische), 'Sprachursprung'].

Sprachform.

Äußere: 24 ff. Genetische Eigentümlichkeiten 25. ~ bei Wundt 124.

Innere: 1 ff. (vorläufige Erörterung), 5, 7, 9, 10 ff. (erste Verwendung des Terminus bei Marty), 14, 16, 18, 25 ff. Figürl. und konstruktive i. Sprachform, erste Scheidung bei Marty und Chronologie der Problembehandlung 25 f.

A. Figürliche innere Sprachform: 26 ff., 61 (§ 57). *Beispiele* besonders aus dem Gebiete der Namen 28 ff. (§ 27). *Verbleichen* der ~ 27, 31 (§ 28), 41 (§ 37). [Siehe 'Bedeutungswandel'.] *Verwechslung* mit anderen Erscheinungen aus dem Gebiete der Bedeutung 31 ff. (§ 29), 103 f. *Genesis* der ~ 36 f. *Ursachen* und *Gesetze* bei Auswahl der ~ 38 ff. (§§ 34, 35). *Assoziation* nach Kontiguität und Analogie als treibende Kräfte 40 (§ 36), 63. —

F. i. Sprachform auf dem Gebiete der Syntax 47 ff. ~ bei kategorischen Aussagen 52 ff. (§ 47). ~ in subjektlosen Sätzen 55 (§ 49). ~ bei Emotiven (§ 50). ~ in Nebensätzen (§ 51). ~ bei den grammat. Kasus 58 ff. (bes. §§ 56 f.). ~ bei verbalen Kategorien 66 ff. (§§ 65 ff.). *Äquivoka-*

tion infolge der ~ 74 f. (§ 74). Synonymie als Folge der Verwendung verschiedener ~ 77 ff. (bes. §§ 80 ff.).

F. i. Sprachform und geistige Eigenart der Sprechenden 103 ff. Methodisches zur Untersuchung der ~ im Sprachzustand 106 ff. (§§ 113 ff.).

B. Konstruktive i. Sprachform: 83 ff. Sprache ein Stenogramm 84 (§ 86). Auswahl, 'synthetische' und 'analytische' Bildung im Ausdruck (§§ 86, 87). Anordnung des Wortmaterials und Probleme der Wortstellung (§§ 88 ff.). Zusammenwirken der f. und k. i. Sprachform 86. Martys Stellung zur 'inneren Sprachform' Humboldts, Steinthals und Wundts: III (A. 1: Belegstellen). Der Begriff 'innere Sprachform' bei Humboldt 113 ff. (§§ 122 ff.). ~ bei Steinthal 123 f. (§ 131). ~ bei Wundt 124 ff. (§§ 133 ff.).

'Sprachkörper und Sprachfunktion': 20 (A. 2), 65 (A. 1).

Sprachphilosophie: 19 f. Geschichte der ~ 95 f. (§ 102).

Sprachwissenschaft: ~ als Geisteswissenschaft 13. Aufgaben der ~ 19 f. (Sprachforschung, Lautphysiologie, Sprachphilosophie). Lautforschung 24 (A. 5). Vgl. 'Sprache'.

Sprachursprung: Tiersprache und menschliche Sprache 38 (A. 4). Primitive Mitteilungsformen 4 ff. Erste sprachliche Zeichen Emotive 46 f. (§ 42). Entwicklung konventioneller Ausdrucksmittel 9 ff. Sprachentstehung $\varphi\sigma\epsilon\epsilon\iota$ und $\theta\acute{\epsilon}\sigma\epsilon\iota$ 2 (A. 4), 12. Planlose Entstehung der Volkssprachen 14, 17, 36 f., 80 (§ 80), 99 f. Empirisch-teleologische Entstehungshypothese 12 (§ 13), 13 (A. 1), 36 f., 99 f. Entstehung 'syntaktischer' Fügungen vgl. 'Syntax'.

Martys Stellung zur Ursprungstheorie Humboldts, Steinthals und Wundts III (A. 1: Belegstellen). Die Theorie vom ~ die Basis der wissenschaftlichen Gegensätze 127 ff. (§§ 137 ff.). Wundts These 128 (A. 1).

Sprechen und Denken: Prius des Gedanklichen 37 (§ 33). Sprache als Denkhilfe 38. Begriff und Na-

mengebung 42, 44, 46. Bezeichnung von Empfindungsinhalten 14. Urteil und Aussageform in primitiver Rede 46 f. (§ 42). Einfache Urteile in Form kategorischer Aussagen 55 (§ 49). Grammatische Kategorien nicht durchaus adäquaten Bedeutungskategorien entsprechend 24 (A. 3), 54 (§ 48), 71, 72, 95 ff. Jedoch ein gewisser Parallelismus zugeben 66 (§ 64), 99 ff.

Sprachstruktur kein untrügliches Mittel für die Erkenntnis der Gedankenstruktur 65, 98 ff., 128. Ausdrucksmethode und 'Denkformen' 81. Stenogrammatischer Charakter der Sprache 84 f. Unterschiede im Denken der Völker 95 ff. 'Volksgeist' 100 ff. Entwicklung der Bedeutungen selbstverständlich 43 (A. im Text). Wundts Denkformen 125 ff. (§§ 135 ff.).

Stilarten: 84 f. (§§ 85 ff.), 87 ff. (§§ 88 f.). Übergang von stilistischen zu grammatischen Zeichen 92 (§ 96). Ausbildung eines relativ einheitlichen Stiles innerhalb der Sprachgenossenschaft 105 ff. Untersuchung der Stilarten 107 ff.

'Stoff': im Gebiete des Sprachlichen 19 (§ 21). 'Stoff' und 'Form' auf dem Gebiete der Bedeutung 22. 'Stoff' bei Humboldt 112. ~ bei Wundt vgl. 'Form'.

'Subjekt': 51 (grammatisches Subjekt und Substanzbegriff decken sich nicht). ~ und Wortstellung 90 ff. (§§ 93 f.).

'Subjektlose Sätze': 55 (§ 49).

'Substantiv': Bedeutung des ~ 24 (A. 3). Entstehung der grammatischen Kategorie 47, 53, 72.

'Suffixe': 48.

Suppositio formalis und materialis: 29.

Symbolisches Denken: 38 (Kleindruck).

Synonyma: 65, 77 ff. (§§ 76 ff.). ~ innerhalb einer Sprache 81 f. (§ 81), 107 ff. (Vgl. 'Übersetzung').

Synekdоче: 16, 30. (Vgl. Metonymie.)

Synsemantika (mitbedeutende Ausdrücke): 21 f., 23 (u. A. 3: Präpositionen, Konjunktionen, Ad-

- jektiva, Infinitiv, Partizip, Bestandteile von Kompositis; 'Abstrakta'), 84. Abstufung innerhalb der ~ 23 (A. 3). Entstehung der ~ 47 f., 56 ff. (bes. 59, A. 2).
- 'Syntax': Begriffsbestimmung 45. Aufgabe der ~ in aktueller Rede 46 (§ 41). Genesis der ~ 46 ff. (§ 42). ~ auf dem Gebiete des Urteils, der Interessephänomene und Vorstellungen (§§ 42, 43). *Stellung* und *Betonung* die ersten syntaktischen Mittel 92. Entwicklung einer einheitlichen syntaktischen Methode innerhalb der Sprachgenossenschaft 105 ff.
- 'Tempora': 67 f.
- Terminologie, grammatische: Mängel 24 (A. 3), 45, 52.
- Tiersprache: 38 (A. 4).
- Übersetzung: das Problem der ~ 78 f. (§ 78).
- Urteilslehre Brentanos: 50 (§ 46).
- 'Verbum': Entstehung der grammatischen Kategorie des ~ 47, 53 f. (Aktiv und Passiv). Verkennung der f. i. Sprachform beim ~ 54 (A. 1), 66 (A. 3). *Kopula* und f. i. Sprachform 66 (§ 65). *Tempora* und *Aktionsarten* 67 f. (§ 66). *Genera verbi* 68 f. (§ 67). *Modi* 69 f. (§ 68). *Infinitiv*, *Partizip* 23.
- Vergleich: 16, 17.
- Verschwommenheit des Ausdrucks: 15, 75 f. (§ 75).
- 'Vokativ': 58 f.
- 'Vorstellungssuggestive': 21 (A. 1).
- Wortstellung: 46, 89 ff. (§§ 91 ff.). Funktion der Spitzenstellung, Inversion (§ 95). ~ und Flexion 48, 90 (§ 92), 93.

II. Namenregister.

- Bechtel*, F.: 40 (§ 35).
Brentano, Fr.: 2 (A. 1), 4 (A. 1), 18 (A. 3),
21 (A. 1), 51 (Urteilslehre), 53 (A. 1).
Condillac: 88.
Darwin: 4 (A. 1).
Delbrück: 112 (A. 1).
Deutschbein, M.: IX, 68 (A. 1),
70 (A. 1).
Erdmann, K. O.: 31 (A. 3 u. 5).
Falk, H.: X.
Förster, M.: 110.
Gabelentz: 90 ff.
Geiger, L.: 4 (A. 1).
Haym R.: 112 (A. 1).
Herbart: 4 (A. 1).
Hirt: 48 (A. 3), 72 (u. A. 2), 108.
Horn, W.: 20 (A. 2), 24 (A. 2), 65 (A. 1).
Humboldt, W. v.: 1, 95, 96 (A.),
111 ff. (innere Sprachform).
Jaberg: IX.
Jespersen: 4 (A. 1), 87.
Kraus, O.: XI, 2 (A. 1), 52 (A. 2).
Kurath, H.: 29 (A. 1).
Lazarus: 1.
Lerch, E.: IX.
Lessing, G. E.: 17.
Lipps, Th.: 90.
Luick, K.: 20 (A. 2).
Meissner, R.: 108.
Misteli: 54 (A. 1).
Morsbach, L.: 65 (A. 1).
Müller, M.: 43, 95.
Noreen: X.
Otto, E.: X.
Paul, H.: 56 (A. 1), 100, 127, 129.
Porzig, W.: IX.
Scheinert, M.: 112 (A. 1).
Schrader: 15 (A. 2).
Schrijnen: IX.
Schuchardt, H.: 129 (A. 6).
Schultz, W.: 16 (A.).
Schürr, F.: IX, 129 (A. 6).
Sperber, H.: X.
Spitzer, L.: 87, 129 (A. 6).
Spranger, E.: 112 (A. 1).
Steinthal: 1, 10 (A. 2), 95, 96 (A.),
111 (A. 1), 123 f. (innere Sprachform).
Streitberg, W.: 112 (A. 1).
Tylor: 4 (A. 1).
Vischer, F. Th.: 17.
Vossler: IX (A. 2), 13 (A. 1), 129 (A. 6).
Wechsler, E.: 113.
Wegener: 47 (A. 1), 90 ff.
Weise, O.: 13.
Whitney: 4 (A. 1).
Wundt: 1, 9 (A. 1), 11 (A. 1), 13 (A. 2,
3), 34 (A. 2), 43, 56 ff. (Kasuslehre)
85 (Analyse und Synthese), 95,
96 (A.), 111 (A. 1), 124 ff. (innere
Sprachform).

34/242